

WIDERSTAND

gegen den Nationalsozialismus

in Berlin



Widerstand gegen den Nationalsozialismus war schwierig, aber möglich. Er endete für die handelnden Akteure oftmals mit Verhaftung, Folter, Verurteilung und Tod. Dennoch sind manche Menschen mutig diesen Weg gegangen.

Herausgeber: Berliner Geschichtswerkstatt e.V.

Die Berliner Geschichtswerkstatt ist ein gemeinnütziger Verein, der seit 1981 besteht. Im Zentrum unserer Arbeit stehen Alltagsgeschichte und die Geschichte „von unten“, wobei wir die Erinnerungsarbeit nicht als Selbstzweck verstehen. Wir wollen anhand des Schicksals der NachbarInnen am Wohnort Zeitgeschichte und die eigene Verstrickung darin nachvollziehbar machen.

Berliner Geschichtswerkstatt e. V.
Tel: 030/215 44 50
info@berliner-geschichtswerkstatt.de
www.berliner-geschichtswerkstatt.de



Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Berlin

Herausgeber: Berliner Geschichtswerkstatt e. V.

Mit Beiträgen von:

Geertje Andresen
Madeleine Bernstorff
Dörte Döhl
Eckard Holler
Thomas Irmer
Jürgen Karwelat
Ulrike Kersting
Annette Maurer-Kartal
Annette Neumann
Cord Pagenstecher
Kurt Schilde
Bärbel Schindler-Saefkow



Dokumentation
zur Veranstaltungsreihe der Berliner Geschichtswerkstatt e. V.
„Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Berlin“
Januar bis Juni 2014

Eigenverlag der Berliner Geschichtswerkstatt e. V.
Goltzstraße 49, 10781 Berlin, 2014

Druck: Rotabene Medienhaus, Schneider Druck GmbH, Rothenburg ob der Tauber
Satz, Layout und Umschlaggestaltung: Irmgard Ariallah, Atelier Juch

© für die Texte bei den Autorinnen und Autoren

© für die Abbildungen bei den Urhebern oder Leihgebern

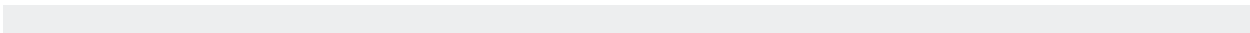
Umschlagfoto: Porträt Oda Schottmüller um 1928, Archiv Susanne und Dieter Kahl

ISBN: 978-3-925702211

Gefördert aus Mitteln der Stiftung Deutsche Klassenlotterie Berlin

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
„Wir Löwen tragen Mähnen und brüllen gewaltig.“ (Eberhard Koebel/tusk, 1932)	
Moderation: Beate Winzer	
Veranstaltungsbericht: Sonja Miltenberger	7
Vorträge:	
Eckard Holler	8
Dr. Kurt Schilde	18
Oda Schottmüller – „Agentenflittchen“ oder „Kundschafterin Moskaus“	
Moderation: Sonja Miltenberger	
Veranstaltungsbericht: Dr. Andreas Bräutigam	23
Vortrag:	
Dr. Geertje Andresen	25
Maria Gräfin von Maltzan - Zivilcourage einer Berliner Tierärztin	
Moderation: Jürgen Karwelat	
Veranstaltungsbericht: Peter Lassau	37
Vorträge:	
Madeleine Bernstorff	41
Jürgen Karwelat	43
Berliner Arbeiterwiderstand – Die Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation	
Moderation: Dr. Andreas Bräutigam	
Veranstaltungsbericht: Jürgen Karwelat	45
Vorträge:	
Dr. Annette Neumann	47
Dr. Bärbel Schindler-Saefkow	47
Dr. Ulrike Kersting	63
Widerstand von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern	
Moderation: Dr. Elke Mocker	
Veranstaltungsbericht: Sonja Miltenberger	69
Vorträge:	
Dr. Cord Pagenstecher	71
Thomas Irmer	81
Widerstand war möglich - Kohlenhandlung Julius und Annedore Leber	
Moderation: Dr. Andreas Bräutigam	
Veranstaltungsbericht: Sonja Miltenberger	87
Vorträge:	
Dr. Dörte Döhl	88
Annette Maurer-Kartal	100
Nachwort	109



Vorwort

Die Berliner Geschichtswerkstatt ist ein gemeinnütziger Verein, der an die Traditionen der skandinavischen „Grabe-wo-du-stehst“- und der angelsächsischen „history-workshop“-Bewegung anknüpft. In der kritischen Auseinandersetzung mit den traditionellen Methoden der Geschichtswissenschaft ist eine neue Bewegung zur Erforschung der „Geschichte von unten“ entstanden.

Die Berliner Geschichtswerkstatt macht seit 1981 Forschungs- und Ausstellungsprojekte, Stadtführungen und Archivarbeit zur Berlingeschichte, insbesondere zum Nationalsozialismus und zur Geschlechtergeschichte. Dabei greift sie auch immer wieder in Debatten um Entschädigung und ein angemessenes Gedenken ein. Diese Erinnerungsarbeit haben wir mit unserer Veranstaltungsreihe fortgeführt.

Veranstaltungsreihe „Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Berlin“

1933 übernahmen Hitler und die Nationalsozialisten die politische Macht in Deutschland. Die meisten Deutschen folgten dem neuen Regime begeistert oder passten sich an, weil sie sich davon Vorteile erhofften. Nur wenige Menschen stellten sich den

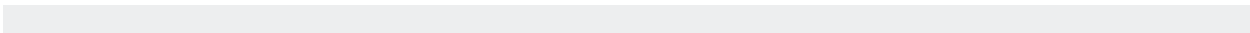
Verbrechen der neuen Machthaber entgegen.

Sie nutzten verschiedenste Möglichkeiten um Widerstand zu leisten, denn der Widerstand gegen das NS-Regime war breit gefächert. Er reichte von passiver Resistenz und non-konformem Verhalten bis zu Emigration und dem bekannten Attentats- und Umsturzversuch vom 20. Juli 1944. Getragen wurde der Widerstand von Männern und Frauen aus allen sozialen Schichten und politischen Lagern.

Mit der Veranstaltungsreihe will die Berliner Geschichtswerkstatt zeigen, dass der Widerstand gegen den Nationalsozialismus schwierig - aber möglich war. Er endete für die handelnden Akteure oftmals mit Verhaftung, Folter, Verurteilung und Tod. Dennoch sind manche Menschen mutig diesen Weg gegangen.

An diese Menschen soll die Veranstaltungsreihe und die nun vorliegende Broschüre der Berliner Geschichtswerkstatt erinnern. Mit den ausgewählten Personen und Personengruppen wollten wir exemplarisch die vielfältigen Aktivitäten der Widerstandsgruppen aufzeigen und somit ihr Handeln auch heute noch würdigen.

Der Vorstand der Berliner Geschichtswerkstatt wünscht eine interessante und anregende Lektüre.



„Wir Löwen tragen Mähnen und brüllen gewaltig.“ (Eberhard Koebel/tusk, 1932)

Moderation: Beate Winzer

Gäste: Dr. Kurt Schilde, Eckard Holler

Montag, 13. Januar 2014

Der junge Designer Eberhard Koebel (1907-1955) gründete am 1.11.1929 in Stuttgart einen Jugendbund, der durch den geheimnisvollen Namen „dj 1.11“ Aufmerksamkeit erregte und den Anspruch hatte, seine Mitglieder zu „Selbsterringenden“ zu erziehen. Nach seinem Umzug nach Berlin trat er 1932 in die KPD ein. Tusk wurde zu einer legendären Figur und einer

ernsthaften Konkurrenz der Hitlerjugend. Deshalb wurde er verhaftet und im SS-Gefängnis Columbia-Haus inhaftiert. Die dj 1.11 überlebte die NS-Zeit in der Illegalität trotz Verfolgung und erlebte nach 1945 eine Wiederbelebung. Eberhard Koebel starb 1955 in Berlin (DDR) mit nur 48 Jahren.

Veranstaltungsbericht

Sonja Miltenberger (Berliner Geschichtswerkstatt e. V.)

Unser erstes Werkstattgespräch zum Thema Widerstand begann mit einem fulminanten Auftakt: Es ging um Eberhard Koebel, genannt tusk, Begründer der „Deutschen autonomen Jungenschaft dj 1. 11“ – in Worten: dejott eins elf – die er jedoch nur drei Jahre lang, von 1929 bis 1932, leitete. Das Interesse an tusk und der deutschen Jungenschaft war unerwartet hoch.



Abb. 1: im Podium v. l.: B. Winzer, E. Holler, K. Schilde
Foto: Elke Mocker

Der Platz in unseren bescheidenen Geschäftsräumen reichte kaum aus, so dass jeder einigermaßen bequeme Sitz-, Lehn- oder Standort gerade recht war. Zu Beginn las die Schauspielerin Renata Berckan aus dem Text von Eberhard Koebel „Der gespannte Bogen“. Die Sprache, der sich tusk in dieser Flugschrift der Deutschen Jungenschaft von 1931 bediente, mutet heute etwas seltsam an. In einer direkten Ansprache an die Jugend gerichtet, ist hier die Rede von den „Selbsterringenden, die etwas Neues schaffen und den „Wiederholenden, die Bestehendes aufgreifen. Eine

Sprache, die etwas Steifes und zugleich Mystisches hat. Nachdem der „Tuskologe“ Eckard Holler Leben und Wirken Koebels vorgestellt hatte, referierte der Historiker Dr. Kurt Schilde über die Jugendbewegung in den 1920er und 1930er Jahre speziell in Berlin, wo Koebel seit 1930 lebte. Der aus sehr komfortablen Verhältnissen stammende Koebel, so war zu erfahren, lebte eine wilde Mischung aus nordischer Überlebensmystik, kommunistischen Idealen und meditativer Rückzugsmentalität des Zenbuddhismus. Koebel war ein Suchender – und dabei sehr aktiv: sei es in der bündischen Jugend, in der KPD, im Deutschen Jungvolk oder später in der FDJ. Er war aber auch eine starke Persönlichkeit, die großen Einfluss auf die Jugend hatte. So geriet er fast zwangsläufig in den Fokus der Gestapo, die ihn 1934 verhaftete und in das Columbia-Haus überführte, wo Koebel zwei Selbstmordversuche unternahm, um Verhören und Folter zu entgehen. Nachdem tusk nach drei Wochen schwerverletzt entlassen worden war, emigrierte er über Schweden nach England und ging 1948 in die SBZ/DDR. Aber auch hier blieb er mit seiner Vorstellung einer deutschen Jugendbewegung, die die Deutsche Jungenschaft und die Freie Deutsche Jugend vereinen sollte, glücklos. Von der (west)deutschen Jungenschaft abgelehnt und den politischen Entscheidungsträgern der DDR kaltgestellt, starb Eberhard Koebel im Alter von nur 48 Jahren 1955 in Ost-Berlin.

Nach den Einführungen von Eckard Holler und Kurt Schilde entbrannte eine Diskussion unter den Anwesenden, die man als sehr lebhaft und kontrovers bezeichnen kann. Im Kern ging es immer wieder um die Frage: Was ist Widerstand? War die bündische Jugend widerständig oder wollte man eigentlich nur



Abb. 2: Unerwartet hohes Interesse an tusk und dj.1.11
Foto: Elke Mocker

anders sein als die anderen? Trugen sie möglicherweise die Ideologie des Nationalsozialismus – ge-

Vorträge

Eckard Holler

(Tusk-Biograf und freier Publizist, kam Mitte der 1950er Jahre zu den Pfadfindern und ist seit dem der bündischen Jugend treu geblieben, Mitbegründer des Mindener Kreises e. V., einer Vereinigung von ehemaligen Jungenschaftsmitgliedern, die eng mit dem Archiv der deutschen Jugendbewegung zusammenarbeitet, in dem sich auch ein Teil des Nachlasses von Eberhard Koebel befindet.)

Eberhard Koebel (tusk) und dj.1.11 im Jugendwiderstand gegen Hitlerjugend und Nationalsozialismus

Eberhard Koebel (1907 - 1955), genannt „tusk“, gehört zu den bündischen Jugendführern der 1920/30er Jahre, deren Nachwirkung bis heute anhält. Er erfand zwischen 1927-1934 eine Fülle neuer Stilformen für den von ihm gegründeten Jungenschaftsbund dj.1.11, die sich schnell verbreiteten, und machte die Jungenschaftsbewegung zur dritten Welle der Jugendbewegung nach Wandervogel und Bündischer Jugend.

Bemerkenswert ist, dass das gegenkulturelle Milieu der dj.1.11, das von seinen Neuerungen wie Kohte und Jurte, Jungenschaftsjacke, Lapplandfahrt, Winterlager im Schnee, Kosakenlieder, Zen-Buddhismus gebildet wurde, in der NS-Zeit vom Jugendwiderstand gegen Hitlerjugend und Nationalsozialismus relativ erfolgreich als Refugium genutzt werden konnte. Das mit der originellen Abkürzung „dj.1.11“ gekennzeichnete Milieu besaß eine erstaun-

wollt oder ungewollt – mit? Ist es nicht eine überhöhte Erwartung an Kinder, zumal vornehmlich aus dem Bürgertum stammend, politischen Widerstand zu leisten? Wurde die bündische Jugend gar für politische Zwecke missbraucht? Steht nicht im Kontrast dazu der sehr konkrete politische Widerstand der „Weißen Rose“ in München oder der „Edelweißpiraten“ in Köln? Andererseits: „tusk“ wurde schließlich von der Gestapo verhaftet und massiv unter Druck gesetzt, sich von der bündischen Jugend fernzuhalten. Ist das kein Beweis für Widerstand?

Zu einer Klärung oder Einigung kam es nicht. Dazu gab es zu unterschiedliche Sichtweisen und vor allem Erinnerungen an die eigene Jugendzeit und deren Ideale, die wohl für jeden von uns etwas Besonderes sind und auch immer bleiben werden.

liche Resistenz gegen die Verfolgungsbehörden des NS-Staates. Das hing mit zwei Faktoren zusammen: Es war schwer zu kontrollieren und entsprach nicht den gängigen Widerstandsmustern, auf die die Verfolgungsbehörden eingestellt waren.

Bemerkenswert ist, dass das dj.1.11-Milieu sofort nach 1945 an verschiedenen Orten in Deutschland neu belebt wurde, in den 50er Jahren aus einem dichten Netz von Horten mit einer anspruchsvollen Jugendkultur bestand¹, von dem Auswirkungen auf die 68er Bewegung ausgingen und von dem bis heute die Arbeit der Jugendbünde beeinflusst wird.

Herkunft, politische Einstellung und Aktivität in der Jugendbewegung

Eberhard Koebel, geboren 1907 in Stuttgart, stammte aus einer alteingesessenen Juristenfamilie in Stuttgart,

¹ vgl. Kerbs, Diethart, *Zur Geschichte und Gestalt der deutschen Jungenschaften* (1966)



Abb. 3: tusk, 20 Jahre alt
Quelle: Adfb N Koebel

die zum gehobenen Stuttgarter Bürgertum gehörte. Sein Vater war Richter am Oberlandesgericht Stuttgart und starb unerwartet bereits 1927. Er war zwar als Richter parteilos, seine Mutter Eugenie Koebel, genannt „tütü“, eine Tochter des begüterten Textilfabrikanten Rudolf Friedrich Schüle II aus Kirchheim/Teck, war aber bereits seit 1929 Mitglied der NSDAP und in Stuttgart als alte Kämpferin bekannt. Sein Schwiegervater Dr. Carl Römer aus Hirsau trat 1932 in die NSDAP ein. Das deutschnational eingestellte bürgerliche Milieu, in dem tusk aufwuchs, bestimmte die politischen Einstellungen des jungen Eberhard Koebel und war für seine frühen Sympathien für Hitler verantwortlich. Auf die Nachricht hin, Adolf Hitler sei aus der Festungshaft entlassen worden, fuhr der 17jährige Schüler im Frühjahr 1925 spontan mit einem Freund nach München, um den Gewaltigen in seiner Privatwohnung zu besuchen. Für den Völkischen Beobachter schrieb er anschließend einen Artikel, in dem er Hitler aus Sicht der Jugend bewunderte.² Aus der Rückschau bekannte er, er sei bei seinen Skandinavienfahrten „Faschist in Reserve“ gewesen und habe „mit Widerwillen ... festgestellt, wie weit der Marxismus in Nordskandinavien verbreitet war“.³

Durch seinen Elan, seine praktischen Neuerungen und seine publizistische Tätigkeit machte tusk in der Jugendbewegung auf sich aufmerksam. Seine bedeutendste Leistung als Jugendführer war die Gründung des Jungenschaftsbundes dj.1.11 am 1.11.1929 in Stuttgart und die Programmschrift „Der gespannte Bogen“ aus dem Jahr 1931.⁴ In ihr wird die Autonomie der Jungenschaft und die Freiheit von jeder Weltanschauung verkündet. Die Mitglieder werden aufgefordert, „Selbsterringende“ und nicht „Wiederholende“ zu werden. Die Programmatik der dj.1.11 stellte eigenes Denken und konsequentes Leben in den Mittelpunkt der Jugendbunderziehung. Sie setzte damit die emanzipatorische Richtung der deutschen Jugendbewegung fort, die in der Meißner-Formel von 1913 ihren Ausdruck gefunden hatte. Die dj.1.11 war ihrem Selbstverständnis nach ein unpolitischer Jugendbund. Der Autonomie-Anspruch förderte jedoch die politische Bewusstwerdung, da er die Mitglieder veranlasste, sich gegen Versuche einer weltanschaulichen Vereinnahmung zu wehren. Politisch gehörte die dj.1.11 als Teil der Deutschen Freischar zum liberalen Flügel der deutschnationalen und völkisch eingestellten bündischen Jugend, was jedoch Sympathien für die nationalsozialistische Bewegung von Adolf Hitler nicht ausschloss. Von tusk selbst ist bekannt, dass er zum Zeitpunkt der dj.1.11-Gründung noch Anhänger von Adolf Hitler war.

Im Januar 1930, kurz nach der dj.1.11-Gründung, wechselte tusk beruflich von Stuttgart nach Berlin. Dort vollzog er eine politische Linkswendung, die seine Anhänger überraschte, von der Mehrheit entschieden abgelehnt wurde und zur Spaltung der dj.1.11 in einen weißen und einen roten Flügel führte. Ausgelöst wurde die Linkswendung durch die Konfrontation mit der Notlage der Arbeiterjugend, die sein Gerechtigkeitsempfinden verletzte, und durch den Umgang mit bündischen Intellektuellen, die mit linken nationalrevolutionären und kommunistischen Ideen sympathisierten. Erich Mönch erinnerte sich, dass tusk ihm einmal empört erzählt habe, dass er Arbeiterjungen in die dj.1.11 aufgenommen habe, die kein eigenes Bett hatten⁵, und dass er von den Arbeitereltern zu hören bekam, dass seine Jugendarbeit ein bürgerlicher Quatsch sei.

Die Brücke zur politischen Linken war für tusk insbesondere der Nationalbolschewismus, der in seinen unterschiedlichen Ausprägungen einen revolutionären Sozialismus mit dem Gedanken der Nation verband

2 Eberhard Koebel, *Der Wille der Jugend*, in: *Völkischer Beobachter* v. 15.05.1925 (in: *Werke*, Bd. 1, 297)

3 *Werke*, Bd. 1, 208

4 *Werke*, Bd. 6, 59-95

5 *Der Graue Reiter* Nr. 17/1955, S. 20; Gespräch des Verf. mit Erich Mönch am 30.06.1968

und sich als Opposition gegen den Nationalsozialismus verstand.⁶ tusk hatte in Berlin enge Kontakte zu Anhängern dieser Richtung wie Karl O. Paetel, Harro Schulze-Boysen oder Otto Strasser. Daneben suchte er auch das Gespräch mit ehemaligen Jugendbewegten, wie z.B. Alfred Kurella, die sich der KPD angeschlossen hatten. Ein politisches Vorbild für tusk war insbesondere der Reichwehrleutnant Richard Scheringer, der sich in seiner Aufsehen erregenden öffentlichen Erklärung vom 18.03.1931 von Hitler losgesagt hatte und Kommunist geworden war. Vieles deutet darauf hin, dass tusk bei seiner Wendung zur KPD von Richard Scheringer beeinflusst war.⁷

Am 20.04.1932, an Hitlers 43. Geburtstag, trat tusk demonstrativ der KPD bei. In seinen öffentlichen Erklärungen bezeichnete er den Eintritt als konsequente Weiterführung der Jugendbewegung. Er sei gewachsen und lasse seinen Worten jetzt Taten folgen.⁸ Seine Anhänger forderte er auf, seinem Beispiel zu folgen. Dass der KPD-Eintritt nicht spontan erfolgte, sondern lange überlegt war, geht aus seiner Autobiografie „Große Umwege“ von 1932 hervor, in der es am Schluss heißt: „Das sind die großen Umwege, die mit dem Eintritt in die KPD geendet haben“.⁹ Als Datum für den Eintritt in die KPD wählte er bewusst Hitlers 43. Geburtstag. Sein Ziel war, Hitlers Machtergreifung durch die Zusammenarbeit der Jugendbewegung mit der von der KPD geführten Arbeiter- und Arbeiterjugendbewegung im letzten Augenblick noch zu verhindern, da er in ihr die einzige realistische Kraft sah, die sich mit Aussicht auf Erfolg Hitler in den Weg stellen konnte.

tusk hatte beim Eintritt in die KPD nicht die Absicht, die Richtlinien der kommunistischen Jugendarbeit zu befolgen, sondern beabsichtigte ganz im Gegenteil, mit seiner dj.1.11-Pädagogik die kommunistische Jugendarbeit zu verändern. Er trat mit der erprobten Mannschaft aus der dj.1.11- Garnison in den Arbeitersportverein Fichte in Berlin ein, übernahm die Sparte der Roten Pfadfinder als Stammesführer und führte den Gruppen- und Fahrtenstil der dj.1.11 ein. Zugeständnis an die bisherige kommunistische Jugendarbeit war die Übernahme kommunistischer Lieder wie „Der Muschik“ oder „Dunja unser Blümelein“, die seitdem zur sog. „roten Kiste“ des dj.1.11-Liedrepertoires gehören.

Bei den Parteiversammlungen in seiner Wohn-

gebietsgruppe in Berlin-Kreuzberg trat er, im Bohème-Look gekleidet, als Linksradikaler auf, der der KPD den Einsatz von Bomben und Terror vorschlug. Von den KPD-Funktionären (u.a. von Milda Voss) wurde er deshalb als wildgewordener Kleinbürger angesehen, dem man mit Misstrauen begegnete. Als massiver Verstoß gegen die kommunistische Disziplin wurde angesehen, dass tusk sich bei seiner Jugendarbeit in der Pfadfindersparte des Arbeitersportvereins Fichte nicht dem KJVD unterstellte, sondern eigenmächtig selbst die Leitung übernahm. Während die KPD-Funktionäre noch unschlüssig waren, wie sie auf tusks „proletarische Pfadfinder“ reagieren sollten, hatte tusks neuer Stil bei den Jugendlichen bereits großen Anklang gefunden. Fritz Teppich, der dabei war, schrieb in seinen Lebenserinnerungen vom beflügelnden Hochgefühl, das der dj.1.11- Stil ausgelöst habe und mit welcher Begeisterung man mit den Kohtenzelten auf Fahrt gegangen sei und die neuen, zündenden und freiheitlichen Lieder gesungen habe.

Als besonders positiv lobte er die solidarische Moral, die den Jugendlichen unaufdringlich vermittelt worden sei, und die zum Leitmotiv wurde, das über Jahrzehnte das Handeln vieler bestimmen sollte.¹⁰

tusks KPD-Eintritt wurde nicht zum Paukenschlag, der die bündische Jugendbewegung aufrüttelte, sondern führte zur sofortigen öffentlichen Distanzierung aller maßgebenden Bünde der bürgerlichen Jugendbewegung. Die Deutsche Freischar und die wichtigsten Pfadfinderbünde wiesen den kommunistischen Einbruchversuch in die deutsche Jugendbewegung in der überbündischen Zeitschrift „Die Kommenden“ mit Entschiedenheit zurück und stellten fest: „Die bündische Jugend erklärt daher, dass sie mit der von Eberhard Koebel geführten Deutschen Jungenschaft nichts gemein hat.“¹¹

tusks KPD-Eintritt war nur im engsten Kreis in Berlin befürwortet worden und stieß bei der Mehrheit der dj.1.11 Mitglieder auf entschiedene Ablehnung. Auf dem Pfingstlager 1932 der dj.1.11 am Eiswoog-Stausee in der Pfalz kam es zur Konfrontation zwischen den Anhängern und Gegnern des KPD-Beitritts, was zum großen Austritt aus der dj.1.11 führte.¹² Die allgemeine Stimmung drückte der Führer der Freiburger dj.1.11 mit dem Ausspruch aus: „tusk, meine Jungen lehnen es ab, hinter einer roten Fahne zu marschieren.“¹³ tusk

6 Zum Nationalbolschewismus: Otto-Ernst Schüddekopf (1960)

7 Brief v. 6.09.1984 von Richard Scheringer an den Verf.; vgl. die Autobiographie von Richard Scheringer, *Das Große Los*

8 *Werke*, Bd. 1, 306 ff.

9 *Werke*, Bd.1, 296

10 Fritz Teppich, *Der rote Pfadfinder*, Berlin 1996, 13f.

11 In: *Die Kommenden* Nr. 16 v. 17.04.1932

12 *Pläne* 4/20.06.1932; *Werke* 11, 53

13 *Werke* 11, 53 (*Eiswooglager Pfingsten 1932*)

wurde vorgeworfen, die im „Gespannten Bogen“ vertretene Linie der Autonomie und der Freiheit von jeder Weltanschauung verlassen zu haben. Mit der Festlegung auf den Kommunismus habe er sich stattdessen einer Parteidoktrin unterworfen und die Ideale der dj.1.11 verraten. tusk und seinen Berliner Anhängern (u.a. Willi Claus (bill)) gelang es nicht, die Stimmung zu drehen. Der Auftritt des schwarzgekleideten Chors der Berliner Kadettenkorporalschaft (KK), der unter roten Fahnen zur Balalaika-Begleitung kommunistische Lieder wie „Landwirtschaft und Industrie“, „Muschik“, „Dunja“ u.a. vortrug, lief ins Leere. Die Notwendigkeit, sich mit der Arbeiterjugend zum Kampf gegen Hitler zu verbünden, sah niemand, zumal die Behauptung, Hitler bedeute Krieg, als bloße Propaganda der KPD angesehen wurde. Insbesondere wollten die meisten nichts mit Kommunismus zu tun haben und sprachen sich für die Beibehaltung einer unpolitischen Position der dj.1.11 aus, da durch die KPD-Nähe das Vertrauen der Eltern missbraucht und der Fortbestand der Gruppen gefährdet werde. tusk fühlte sich in eine Diskussion mit Hinterwäldlern verwickelt, die die Flammenzeichen der Zeit nicht sehen wollten und seine Argumentation als fremd, fern hergeholt, feindlich empfanden. Das Pfingstlager endete mit einer bitteren Niederlage. Der Großteil des anwesenden Bundes kündigte tusk die Gefolgschaft auf und schloss sich, soweit er nicht selbstständig blieb, dem 32jährigen Schriftsteller und Jugendführer Dr. Karl Christian Müller, genannt „teut“, aus dem Saarland an, der bereit war, den von ihm aufgebauten Jungbund „trucht“ den nichtkommunistischen dj.1.11ern als Alternative zur „roten dj.1.11“ zu öffnen.¹⁴

Die Zugehörigkeit zur KPD währte nur ein Jahr. Im Frühjahr 1933, als der Sieg Hitlers klar und die KPD verboten war, gab tusk sein Parteibuch zurück, passte seinen Kurs den Gegebenheiten an und verkündete als neue Strategie „Hinein in die Hitlerjugend“. Für diese Wendung war die Überlegung maßgebend, dass „Illegale Jugend ... undenkbar“ sei. Für tusk war die Trennung von der KPD eine Konsequenz seiner realistischen Einschätzung der bevorstehenden Epoche, die er als „nationalsozialistisch“ einstufte. Zunächst hielt er es noch für möglich, gestützt auf die Stimmung im Deutschen Jungvolk, eine Führungsposition im Deutschen Jungvolk zu

bekommen. Zuletzt ging es nur noch um das Überleben als „1000-Mann-Bund“.¹⁵

Auf den vier Osterlagern der dj.1.11 1933 rief er die Horten, die eben noch mit der kommunistischen Jugend zusammengearbeitet hatten, zum Eintritt in die Hitlerjugend auf. Über die Gespräche mit der Reichsjugendführung (RJF), die tusk in dieser Zeit in Berlin führte, ist nichts Gesichertes überliefert. Später wurde von tusk sogar bestritten, dass es solche Gespräche gegeben hat. Gegenüber Heinz Gruber soll er jedoch einmal damit geprahlt haben, demnächst als Jungvolkführer auf weißem Schimmel durch das Brandenburger Tor zu reiten. Ein anderes Mal musste er eingestehen, dass seine



Abb. 4: tusk, 29 Jahre alt
Quelle: AdJb N Koebel

Gesichtsverletzungen daher rührten, dass er beim Versuch, zur Reichsjugendführung vorzudringen, von der Stabswache die Treppe hinuntergeprügelt worden sei.¹⁶ Dass er damit die Strategie des „trojanischen Pferdes“ verfolgte, wie zu seinen Gunsten angenommen wurde, ist unter Historikern umstritten.¹⁷

In der RJF verfolgte Baldur von Schirach tusks Aktivitäten mit wachsender Verärgerung und beschloss, das Kapitel tusk zu beenden. Er hielt ihn nicht für integrierbar, betrachtete seinen Einfluss auf das Deutsche

14 Werke 11, 55ff.; „teut“ trat im März 1933 in die NSDAP ein. Im Widerspruch dazu stand seine Argumentation im Jahr zuvor in der Auseinandersetzung mit tusk, als er jede Parteimitgliedschaft ablehnte und tusks Parteimitgliedschaft pathetisch als „Treuebruch“ geißelte. (Mergen, 157).

15 Es gab Gerüchte, dass Elitebünde korporativ in die HJ aufgenommen würden. Auch von Robert Oelbermann ist bekannt, dass er für den Nerother Wandervogel einen entsprechenden Antrag stellte. Zu den wenigen korporativ aufgenommenen Bänden gehörte der Bund „Artam“, der bereits vor 1933 nur Nationalsozialisten als Mitglieder aufgenommen hatte.

16 Heinz Gruber, Noch einmal: tusk und dj.1.11, in: puls 10/Okttober 1983, S. 9

17 Der These von Botho Brachmann (in: Die Kunst des Vernetzens, 2006) hat Fritz Schmidt (in: Der Ring wird geschlossen, 2010) widersprochen.

Jungvolk als zersetzend und hatte nicht das geringste Interesse, ihm das Deutsche Jungvolk zu überlassen. Im Herbst 1933 zog Koebel mit seiner Frau nach Stuttgart um und setzte von dort aus, mit Unterstützung seiner Mutter, die als „alte Kämpferin“ Beziehungen zu Nazi-Größen hatte, seine Bemühungen fort, mit der dj.1.11 im neuen Staat trotz seines Fehltrittes zur KPD in eine Führungsposition zu gelangen. Es gibt ernst zu nehmende Gerüchte, dass es Gespräche mit der Reichswehrführung gab, in denen seine Verwendung in der Führung der geplanten Wehrsportorganisation „Reichsjugend“ geprüft wurde.¹⁸ Entsprechende Pläne kamen jedoch nicht zur Ausführung. Vor Weihnachten erhielt tusk von einem österreichischen Bündischen, der jetzt in der HJ-Führung tätig war, die vertrauliche Mitteilung, Baldur von Schirach habe in internen Beratungen gesagt, dass er mit tusk auch noch fertig werden würde, und zwar auf die Art, wie Nationalsozialisten mit ihren Gegnern fertig würden.

In Gerlingen wurde Eberhard Koebel frühmorgens am 18. Januar 1934 von zwei Berliner Gestapobeamten (als harmlose Zivilisten getarnt) verhaftet, unter Bewachung mit der Bahn nach Berlin gebracht und abends in das Gestapo-Gefängnis Columbia-Haus eingeliefert. Verhaftungsgrund waren Zersetzungsversuche der Hitlerjugend. Im Zallengang der Columbia-Diele stand er mit vielen anderen neben seinem bündischen Bekannten Heinz Gruber (heigru) und dem Rechtsanwalt Rudolf Stauch an der Wand, die zeitgleich mit ihm eingeliefert worden waren. Angesichts der Prügelorgien und offenen Morddrohungen der SS-Wachmannschaft gegenüber den mit erhobenen Händen im Zallengang stehenden Verhafteten erlitt Eberhard Koebel einen psychischen Zusammenbruch, der zu seinem Entschluss führte, seinem Leben ein Ende zu machen. In der Zelle, in die er eingewiesen wurde, öffnete er sich in Selbstmordabsicht mit der abgebrochenen Hosenschnalle seines Gürtels die Pulsader. In seinem Blut liegend, wurde er spät nachts von Zellenwärtern gefunden. Heinz Gruber, der in der Zelle gegenüber inhaftiert war und mit einem Handfeger das Blut aufwischen musste, hat über tusks Einlieferung in das Columbia-Haus und seinen ersten Selbstmordversuch einen Bericht geschrieben.¹⁹ Dass tusk mit seinem Blut „dj.1.11“ an die Zellenwand geschrieben habe, wie später Hans Seidel behauptet hat, ist demnach eine heroische Legende. Heinz Gruber hat auch energisch bestritten, dass tusk gefoltert worden sei. tusk sei überhaupt nur ca. sechs

Stunden im Columbia-Haus gewesen, sei aufgrund seiner Pulsaderverletzung noch in der Nacht in das Staatskrankenhaus verlegt worden. Wie ernst es tusk jedoch mit dem Selbstmord war, beweist sein zweiter Selbstmordversuch im Staatskrankenhaus, bei dem er sich aus dem Fenster des zweiten Stocks stürzte. Auch diesmal entging er dem Tod, trug aber einen Bruch des Fußgelenks und eine schwere Gehirnerschütterung davon. In Schweden wurde später zusätzlich eine Rückgratverletzung (Bruch eines Rückenwirbels) festgestellt, so dass er fortan ein Stützkorsett tragen musste.

Die Nachricht von tusks Verhaftung und seinen Selbstmordversuchen verbreitete sich wie ein Lauffeuer und geriet zum Politikum. Es kam zwischen Württemberg und Preußen zu einem Kompetenzstreit über tusks Inhaftierung. Der württembergische Innenminister setzte sich mit Rücksicht auf Eugenie Koebel, der Mutter von tusk, die in Stuttgart ein bekanntes langjähriges NSDAP-Mitglied war, für die Freilassung des schwerverletzten tusk ein. Unterstützt wurde er dabei von der Reichsjugendführung, die verhindern wollte, dass tusk in den Augen der Jugend als „Märtyrer für seine Ideale“ erschien.²⁰

Nach Stellung einer hohen Kautions durch die Familie Koebel wurde tusk am 21.2.1934 aus der Schutzhaft entlassen und in das Berliner Elisabethenkrankenhaus verlegt. Zuvor hatte er eine Erklärung zu unterschreiben, sich aus der Jugendbewegung völlig zurückzuziehen und sich jeglicher schriftstellerischer Tätigkeit für Jugendbundzeitschriften zu enthalten, anderenfalls werde er in ein KZ eingewiesen.

Wie prekär die Freilassung tatsächlich war, zeigte das behördeninterne Nachspiel des Vorgangs. Der Reichsinnenminister Dr. Frick, dessen Widerspruch gegen die Entlassung tusks missachtet worden war, forderte in der Angelegenheit Koebel-Tusk vom Geheimen Staatspolizeiamt einen eingehenden Bericht an und erwog, tusk erneut in Schutzhaft zu nehmen. Letztlich wurde jedoch auf diese Maßnahme verzichtet.

Gabriele Koebel, die nach Berlin gereist war, gelang es, tusk auf der Bahre nach Stuttgart zurückzubringen. Allerdings verweigerte der wachhabende SS-Mann im Columbia-Haus, wohin sie mutig gefahren war, die Herausgabe von tusks Kleidern mit der Begründung, niemand außer der SS habe das Recht, ihn freizulassen.²¹

tusk lebte in Stuttgart, gepflegt von seiner Mutter,

¹⁸ Horst Voigt, *Noch einmal „tusk“*, in: *Askania Studiensammlung Heft 5/ September 1989, Lindhorst, S. 28*

¹⁹ Gruber, Heinz, *Noch einmal tusk und dj.1.11*

²⁰ *Geheimbericht Exemplar Nr. 021; Werke 11, 157 f.*

²¹ *Werke 11, 58*

in beständiger Angst, erneut abgeholt zu werden. Es begann die Verfolgungsangst, die ihn von nun an zeitlebens begleitete. In den Erinnerungen an die Zeit nach seiner Verhaftung schreibt er, dass das Haus Kanonenweg 80 beständig von einem Mann in Detektiv-Zivil beobachtet wurde²².

Als tusk gewarnt wurde, dass eine Abrechnung der Nazis mit allen Staatsfeinden bevorstehe, beschloss er die Emigration nach Schweden. Tatsächlich erschien am 30. Juni 1934 ein sog. Greiftrupp der SS im Kanonenweg 80 bei seiner Mutter, um ihn abzuholen. Er war aber bereits am 18. Juni 1934 legal nach Schweden ausgeweisert bzw. emigriert. Von dort ausgewiesen, emigrierte er weiter nach Großbritannien. In London studierte er Sprachen für den Lehrerberuf und ernährte in den folgenden Jahren als angestellter Lehrer an verschiedenen Colleges die Familie, die zwei Söhne bekam.

tusk hielt zwar Verbindung zu illegal weiterexistierenden dj.1.11-Gruppen und einzelnen ehemaligen dj.1.11-Mitgliedern seines Vertrauens, nutzte eine selbsterfundene Geheimschrift für die Korrespondenz nach Deutschland, reiste zu Treffen in die Schweiz, Luxemburg und Paris. Auch wurde er in Großbritannien von seinen engen Vertrauten wiederholt besucht. Eine Exilorganisation der dj.1.11, die den Widerstand hätte aus dem Ausland unterstützen können (und von deren Existenz die Gestapo überzeugt war), kam jedoch nicht zustande. Auch beteiligte er sich nicht an der überbündischen Exil-Organisation „Deutsche Jugendfront“, die 1937 in Brüssel gegründet wurde, bei der er ursprünglich als Redakteur der Exil-Zeitschrift vorgesehen war und anfänglich auch mitgearbeitet hatte.

Politisch hielt er sich in dieser Zeit zurück und ging einem Lehrerstudium an der Uni London nach. Den bündischen Jugendwiderstand unterstützte er nur, wenn sein eigener Bund betroffen war. So setzte er sich für Helmut Hirsch aus der ehemaligen dj.1.11 Stuttgart ein, als dieser sich 1937 vor dem Volksgerichtshof in Berlin wegen der Planung eines Sprengstoffattentats zu verantworten hatte und zum Tod verurteilt wurde. Auch unterstützte er aus der Emigration die Reste der Gruppen der dj.1.11, von denen er angesprochen wurde, u.a. ist bekannt, dass er der dj.1.11-Gruppe von Hans Scholl in Ulm ein Exemplar der Heldenfibeln schickte. Erst die Verhaftungswelle 1937 im Anschluss an den Prozess gegen Helle Hirsch beendete die Kontakte, nachdem Hans Seidel, Willi Claus und Gabriele Schweitzer, seine engsten Vertrauten, nur wegen der Kontakte zu ihm in

Konzentrationslager eingewiesen und erst nach Monaten wieder entlassen wurden.

Für den bündischen Jugendwiderstand wurde tusk jedoch zu einem Mythos, um den sich viele Legenden rankten und der auch ohne Organisation die Idee der dj.1.11 am Leben erhielt und Jugendliche veranlasste, „wilde“ Jungenschaftsgruppen im Stil der dj.1.11 zu bilden.

Zur Eigenart des bündischen Jugendwiderstands

Unter „bündischem Jugendwiderstand“ wird ein Verhalten von Jugendlichen bürgerlicher Herkunft und Denkweise verstanden, das in der Regel nicht auf politische Veränderungen, sondern nur auf die Fortführung des Gruppen- und Fahrtenlebens gerichtet war, wie es zum Stil der freien bürgerlichen Jugendbewegung gehörte. Da dieses freie Fahrtenleben im Dritten Reich verboten war und strafrechtlich verfolgt wurde, gerieten Hunderte, vermutlich sogar Tausende von Jugendlichen - genaue Zahlen sind bislang nicht erhoben - im Schüleralter mit dem Gesetz in Konflikt. Dieser Jugendwiderstand besitzt eine Spannweite oppositionellen Verhaltens, das vom harmlosen Anzünden eines Lagerfeuers bis zum bewussten Widerstand gegen den Dienst in der Hitlerjugend reichen konnte, wobei hitlergeegnerische und grundsätzlich antifaschistische Haltungen selbst bei den Älteren die Ausnahme waren und die Frage eines aktiven Widerstands nur in den seltensten Fällen gestellt wurde. So wurde zwar die Lapplandfahrt 1936 von der Ulmer dj.1.11-Gruppe trotz der zurückgezogenen Fahrtenlaubnis der HJ nicht abgesagt und verbotswidrig durchgeführt, aber die Gruppe verstand sich nur als eine interne Opposition zur HJ, nicht aber als hitlergeegnerisch und widerständig in einem politischen Sinn. Erst die Verhaftung und der Prozess ein Jahr später wegen „unerlaubter Fortführung der bündischen Jugend“ und insbesondere die als ehrverletzend empfundenen Anklagen wegen eines Vergehens nach § 175 a veranlassten Hans Scholl zu einer grundsätzlichen Wende vom Hitleranhänger zum Hitlergegner.

Der bündische Jugendwiderstand wird im Folgenden an vier unterschiedlichen Fallbeispielen dargestellt, die willkürlich aus der Fülle des vorhandenen Materials ausgewählt wurden:

1. Das Todesurteil für den nichtausgeführten Attentatsplan des jüdischen dj.1.11-Mitglieds Helle Hirsch²³
2. Die illegale dj.1.11-Gruppe von Hans Scholl in Ulm unter dem Deckmantel des Jungvolks²⁴
3. Der überregionale Bündische Selbstschutz der illegalen dj.1.11 Frankfurt²⁵

22 wie Anm. 19

23 schrift 31

24 puls 22

25 Westenburger 2008 u. Hellfeld 1990

4. Karl O. Paetel und die illegale dj.1.11 Bonn²⁶

Das Todesurteil für Helmut Hirsch (1916-1937) wurde am 8.3.1937 verkündet und am 4.06.1937 vollstreckt. Hirsch gehörte als Schüler vor 1933 der dj.1.11 Stuttgart an, wurde aber ausgeschlossen, als seine Gruppe gemäß dem Beschluss der Bundesführung in die HJ eintrat. Da er als Jude in Deutschland nicht studieren durfte, emigrierte er nach dem Abitur nach Prag. Durch Vermittlung von tusk bekam er Kontakt zu Otto Strasser und dessen Widerstandorganisation Schwarze Front. Das Verhängnis nahm seinen Lauf, als Helle Hirsch bei Otto Strasser vorsprach, da dieser ihn psychologisch geschickt zur Ausführung eines Attentats zu gewinnen verstand, zu dem er als Jude verpflichtet sei. Überredet wurde er mit dem Argument, dass jetzt das Judentum auch einmal persönlichen Mut beweisen könne und müsse.²⁷ Helle Hirsch ließ sich tatsächlich zu einem Bombenattentat überreden und forderte nur, dass dabei keine Menschenleben bedroht sein dürften. Schließlich wurde ein Bombenattentat zu Weihnachten 1937 auf dem Gelände des Reichsparteitags beschlossen und von Strassers „Schwarzer Front“ vorbereitet. Da Strassers Büro aber von Gestapo-Spitzeln durchsetzt war, war die Gestapo so gut über den Attentatsplan unterrichtet, dass sie Helle Hirsch am Tag nach seiner Ausreise nach Deutschland verhaftete und ihn wegen Vorbereitung zum Hochverrat und dem beabsichtigten Gebrauch von Sprengstoffen anklagte.

Für die Verhängung des Todesurteils genügte dem Volksgerichtshof in Berlin die Attentatsabsicht. Dass der Sprengstoff nicht zu ihm gelangt war, da sich der Bote, der es befördern sollte, damit nach Grenzübertritt der Gestapo gestellt hatte, wurde nicht als mildernder Umstand gewertet. Erschwerend dagegen wirkte, dass er Halbjude war und am dj.1.11-Sommerlager 1933 auf Langeoog teilgenommen hatte. Dieses Lager wurde als ein Ort der Zersetzung angesehen und die Teilnahme als Beweis für eine staatsfeindliche Gesinnung gewertet.

Selbst die persönliche Vorsprache des US-Botschafters William Dodd bei Hitler und die Verleihung der US-Staatsangehörigkeit konnten Hirsch nicht vor der Hinrichtung in Berlin-Plötzensee retten.

Der Prozess gegen Helle Hirsch hatte eine Gestapo-Aktion gegen die Reste der dj.1.11 in Deutschland zur Folge, die im Herbst 1937 von Berlin aus gestartet wurde und zum Stuttgarter Sondergerichtsprozess gegen Klaus Zwiauer und acht weitere Mitglieder der dj.1.11 Stuttgart und gegen Hans Scholl und

fünf weitere Mitglieder der dj.1.11-Gruppe Ulm führte.

Die illegale dj.1.11-Gruppe von Hans Scholl in Ulm agierte unter dem Deckmantel des Jungvolks²⁸. Alle fünf Kinder der Familie von Robert und Magdalene Scholl beteiligten sich in Ulm ab 1933 am Aufbau der Hitlerjugend. Hans und Werner Scholl im Deutschen Jungvolk der 10- bis 14jährigen Jungen, Inge, Elisabeth und Sophie Scholl im Jungmädelerbund der 10 bis 14jährigen Mädchen des BdM. Als besonders schneidiger HJ-Führer trat Hans Scholl in Erscheinung und führte bei den gemeinsamen Übungen des Jungvolks verwegene Mutproben vor. Auch erinnern sich seine Altersgenossen noch heute, dass er Jugendliche abpasste und verprügelte, wenn sie am Sonntag zum Treffen ihrer katholischen Jugendgruppe gingen.

Das Ulmer Jungvolk wurde zunächst nach dem Vorbild der dj.1.11 von tusk aufgezogen. Ab 1935 wurde jedoch der dj.1.11-Stil zurückgedrängt. Das führte zu einem internen Konflikt zwischen Hans Scholl, der inzwischen Fähnleinführer von 150 Mann geworden war, und dem Ulmer HJ-Führer Max von Neubeck.

Bei der Eskalation des Streits spielte Ernst Reden eine Rolle, der als Rekrut nach Ulm gekommen war. Er war ein überzeugter Anhänger der bündischen Linie und bestärkte Hans Scholl beim Festhalten an bündischen Prinzipien. Von ihm stammte vermutlich auch der Rat, parallel zum Dienst in der HJ eine dj.1.11-Horte zu bilden. Diesem Rat folgte Hans Scholl im Winterlager 1935/36. Geplant - und dann auch realisiert - wurden 14tägliche Kohtenfahrten am Wochenende, ein Osterlager mit Kohte und eine Trampgroßfahrt nach Schwedisch-Lappland in den Sommerschulferien 1936. Auf der Lapplandfahrt 1936 wurde das Lied „Schließ Aug' und Ohr“ gelernt und die „Heldenfibel“ von tusk als Vorlesebuch mitgeführt.

Der Gruppenstil der dj.1.11 unterschied sich stark von dem Drill, der in der HJ üblich war. Es handelte sich jedoch nicht um einen politischen Gegensatz, den es in anderen bündischen Gruppen durchaus gab. Die dj.1.11-Horte von Hans Scholl verband mit der dj.1.11 keinerlei politische Opposition, sondern nur eine andere Form der Gruppengemeinschaft. Im November 1937 wurde die Gestapo aufgrund von Erkenntnissen aus Berlin und Stuttgart auf die bündischen Umtriebe in Ulm aufmerksam und verhaftete die gesamte ca. 15köpfige Gruppe, in der Schollfamilie die Mädchen Inge und Sophie gleich mit, zum Teil

²⁶ Bothien 1994

²⁷ schrift 31, S. 27

²⁸ Holler, Eckard, puls 22

aus dem Schulunterricht heraus. Sie wurden im offenen LKW nach Stuttgart gefahren und dort inhaftiert und verhört. Inge Scholl, die damals immerhin schon Ringführerin der Jungmädels im BdM war, blieb eine Woche in Haft. Hans Scholl, der zu diesem Zeitpunkt bereits als Rekrut eingezogen war, wurde erst einen Monat später verhaftet. Gegen ihn, und auch gegen Ernst Reden, wurde wegen der verbotenen Weiterführung der bündischen Jugend und zusätzlich wegen einer sittlichen Verfehlung nach § 175 ermittelt, die im Falle von Hans Scholl auf einer Anzeige durch ein Mitglied der eigenen bündischen Gruppe beruhte. Da die Schuld als gering eingestuft wurde, wurde schließlich nur gegen Hans Scholl und Ernst Reden Anklage erhoben. Auch wurde der Prozess gegen die dj.1.11-Trabanten aus Ulm mit dem Prozess gegen die dj.1.11-Stuttgart zusammengelegt, von der auch nur zwei Mitglieder letztlich angeklagt wurden. Der Prozess zog sich in die Länge. Als am 2. Juni 1938 schließlich das Urteil gesprochen wurde, wurden die von der Staatsanwaltschaft geforderten Strafen für drei der Angeklagten amnestiert. Hans Scholl blieb aufgrund der Amnestie straffrei. Ernst Reden jedoch, der als der bündische Ideengeber eingestuft wurde, kam für einige Monate in das KZ Welzheim. Eine politische Gegnerschaft der dj.1.11 Ulm wurde vom Sondergericht verneint, sie war auch tatsächlich nicht vorhanden. Der im Prozess erhobene Vorwurf einer Verfehlung im Sinne des § 175 a empörte Hans Scholl jedoch derart, dass er eine politische Wende vollzog und vom Hitleranhänger zum Hitlergegner wurde.

Der „Bündische Selbstschutz“ war ein loses illegales Netzwerk bündischer Gruppen, das von Herbert Westenburger 1938 zur Unterstützung für bündische Fahrtengruppen initiiert wurde und sich von der „Garnison“ in Frankfurt, dem Treffpunkt der Frankfurter Gruppe in der Gleimstraße, in kurzer Zeit nach Berlin, ins Ruhrgebiet und nach Süddeutschland ausdehnte. Vor allem ging es darum, den Fahrtengruppen unauffällige Übernachtungsquartiere zur Verfügung zu stellen, die dem HJ-Streifendienst unbekannt waren. Die Treffpunkte der Gruppen wurden „Garnisonen“ genannt und standen in der Tradition der legendären „Rotgrauen Garnison“, die tusk 1931 in der Ritterstr. 63 in Berlin als Wohngemeinschaft und Versammlungslokal der dj.1.11 gegründet hatte.

Der Anspruch an den Bündischen Selbstschutz war klar und überschaubar: Man wollte weiterhin „auf Fahrt“ gehen und sich frei und ungezwungen treffen können. Politische Ziele wurden nicht verfolgt, jedoch waren Konflikte mit der HJ vorpro-

grammiert, die zur Aufspürung und Unterbindung der illegalen bündischen Fahrten eigens den HJ-Streifendienst ins Leben gerufen hatte, der in den bekannten Fahrtengebieten Kontrollposten aufbaute und Jugendliche festnehmen konnte.

Herbert „berry“ Westenburger, einer der Initiatoren, erinnerte sich: „Es ging uns nur darum, bei den Fahrten Anlaufstellen zu haben, denn wir konnten weder in die Jugendherbergen gehen noch ungestört ein Kohtenlager aufziehen. Wir trampelten deshalb in kleinen Gruppen zu einem Freund, der uns dann zu geheimen Lagerplätzen führte, die nur ihm und seiner Gruppe bekannt waren. So hatten wir Verbindungen nach Offenbach, Berlin, Bremen, Mönchengladbach, Halle, Halberstadt, Düsseldorf und Nürnberg. Insgesamt weiß ich von etwa 50 Jungen, die mit dem Bündischen Selbstschutz in Zusammenhang standen.“²⁹

Die Orientierung auf das Fahrtenleben führte somit nahezu zwangsläufig zu einer Art Vernetzung, galt es doch vorrangig, in verschiedenen Städten und Regionen Deutschlands Anlaufstellen für gemeinsame Fahrten und andere bündische Aktivitäten zu schaffen. Die Mitglieder des Selbstschutzes waren dabei zwischen 16 und 24 Jahre alt und stammten vorwiegend aus bürgerlichen Elternhäusern. Eine Besonderheit der Frankfurter Gruppe war es, dass ihr auch vier jüdische Mitglieder angehörten, was allein schon Grund genug war, sich gegen Übergriffe des HJ-Streifendienstes zu wappnen.

Die Frankfurter Gruppe schaffte sich - vor allem in der Tradition der dj.1.11. - auch in kultureller Hinsicht Freiräume. So entstand aus der Vorliebe für russische Lieder ein eigenes kleines Balalaika-Ensemble. Auch mit verbotener Literatur setzte sie sich auseinander, so zum Beispiel mit Schriften von Stefan Zweig, Erich Maria Remarque, Kurt Tucholsky, Stefan George, Erich Kästner oder Bertolt Brecht. Hinzu kam noch die verbotene bündische Literatur.

1937/38 baute sich die illegale Gruppe, getarnt als Wanderverein, bei Wüstems im Taunus eine eigene Hütte als Ort für Wochenendfahrten aus und plante im Herbst 1938 ein überregionales Treffen aller zum Bündischen Selbstschutz gehörenden Gruppen. Die Aktivitäten waren jedoch längst von der Gestapo beobachtet worden. Im September 1938 erfolgte der Zugriff der Gestapo. Das gesamte Netzwerk wurde ausgehoben und die Beteiligten in Frankfurt und in den anderen Städten festgenommen und monatelang verhört. Herbert Westenburger befand sich von September 1938 bis April 1939 in verschiedenen Haftanstalten, Aufgrund der Generalamnestie nach dem Überfall der Wehrmacht auf die Tschechoslowa-

kei ging er straffrei aus und wurde entlassen, wurde jedoch kurz danach zur Wehrmacht eingezogen. Die Frankfurter illegale dj.1.11-Gruppe überwand den Schock der Verhaftung und den Verlust des gesamten Gruppeneigentums, blieb zusammen und begann nach 1945 mit dem Neuaufbau der dj.1.11 zur „Hessischen Jungenschaft“.

Der Journalist Karl Otto Paetel (1906-1975) war Anfang der 30er Jahre ein bekannter Repräsentant des bündischen Sozialismus und gleichzeitig einer der Hauptvertreter eines gegen Hitler gerichteten Nationalbolschewismus, einer politischen Theorie, die den Nationalsozialismus der NSDAP als zu wenig revolutionär und den Kommunismus der KPD als zu wenig national kritisierte. Sein politisches Ziel war die Schaffung eines unabhängigen Kommunismus der dritten Front zwischen Sowjet-Kommunismus und Nationalsozialismus, bei der die Bündische Jugend, aus der er selbst stammte, die Kerngruppe bilden sollte. Am 01.03. 1933 veröffentlichte er als offene Kampfansage an die NSDAP das „Nationalbolschewistische Manifest“, das nach Hitlers Machtergreifung zur Verhängung eines Schreib- und Berufsverbot gegen ihn und zu mehreren Verhaftungen führte. 1935 emigrierte er nach Paris, von wo aus er einen bündischen Jugendwiderstand organisierte, der die „Schriften der jungen Nation“ und „Blätter der Sozialistischen Nation“ über Kuriere nach Deutschland brachte. 1937 beteiligte er sich an der Gründung der Exil-Organisation „Deutsche Jugendfront“, die von Theodor Hespers und Hans Ebeling (plato) als Gegenstück zur Reichsjugendführung als die Exilvertretung der deutschen Jugendverbände konzipiert war. Sie war die bedeutendste Widerstandsinitiative der bündischen Emigration und leistete mit der linkskatholischen Monatszeitschrift „Kameradschaft“ von 1937 bis 1940 einen bemerkenswerten Beitrag zum Widerstand gegen Hitler.

Karl Otto Paetel suchte den Kontakt zu illegalen bündischen Gruppen und stieß 1937 auf die illegale Bonner Jungenschaftsgruppe von Günter Platz, der auch Michael Jovy als intellektueller und politisch interessierter Kopf angehörte.³⁰ Er organisierte 1938 eine Großfahrt der Jungenschaftsgruppe nach Südfrankreich und informierte sie dort über die Ziele der Deutschen Jugendfront und seiner eigenen Widerstandsgruppe. Da er von der Gestapo überwacht wurde, die von der Gründung der Deutschen Jugendfront bereits alarmiert war, blieben auch seine Kontakt zu der Bonner Jungenschaftsgruppe nicht lange verborgen. Im Dezember 1939 flog die Gruppe auf. Die fünf

Abiturienten bzw. Studenten Günter Platz (Jg. 1915), Heinrich Raaf (Jg. 1916), Edgar Lohner (Jg. 1919), Helmut Giesen (Jg. 1920) und Michael Jovy (Jg. 1920) wurden verhaftet und wegen der Vorbereitung zum Hochverrat angeklagt. Für sie wurde der Berliner Volksgerichtshof zuständig. Zusätzlich kam es zu einer Prozesswelle gegen weitere Jugendliche bzw. in der illegalen Jugendarbeit Tätige vor dem Sondergericht Köln bzw. dem Landgericht Koblenz. Nach fast zweijähriger Untersuchungshaft sprach der 2. Senat des Berliner Volksgerichtshofs im September 1941 das Urteil gegen die Hauptangeklagten. Michael Jovy erhielt 6 Jahre, Edgar Lohner 3 Jahre und Helmut Giesen 2 Jahre und 6 Monate Zuchthaus wegen einer politischen Zellenbildung im Rahmen der von K.O. Paetel mitentwickelten Umsturzstrategie der Deutschen Jugendfront. Günter Platz und Heinrich Raaf konnten nachweisen, dass sie Gegner jeder politischen Betätigung gewesen waren und sich an den Diskussionen über die Durchführung von Widerstandshandlungen nicht beteiligt hatten. Sie wurden nur wegen der Übertretung des Verbots der bündischen Jugend verurteilt, wobei ihre Strafen durch die U-Haft als verbüßt galten. Michael Jovy beteiligte sich nach 1945 in Köln am Neuaufbau der dj.1.11 unter dem Bundesnamen „Deutsche Jungenschaft e.V.“, die in der Bottmühle ihr Zentrum hatte. Beruflich ging er in den diplomatischen Dienst und wurde Botschafter der BRD u.a. in Guyana, Sudan, Tunesien und zuletzt in Italien.

tusks Kontakt zur Exil-FDJ in London, Repatriierung und Tod in der DDR

tusk hatte trotz der langen Emigrationszeit und seines Alters – er ging auf die 40 zu – die Erwartung, nach der Hitlerzeit beim Neuaufbau der Jugendbewegung in Deutschland gebraucht zu werden. Er verstand sich von seiner Weltanschauung her als Marxist und war der Auffassung, dass dem Sozialismus-Kommunismus die Zukunft gehöre und nur ein Jugendverband, der die Jugend in eine sozialistische Richtung lenke, zeitadäquat sei. Getragen von dieser Überzeugung nahm er 1944 in London Kontakt zur Exil-KPD auf und wurde nach kurzer Zeit in die Leitungsgremien der „Freien Deutschen Bewegung“ (FDB) gewählt. Er konnte in der Exil-Zeitschrift „Freie Tribüne“ seine Vorstellungen des zu gründenden fortschrittlichen Einheitsjugendverbands skizzieren, der auf einer Linie mit seiner Vision der Volksjugend von 1932 lag, und wurde als Bildungsreferent bei der Exil-FDJ eingesetzt. Als er 1945 von

³⁰ Holler, Eckard, *puls 22*vgl. Bothien, 71-112; Rezension Eckard Holler (1996)

kommunistischer Seite gebeten wurde, als deutscher Gastdelegierter an der Gründung des Weltbundes Demokratischer Jugend (WBDJ) teilzunehmen, sah er seine Chance gekommen, seine bislang nur insgeheim gehegten Ansprüche auf eine Führungsposition in der künftigen FDJ öffentlich anzumelden. Damit sorgte er für erhebliche Irritationen, da die Kommunisten bereits eigene personelle Vorstellungen hatten, von denen er nichts wusste und die ihn nicht - zumindest nicht auf der Führungsebene - einbezogen.

Es ist nicht ausgeschlossen, dass tusk mit einem geschickteren Auftreten sein Ziel hätte erreichen können, in die Führung der FDJ aufgenommen zu werden, da Erich Honecker an seiner Mitwirkung Interesse hatte. Die mehrfachen ernststen Warnungen von Horst Brasch vor tusk, der „geistig nicht ganz beisammen“³¹ sei, bewirkten jedoch, dass Erich Honecker auf tusks Einbeziehung verzichtete. Versuche der alten Freunde, ihn zur Übersiedlung in den Westen zu bewegen, lehnte er mit der Begründung ab, dass die DDR der historisch fortschrittlichere Staat sei, für den er tätig sein wolle. Eine Rolle spielte vermutlich auch, dass sich die neue gegründete „Jungenschaft“ im Westen Deutschlands nicht von der FDJ bevormunden lassen wollte und tusks schematisches Weltbild von der fortschrittlichen DDR und der rückschrittlichen BRD nicht akzeptierte.

1951 aus der SED ausgeschlossen und von jedem öffentlichen Einfluss isoliert, starb Eberhard Köbel-tusk 1955 in Berlin (DDR) im Alter von nur 48 Jahren.

Durch den demonstrativen KPD-Eintritt am 20.04.1932 zum 43. Geburtstag von Adolf Hitler, die beiden Selbstmordversuche im Columbia-Haus in Berlin und die Flucht in die Emigration nach der ihm übermittelten Morddrohung wurde tusk für den Jugendwiderstand im Dritten Reich zu einer legendären Figur. Dass auch die Reichsjugendführung der HJ in ihm eine zentrale Gestalt des Widerstands sah, geht aus einem Dokument hervor, das als „Geheimschrift“ der RJF v. 01.02.1936 bekannt geworden ist und in dem es heißt: „Eberhard Köbel, genannt Tusk, ist das Haupt einer großen geistigen Verschwörung, die sich zum Ziel gesetzt hat, die Organisation der deutschen Jugend, Hitlerjugend und Deutsches Jungvolk, von innen heraus zu zersetzen, um sie seinen Zielen dienstbar zu machen.“³²

Seit tusks Tod am 31.8.1955 wird jedoch über die politische Bedeutung von tusk gestritten und seine Bedeutung für den Widerstand gegen Hitler in Frage gestellt. Auffällig ist, dass der Großteil der Literatur, der dazu entstanden ist, von seinen jugendbewegten Gegnern stammt. Für sie ist tusk kein Vorbild, sondern ein schwäbischer „Wirrkopf“³³ und „ein zwischen Nationalsozialismus und Kommunismus haltlos pendelnder politischer Phantast“³⁴. Der Streit um das wahre tusk-Bild dauert an, wobei inzwischen bekannt ist, dass die einschlägigen Dokumentationen zur Geschichte der Jugendbewegung (und damit auch zu tusk) von Autoren stammen, die 1933 zu den Nazis übergelaufen sind³⁵, so dass ihre Beurteilung von tusks politischem Verhalten unter Ideologieverdacht zu stellen und zu überprüfen wäre. Der offene Streit wurde jüngst durch ein Portrait von Franz Walter bereichert, in dem tusk als Angehöriger einer „verlorenen Generation“ charakterisiert wurde, die historisch keine Chance hatte.³⁶ Bei der Erklärung der Tragik seines Lebens ging der Autor jedoch nicht auf den Sieg der Nazis und das Verbot der freien Jugendbewegung als die historischen Ursachen für tusks Scheitern als Jugendführer ein, sondern ging der von tusks Gegnern aufgestellten „Wirrkopf“-These auf den Leim, indem er dafür tusks rastlosen, aber blinden Aktionismus und die angebliche „Irrlichterei zwischen Kommunismus und Nationalsozialismus“³⁷ verantwortlich machte.

Die Suche nach einem unverdächtigen Zeitzeugen in dem verminten Gelände der „Tuskologie“ führt zu Erich Mönch (schnauz). Er war Studienkollege von tusk, selbst Begründer eines Pfadfinderbundes und ein Vertrauter von tusk in der Jugendbewegung, dessen unabhängiges Urteil tusk schätzte, auch wenn schnauz als überzeugter schwäbischer Liberaler tusks Linkswendung für falsch hielt. Schnauz lässt in seinem Erinnerungsbericht, der 1955 kurz nach tusks Tod entstand und als authentisch gelten kann, keinen Zweifel an tusks zentraler Bedeutung für den Jugendwiderstand zu, wenn er schreibt:

„Fest steht, dass tusk mit der dj.1.11 einen erheblichen Widerstand gegen das 1000jährige Reich geleistet hat. [...] Viele seiner Anhänger und Freunde [wurden] verhaftet, einige kamen im KZ um. [...] Ich weiß, der Name „tusk“ alleine war schon Widerstand!“³⁸

31 Horst Brasch, Brief

32 Geheimschrift, 19

33 „Schwäbischer Wirrkopf“: Hans Graul, 61; Rudolf Kneip, 177

34 Jürgen Reulecke, Geleitwort (1997)

35 Niemeyer, Christian, 197, 203

36 Walter, Franz, tusk der Jugendführer, 117“

37 Ebenda

38 Erich Mönch (schnauz), tusk wie ich ihn kennen lernte, in: Der graue Reiter 17, S. 11

Dr. Kurt Schilde

(Historiker und Soziologe, promovierte mit einer Arbeit über Jugendopposition gegen den Nationalsozialismus, war Mitarbeiter am Haus der Wannseekonferenz sowie am Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin, 2007 erschien sein Buch mit dem Titel *Jugendopposition 1933–1945*)

Rotgraue Garnison

Die ‚rotgraue aktion‘

Von tusk war eine „ganz bewußte Durchdringung“³⁹ der bündischen Jugend geplant, die ab August 1931 unter dem Namen ‚Rotgraue Aktion‘ vorangetrieben werden sollte. Der Name entstand in Anlehnung an die heraldischen Farben der dj.1.11. Angestrebt war eine Vereinigung der aktivsten Jungengruppen zu einer „Jungenfront vom Gymnasium bis zur Fabrik“⁴⁰ zu der – im Gegensatz zu den anderen Bünden – gezielt Arbeiterjugendliche geworben werden sollten. Ein völliges Novum waren vereinzelt weibliche Mitglieder. In der Rotgrauen Garnison in der Ritterstraße in Berlin-Kreuzberg hatten der Fotograf Walter Reuter und seine spätere Frau Sulamith Siliava Anfang der 1930er Jahre für einige Monate ein Zimmer in der ‚rotgrauen garnison‘ gemietet.⁴¹ Fast zur gleichen Zeit wirkte Gabriele Schweitzer – ‚Rele‘ genannt – in der Berliner dj.1.11 mit. Nachdem sie mein 1983 erschienenes Buch „Jugendorganisationen und Jugendopposition in Berlin-Kreuzberg 193–45“ geschenkt bekam, schrieb sie mir 1991: „Ich kann nicht verstehen, dass die Frage, ob Mädchen in der dj.1.11 waren, nicht endlich einmal klipp und klar beantwortet wird. Auch bei Ihnen (S. 65) kommt die relativ einfache Wahrheit nicht heraus. Tatsache ist, dass tusk im September 1931 mich gefragt hat, ob ich nicht in seiner Berliner Gruppe (Berlin 3) mitmachen wolle, um u. U. später einmal eine dj-1.11-Mädchengruppe zu gründen. Ich hatte tusk über meinen Bruder kennengelernt. Ich war damals fast 15 Jahre alt. Ich bin dann bei den Nestabenden und den Fahrten, und den Wochenendunternehmungen dabei gewesen, war in Dessau, in der Pfalz und bei Pössneck auf den Lagern dabei, war oft in der Garnison in der Ritterstrasse. Ich bekam die blaue Kordel und wurde mehr oder weniger akzeptiert [...] Es gab einige Mädchen, die vielleicht engere Beziehungen zu dj. 1.11 hatten, aber keine mit Kordel oder mit voller Billigung von tusk. Keineswegs aber mit dem

Ziel, Mädchengruppen zu planen o. ä. Ich bin dann ja auch später deswegen inhaftiert worden, [...]“⁴² ‚Rele‘ Schweitzer wurde im November 1937 von der Gestapo verhaftet, wurde bis Weihnachten im Gefängnis



Abb. 5: Symbol der Deutschen autonomen Jungenschaft dj 1. 11. Quelle: Das Lagerfeuer, 1/1931, S. 44

Alexanderplatz verhört und musste bis Juli 1938 im Konzentrationslager Lichtenburg bleiben.⁴³

Im Rahmen der ‚Rotgrauen Aktion‘ wurde an dem für die dj. 1.11 geschichtsträchtigen 1. November, und zwar am 1. November 1931, in der Ritterstraße 63 in Berlin-Kreuzberg die bereits erwähnte erste ‚rotgraue garnison‘ gegründet. Hier handelte es sich um eine der ersten Jugendwohngemeinschaften in Berlin.

Ein paar Zitate aus dem von Ernst Voos geführten „garnisonstagebuch“:
„14.8.31. eben kommt ein brief von heinz, daß wir

39 JOVY 1952, S. 232.

40 GRAU 1976, S. 40.

41 Vgl. Cremer 1990, S. 28.

42 Schreiben von Gabriele Seidel [Rele Schweitzer] vom 25.1.1991 an Kurt Schilde. Vgl. SEIDEL 1979.

43 SEIDEL o.J. Die Angaben stammen aus der Rezension von molo (d.i. Klaus Peter Möller) in Köpfchen Nr. 4/06 (hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft Burg Waldeck e.V.), S. 30.

in berlin eine garnison machen werden. endlich ist es so weit; seit einem jahr sitzen wir schon an dem plan und nie wollte es klappen. [...]

1.10. endlich greifbares über die garnison. tusk hat eine wohnung in der ritterstraße in aussicht genommen. er will zum 1.11. aus dem atlantisverlag ausscheiden und eine eigene bude aufmachen. bill [d.i. Willi Claus] ist jetzt hier; er wird den innenausbau leiten.

10.10. heute zum ersten mal in der zukünftigen garnison gewesen. ein ganzes stockwerk mit 8 zimmern, aber alles schrecklich verdreht. es muß alles neu tapeziert werden.“

Es folgen Passagen über die Renovierung bis zum „30.10. heute abend erster nestabend in der garnison. die räume sind sehr gut geworden: vorn zwei bürozimmer für den lasso-verlag, daneben ein großes schlafzimmer. dahinter das berliner zimmer, das mit der warmen roten tapete und dem bild von mario fabelhaft wirkt. neben dem berliner zimmer noch ein kleiner schlafräum. hinten das bad, küche, ein kleines zimmer für mich und noch ein großes zimmer.

2.11. es ist viel zu berichten. samstag abend waren zum erstenmal die buben da. alle waren begeistert von der garnison. [...] karl war mit einigen leipzigern da. [...]

16.11. In der garnison klappt alles gut. es wohnen jetzt 4 Mann drin: tusk. heinz, jägulle und ich. ich kann mir schon gar nicht mehr vorstellen, wie es in einem möblierten zimmer ist. die abende in der garnison sind knorke. wir sitzen um den großen tisch und fühlen uns zu haus. [...] die garnison wird allmählich der mittelpunkt von dj. 1.11 und gibt allem festen rückhalt.

20.12. [...] eine quelle ständigen ärgers ist das wecken morgens. einige von uns arbeiten oft bis spät abends. sie haben dann morgens keine lust, früh aufzustehen. da ich aber auf eine gemeinsame frühstückstafel wert lege. gibt es öfter krach. das beste wird sein, ich überlasse das pünktliche aufstehen der disziplin jedes einzelnen. [...]

20.1. wir brauchen nötig noch mieter. denn für uns drei ist es zu teuer.

24.1. tusk wird ausziehen, weil er hier zuwenig arbeiten kann. demnach brauche man also doch nerven, um hier zu leben. mir kam immer alles so selbstverständlich vor. [...]

25.4. [...] in der garnison hat sich manches geändert: bill ist wieder da, und wir haben zwei neue leute: otto. ein karlsruher, der mit dem rad nach berlin kam. und bitter. die beiden übernehmen verlags- und hausarbeit, die uns schwer belastete.

1.5. die neue belegschaft lebt sich zusammen ein. mir scheint, eine burschengruppe kann nur durch gemeinsame berufliche und politische arbeit zusammengehalten werden. beides ist bei uns erfüllt: alle arbeiten im Verlag und an verschiedenen politischen stellen. wir verstehen uns sehr gut. kleine streitigkeiten, die immer vorkommen, schlichtet die garnisonsversammlung, die nach bedarf zusammentritt.“⁴⁴

Soweit einige Schlaglichter aus der ‚rotgrauen garnison‘. Deren Aktivitäten hatten bereits vor 1933 Provokationen der Kreuzberger Hitler-Jugend zur Folge. Diese demonstrierte mehrmals mit ‚Hetzparolen‘ vor dem Gebäude in der Ritterstraße. Versuche, mit den NS-Jugendlichen zu diskutieren, hatten keinen Erfolg: „Eine nennenswerte geistige Auseinandersetzung mit der HJ gelang nicht.“⁴⁵

Rotgraue Garnisonen existierten später auch in anderen Städten: „Es gab insgesamt davon mindestens zehn, darunter in Wien, Danzig, Stuttgart, Leipzig und Hamburg.“⁴⁶

Jugendopposition

Es gibt beachtenswerte Traditionslinien von der dj.1.11 zum Jugendwiderstand – dazu gleich mehr – und – was früher am meisten Beachtung fand – zur studentischen Widerstandsgruppe ‚Weiße Rose‘. Da es heute hauptsächlich um den Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Berlin“ gehen soll, möchte ich es zunächst bei einigen Hinweisen belassen:

Hans Scholl gehörte 1933 dem Deutschen Jungvolk – der Kinderorganisation der Hitler-Jugend, genauer der Jungenorganisation – an. In seiner Gruppe wurden bündische Traditionen, die vom Stil der dj.1.11 geprägt waren, gepflegt: Es gab z.B. das Kohtenzelt, es wurden andere Lieder (u.a. russische) gesungen und die Gruppe hatte eine andere Fahne als die Hitler-Jugend bzw. das Jungvolk. Als sich der Leiter der Ulmer Jungvolkgruppe von den dj.1.11-Traditionen löste, lehnte Hans Scholl dies ab und wandelte sein HJ-Fähnlein in eine dj.1.11-Horte um. Ihr gehörte etwa zehn Schüler an, bis die Gruppe 1937 verboten und gegen Hans Scholl und andere ein Verfahren wegen Fortsetzung der bündischen Jugend eröffnet wurde. Es wurde 1938 eingestellt.

Etwa zur gleichen Zeit hat es in Bonn eine weitere bündische Jugendwiderstandsgruppe gegeben, die wenigstens kurz erwähnt werden soll: In der sog. „Jovy-Gruppe“ – so benannt nach Michael Jovy – trafen sich ein Dutzend Jugendliche, die sich durch

44 Zitiert nach Das Lagerfeuer Nr. 6, 1932, Seite 6.

45 GERSTNER 1999, S. 51

46 Vgl. GRAU 1976, S. 41.

eine „provokierende Infragestellung der etablierten Erwachsenenwelt“⁴⁷ bemerkbar machten. Ende der 1930er Jahre geriet die von jungen Erwachsenen geführte Jugendgruppe in Konflikt mit dem NS-Staat. Sie lehnten dessen militärisch und ideologisch ausgerichtete Jugendorganisation ab und suchten nach einem „autonomen“ Weg der Freizeitgestaltung. Sie sangen aus nicht mehr zugelassenen Liederbüchern der bündischen Jugend, Songs der „Dreigroschenoper“ von Bertolt Brecht oder Lieder aus dem spanischen Bürgerkrieg. Die Gruppenkultur beinhaltete politische Gespräche, das Tragen bündischer Kluft, einen Schuss Oppositionssymbolik und vor allem Lagerleben und Fahrten nach Frankreich. 1939 erfolgten Verhaftungen durch die Geheime Staatspolizei. Die 1941/42 durchgeführten Prozesse gegen den oppositionellen Kreis wegen „bündischer Umtriebe“ sowie „Vorbereitung zum Hochverrat“ hatten Freiheitsstrafen zur Folge.

Horst-Pierre Bothien hat 1995 eine bemerkenswerte „Lokalstudie über nonkonforme Jugendliche“ verfasst, für die er ehemalige Gruppenangehörige befragte. Deren Selbsteinschätzungen differieren zwischen „bewußtem Nonkonformismus mit einer Mischung aus Abenteuerlust und Risikobereitschaft“ und „bewußtem Widerstand“.⁴⁸

Die ‚Schwarze Schar‘

Aus dem Zusammenschluss verschiedener bündischer Gruppen ist 1934 in Berlin der ‚Jungentrupp Schwarze Schar‘ entstanden, in der sich „dj.1.11.-Ideale mit sozialistischen Positionen“⁴⁹ vermischten. Die Gruppe gehörte dem Antifaschistischen Jugendring Berlin an, in dem mehrere Jugendgruppen zusammenarbeiteten. Die Leitung des Antifaschistischen Jugendringes – dessen Zentrale befand sich in der Belforter Straße 10⁵⁰ – lag in den Händen von Heinz Steurich und Gerhard Jahnke. Der ‚Jonny‘ genannte Steurich war Leiter der ‚Schwarzen Schar‘. Das Symbol der Schwarzen Schar bildete eine große schwarze Fahne mit rotem Flammenzeichen und dem Spruch ‚Trotz alledem‘. Die ‚Schwarze Schar‘ bestand bis zum Einmarsch der Roten Armee, die mit einer Fahne begrüßt wurde.

Die Geschichte der Gruppe kann relativ gut rekonstruiert werden, weil ein Tagebuch erhalten ist. Es ist 1945/46 entstanden⁵¹ und wurde in den Akten der Forschungsstelle der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (Berichtsammlung) aufgefunden.

Das Tagebuch enthält bereits Aufzeichnungen aus den ersten Tagen nach dem Machtwechsel der NSDAP: *„Der Faschismus hat die Macht an sich gerissen. Fackelzug der SA durch das Brandenburger Tor. Hakenkreuzfahnen überall! Alles schweigt, wo bleibt die Arbeiterschaft?“*

– Wo bleibt die kämpfende Masse.

Wir fragen unsere Väter, wir fragen die Genossen, warum das alles, warum?

Wir verstehen diese Welt nicht mehr. [...]

Auf dem Tegeler Schiessplatz kommen wir zusammen.

Was nun, aufhören, auflösen?

Da spricht der als zu jung wieder von der SA freigelassene U[nter-]B[ezirks]-Leiter Wedding Ost des RJP [Rote Jungpioniere] und Roten Pfadfinder, den sie Jonny [d.i. Heinz Steurich] nannten, zu ihnen. Zeigt die Schwierigkeiten und Gefahren, aber auch die Möglichkeiten, durch Tarnung in noch bestehenden bürgerlichen Sport- und Jugendorganisationen die Gruppen zusammenzuhalten.

Nur auf diese Art können wir weiterleben und ist keiner unter diesen Mädels und Jungen, der nicht mit einstimmt in diesen Beschluss und sie wählen zu ihrem Leiter den genannten Jungen, der auch von seiner Firma „Ehrich und Graetz“, wo er gerade seine Gesellenprüfung bestanden hat, entlassen wurde, weil er Leiter der KJV-[Kommunistischen Jugend-Verbandes] Betriebszelle war.“⁵²

Die ‚Schwarze Schar‘ zog neue Jugendliche an. Aus dem Tagebuch ist für den 1. Dezember 1934 zu entnehmen: *„Als Vertreter der Jungen, die sich der HJ nicht unterordnen, stehen am 1.12.1934 junge Menschen der Gruppen des ehemaligen Ringpfadfinderstammes ‚Königstiger‘, der freien Jugendgruppe Moabit, der Falkenpfadfinderschaft Wedding sowie des Roten Pfadfinder- und Jungpionierverbandes in den Bergen von Philipptal bei Potsdam, auf dem höchsten [Punkt] des Kreises zusammen. [...]*

Die Aufgaben sind klar, ihre Hände finden sich im

47 Horst-Pierre Bothien, *Die Jovy-Gruppe. Eine Lokalstudie über nonkonforme Jugendliche im „Dritten Reich“*, 273+38 S., Lit, Münster 1995, S. 7.

48 Vgl. *ebda.*, S. 241, 248.

49 HELLFELD 1987, S. 162.

50 *Ebenda.*

51 *Trotz alledem! Tagebuch einer Antifaschistischen Jugendgruppe (Jungentrupp ‚Schwarze Schar‘) Vom 21.1.1933 bis Juli 1945. Zusammenge stellt aus den Unterlagen der Chronik, des Archives und den Berichten von Heinz Steurich genannt Jonny, Gerhard Jahnke genannt Oldi, [handschriftlich ergänzt: Paul] Heinz Zernetzki genannt Ali [handschriftlich ergänzt: Gandi], Heinz Siebert genannt Lux. Am Erinnerungstag 1. Dezember 1946; SAPMO, BA, V 241/7/25, Bl. 229-249. Geringfügig redaktionell bearbeitet. Dieses Dokument wurde vor einem halben Jahrhundert auszugsweise veröffentlicht in Klönne 1958, S. 59-65.*

52 SAPMO, BA, V 241/7/25, Bl. 232. Die folgenden Zitate auf den folgenden Seiten.

festen Druck. Eine große schwarze Fahne mit rotem Flammenzeichen und dem alten Wahlspruch Karl Liebknechts ‚Trotz alledem‘ wird entrollt, als Fahne des gemeinsamen Kampfes.

Sie gehen zurück nach Berlin, erfüllt von ihrer Aufgabe, von ihrer Arbeit.

Propaganda von Mund zu Mund, Unterstützung aller ähnlichen Kreise und vielem mehr.

Dieser Tag wird nicht vergessen!

Sie sind Einheit geworden, Jungentrupp ‚Schwarze Schar!‘

Auch 1936 ist die Gruppe weiterhin aktiv: „Die Olympiade bietet uns die beste Möglichkeit. In der Heerstraße entsteht das große Internationale Jugendlager, in dem Vertreter der Jugendvereinigungen aller Länder Gäste der HJ sind.

Mit einigen kommen wir in positiven Gedankenaustausch, der für uns wertvoll ist und uns die Meinung einiger Gruppen des anders denkenden Auslandes zeigt, sowie ihre allzu berechtigten Befürchtungen über Propagierung nationalsozialistischer Expansionsbestrebungen, die schon in vielen Reden und Handlungen zu erkennen sind. Auf Pichelswerder steht unser Turnerjugendlager, in dem Vertreter aller Berliner Gruppen ein repräsentatives Bild einer frischen und anders gearteten Jugendbewegung als der HJ geben.“

Als der Jugendgruppe ein für den 15./16. September 1936 geplantes Treffen illegaler Bündischer bei Buchhorst/Mühlenbeck bekannt wird, heißt es: „Wir müssen hin. Langsam schlendern wir, fahrtenmäßig gekleidet, die Schönhauser Allee entlang.“ Auf dem Weg werden die Jungen von einer HJ-Streife angegriffen, aber es gelingt ihnen, ihr Ziel zu erreichen.

„Nach langem Suchen finden wir im Wald hinter Buchhorst die Versammlungsstätte und nach Passieren der aufgestellten Sicherungen einen Haufen singender Jungen. Freudig werden wir längst erwarteten, schon verschüttet geglaubten begrüßt. [...]“

Viel wird geredet, Meinungen wogen hin und her, doch leider fehlt diesem Kreis das spätere Ziel. Sie wollen sich nicht der HJ unterordnen, aber wissen nichts entgegen zu setzen. Ihnen fehlt der Mut zur Konsequenz, zur aktiven antifaschistischen Einstellung. Wir sind uns bald darüber einig, die Besten, die es wagen, mit uns zu marschieren, nehmen wir zu uns. Die anderen werden bald alleine auseinander fallen.

Es dämmt der Morgen, das Feuer verlischt, in kleinen Gruppen verschwinden alle im großen Mühlenbcker Forst.“

Die Polizei hat den Jungen „bewiesen, dass wir unerwünschte Lieder gesungen, von Schriften wie ‚Der

grosse Wagen‘ und [dem] ‚Eisbrecher‘ Vorlesungen gehalten u.s.w. Wir waren nur zufrieden, dass die Spitzel nicht schon bei anderen dabei waren, als etwas besserer [heiklerer] Stoff behandelt wurde.“

Nach einigen Monaten werden viele Jungen wieder entlassen. Diese Tatsache hat sich schnell herumgesprochen. „Vorsichtig treffen wir wieder hier und da einen. Die Arbeit geht weiter.“

Auch im Sommer 1937 blieb die illegale Jungenschaft weiter aktiv. „Die Gruppenleiter sind ausgeschaltet. Doch die Einheiten nicht zerschlagen. Die Verfolgung geht weiter. Ajaks vom Prenzlauer Berg ist in die Enge getrieben. Unser Gegnerdienst in der HJ hat es uns gemeldet.

An einem Sonntagmorgen [handschriftlich ergänzt: im Mai] fanden ihn Jungen der Gruppe tot im Mühlenbcker Forst an unserer alten Versammlungsstätte. Als er zur Bestattung freigegeben wird, haben die Gruppen alles vorbereitet.

Im Krematorium Gerichtstrasse ist er aufgebahrt. Der Raum ist voll junger Menschen Für diese warme Jahreszeit fast unverständlich, warum sie alle Mäntel tragen. Die Feier beginnt, Mäntel aus und die Jungen in den verbotenen blauen Jacken stehen als Wache am Sarge, die anderen an der Seite, nach Chor und anderer Ehrung wird es zur Kundgebung nicht nur für diesen, nein, auch für ihre in den Gefängnissen sitzenden Leiter und Freunde.

Kurze Signale von draussen, von der Sicherung: Ueberfallwagen und Gestapo kommt.

Bis auf die familiären Trauergäste verschwindet alles schnellstens über Gräber, Hecken und Mauern in die Nebenstrassen.

Keiner konnte gefasst werden, Erstauen gab es nur bei den sich der Polizei gegenüberstehenden Trauergästen. Ein Jahr später, als Jonny und die anderen wieder frei, steht der Kreis an der Stätte um die Fahne in Erinnerung unseres Freundes und der vielen Unbekannten.“

Auf konkrete oppositionelle Aktionen bezieht sich der Tagebuchschreiber einige Monate nach der Trauerfeier: „Der Streifendienst ist in voller Tätigkeit. Die Flugblattverteilungen haben zu sehr zugenommen. Wenn auch nicht mehr die kleinen Zeitungen und Flugblätter der AIZ [Arbeiter-Illustrierte Zeitung], Rote Fahne u.s.w., die [nur] mit der Lupe zu lesen waren, aus der Tschechei kommen, so sind doch handgedruckte und abgezogene [Blätter] im Umlauf, die der Gestapo viel Kopfzerbrechen machen.“⁵³

Noch aus dem Jahre 1945 – kurz vor dem Einmarsch der Roten Armee – ist überliefert: „Unsere Berliner Freunde hatten es nicht leicht in dieser Zeit.

*[In den] Volkssturm eingezogen meldeten sie sich alle zu einer Einheit und hatten jetzt eine gute Gruppe unter Leitung von Oldi zusammen. Der Erfolg war, dass schon in der Nacht vom 1. zum 2. Mai auf der Emanuel-Kirche die alte Fahne der illegalen Jugend wehte, [noch] ehe die Besetzung des Viertels [durch die Rote Armee] vollzogen war und die SS-Gruppe, [die] die Fahne herunterholen wollte, von der Volkssturmgruppe zurückgejagt wurde.
Wir sind, wenn auch nicht alle, doch irgendwie heimgekehrt in das Elend und die Not, die uns der Faschis-*

mus übrig gelassen hat, und haben erkannt, dass wir nur selbst uns eine bessere Zukunft schaffen können, denn

*es rettet uns kein höhres Wesen,
kein Gott, kein Kaiser, kein Tribun,
uns aus dem Elend zu erlösen
können wir nur selber tun.“⁵⁴*

Tatsächlich hat Heinz Steurich die Tradition der Widerstandsgruppe in der Deutschen Pfadfinderschaft Schwarze Schar e.V. weitergeführt.⁵⁵

⁵⁴ SAPMO, BA, V 241/7/25, Bl. 248.

⁵⁵ Vgl. Schreiben von Heinz Steurich vom 2.2.1957 an Arno Klönne. Herrn Klönne verdanke ich viele hilfreiche Hinweise.

Oda Schottmüller – „Agentenflittchen“ oder „Kundschafterin Moskaus“

Moderation: Sonja Miltenberger

Gast: Dr. Geertje Andresen

Montag, 10. Februar 2014

Oda Schottmüller, Bildhauerin und Tänzerin wurde 1942 von der Gestapo im Rahmen des Fahndungskomplexes „Rote Kapelle“ festgenommen. Man unterstellte ihr, sich an Funkversuchen nach Moskau beteiligt zu haben. Obwohl ihr das nicht nachgewiesen werden konnte, wurde sie zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Basierend auf der Gestapo-Lüge, der Kreis um Harro Schulze-Boysen sei Teil der sowjetischen Auslandsspionage gewesen, wurde er in der Bundesrepublik bis Mitte der 1980er Jahre aus dem offiziellen Gedenken an den Widerstand gegen das NS-Regime ausgegrenzt; Oda Schottmüller galt als „Agentenflittchen“. In der DDR hingegen deutete das MfS die „Rote Kapelle“ systematisch zur „Kundschafterorganisation für die Sowjetunion“ um. Geheimdienstmitarbeiter versuchten gar, eine dazu passende Biografie Oda Schottmüllers zu erfinden.



Geertje Andresen während des Vortrags
Foto: Elke Mocker

Veranstaltungsbericht

Dr. Andreas Bräutigam (Berliner Geschichtswerkstatt e. V.)

Werkstattgespräch am 10. Februar 2014

Mit gut 25 Teilnehmern fand am 10. Februar 2014 die zweite Veranstaltung im Rahmen der BGW-Reihe „Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Berlin“ statt. Die Autorin Geertje Andresen, die sich seit den achtziger Jahren mit der Widerstandsgruppe



Teilnehmer der Veranstaltung zu Oda Schottmüller
Foto: Elke Mocker

Schulze-Boysen-Harnack beschäftigt und in diesem Zusammenhang 1992 auch auf die Person Oda Schottmüller aufmerksam wurde, hat sich ausführlich mit diesem, wie sie sagt, besonderen Menschen Oda Schottmüller beschäftigt und mittlerweile zwei Bücher über sie geschrieben. Dabei wollte sie einen Blick auf die wirkliche Person hinter die bis dahin in diversen Veröffentlichungen gemalte Kunstfigur Oda Schottmüller werfen.

In ihrem Vortrag berichtete Frau Andresen anhand ihrer Quellenrecherchen zunächst über die biografische Entwicklung Oda Schottmüllers und anschließend über die jeweils interessengeleitete, teilweise groteske unterschiedliche Rezeption in Ost und West und die daraus entstandenen Biografiekonstruktionen.

Oda Schottmüller wurde 1905 in Posen geboren. Ihre Mutter erkrankte kurz nach ihrer Geburt an einer schweren Psychose. Sie wuchs allein bei ihrem Vater auf. Dieser verstarb, als sie 14 Jahre alt

war. Fortan lebte sie bei ihrer Tante, die ihr auch die weitere Ausbildung finanzierte. Nach dem Abitur an der reformorientierten Odenwaldschule machte sie aus finanziellen Gründen und auf Wunsch ihrer Familie zunächst eine kunsthandwerkliche Ausbildung, ging dann aber nach Berlin, um ihrer eigentlichen Leidenschaft – dem Tanz – zu folgen. Sie ließ sich zur modernen Ausdruckstänzerin ausbilden und studierte parallel Bildhauerei. Dabei lernte sie viele frei denkende Mitschüler und Künstler kennen, so auch den jungen Bildhauer Kurt Schumacher, der sie in seinen Freundeskreis um Harro Schulze-Boysen einführte. Die Synthese ihrer Ausbildungen fand Oda Schottmüller im Maskentanz: Mit selbst erstellten Masken entwickelte sie eigene Tanz-Choreografien, die sie nach 1933 auch unter den veränderten Bedingungen der NS-Herrschaft weiterführte.

Obwohl eine Mitgliedschaft eigentlich zwingend vorgeschrieben, wurde sie trotz Antrag als Tänzerin zunächst nicht in die Fachschaft Tanz der Reichskulturkammer aufgenommen, erhielt aber auch kein Auftrittsverbot, so dass sie mit einer großen Anzahl positiver Kritiken bis 1941 öffentlich tanzte – auch in Veranstaltungsreihen des Propagandaministeriums und anschließend nach ihrer Aufnahme in die Reichskulturkammer im Rahmen von Wehrmachtstourneen.

Oda Schottmüller hatte mit großer Wahrscheinlichkeit keine Kenntnis von den Widerstandsaktivitäten Schulze-Boysens, insbesondere von seinen Absichten, Nachrichten – etwa über einen bevorstehenden Überfall Nazi-Deutschlands auf die Sowjetunion – nach Moskau zu funken. Sie kannte lediglich einige der Flugblätter, die Schulze-Boysen verfasst hatte, und gab diese auch in ihrem Freundeskreis weiter. Außerdem behielt sie selbstverständlich die Freundschaft zu rassistisch Verfolgten aufrecht und half, soweit es ihr möglich war, die Flucht von politisch Verfolgten mitzufinanzieren.

Während einer ihrer Wehrmachtstourneen diente ihr in dieser Zeit leer stehendes Atelier möglicherweise zur Aufbewahrung eines Funkgerätes und zur Funkkontaktaufnahme nach Moskau. Eindeutige Beweise dafür gibt es nicht, ebenso wenig darüber, ob Oda Schottmüller von derartigen Aktivitäten etwas wusste. Nach Rückkehr von ihrer zweiten Wehrmachtstournee im September 1942 wurde sie in ihrem Berliner Atelier mit dem Verdacht, sich aktiv an Funkversuchen nach Moskau beteiligt zu haben, festgenommen.

Obwohl ihr im Prozess am 25./26. Januar 1943 nichts nachgewiesen werden konnte, verurteilte man sie wegen „Beihilfe zu einem hochverräterischen Unternehmen“ zum Tode und ermordete sie am 5.

August 1943 letztlich wegen ihrer oppositionellen Haltung.

Nach dem Krieg ging die Wahrnehmung und Rezeption der Widerstandsgruppe Schulze-Boysen-Harnack in der Bundesrepublik und der DDR interessanterweise in die gleiche Richtung, wenn auch mit unter den Bedingungen des Kalten Krieges sehr unterschiedlichen Bewertungsmustern. Sie galt als sowjetische Spionageorganisation und damit in der Bundesrepublik als „von Moskau bezahlte Spione und Verräter Deutschlands“, in der DDR dagegen als „Kundschafterorganisation für die Sowjetunion“. Das hatte auch Auswirkungen auf die jeweilige politisch-ideologische Biografiekonstruktion Oda Schottmüllers. Als alleinstehende Tänzerin und Bildhauerin – so die westliche Lesart – habe sie als dem Halbweltmilieu entstammende Anlaufstelle für kommunistische Spione gedient, die mit dem „triebhaften und vergnügungssüchtigen“ Harro Schulze-Boysen eine intime Sex-Beziehung außerhalb seiner Ehe gehabt habe und als charakterschwache und leicht beeinflussbare Person von ihm beliebig für seine Agententätigkeit eingespannt werden konnte. In der DDR wurde sie zusammen mit der Schulze-Boysen-Harnack-Gruppe zur antifaschistischen Kundschafterin aufgebaut und 1969 mit dem sowjetischen „Orden des Roten Stern“ ausgezeichnet. Trotz ihrer proletarischen Herkunft sei es ihr gelungen, das Abitur zu machen und eine Ausbildung als Bildhauerin und Tänzerin zu erreichen. Ihr Kollege – der kommunistische Bildhauer Kurt Schumacher – habe sie im antifaschistischen Sinne beeinflusst, so dass sie sich dem illegalen Kampf gegen das Naziregime angeschlossen habe und ihre Wohnung als Funkquartier zur Verfügung gestellt habe. Nach Gestapohaft und Verurteilung sei sie ungebrochen als tapfere Kämpferin in den Tod gegangen.

Frau Andresen erläuterte in ihren Vortrag die teilweise absurden und mitunter unfreiwillig komischen Auswüchse dieser Biografiekonstruktionen. Ein Beispiel: 1979 wurde im Foyer der Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz eine Gedenktafel für Oda Schottmüller angebracht, um an ihre Arbeit in dem Haus zu erinnern. Jedoch bestand ihre einzige Arbeit in dem Haus in der Teilnahme an der nationalsozialistischen Leistungsschau „Stunde des Tanzes“ am 27. Februar 1938. Gerade diese – so kann man annehmen – sollte von der DDR-Politik wohl eher nicht gewürdigt werden.

Mit ihrer Arbeit hat Frau Andresen wieder ein menschliches Bild von Oda Schottmüller gezeichnet und damit dem Verständnis der eigentlichen humanistischen Größe des Widerstandes einen guten Dienst erwiesen. Lebendig wurde Oda Schottmüller

für Frau Andresen, wie sie berichtet, durch das Lesen und Transkribieren ihrer in Gestapo-Haft geschriebenen Kassiber. Im Rahmen der Recherchen konnte zudem der in Privatbesitz befindliche und durch Verkauf von Verstreuung bedrohte Nachlass Oda Schottmüllers erschlossen und wissenschaftlich gesichert werden. Die von Frau Andresen verfasste Biografie „Die Tänzerin, Bildhauerin und Nazigegnerin Oda Schottmüller 1905-1943“ und ihre Dissertation „Wer

war Oda Schottmüller? Zwei Versionen ihrer Biografie und deren Rezeption in der alten Bundesrepublik und in der DDR“ sind im Lukas-Verlag erschienen. Auf die Bemerkung eines Veranstaltungsteilnehmers, Oda Schottmüller sei nach dem jetzt Gehörten ja eher als Nebenfigur des Widerstandes einzuordnen, antwortete Frau Andresen, jeder, der sich anständig verhalten hat, sei nach ihrem Dafürhalten eine Hauptfigur gewesen.

Vortrag

Geertje Andresen

(Germanistin und Theaterwissenschaftlerin. Sie lebt als freie Autorin, Redakteurin und Lektorin in Berlin, betreut zurzeit für das Deutsche Tanzarchiv Köln die Herausgabe der Tanzkritiken des jüdischen Journalisten Artur Michel und ist u. a. Autorin des Buches „Wer war Oda Schottmüller?“.)

Oda Schottmüller – „Agentenflittchen“ oder „Kundschafterin Moskaus“?¹

Wer war Oda Schottmüller?

Den Namen der Tänzerin und Bildhauerin Oda Schottmüller hörte ich 1992 zum ersten Mal. Bei der Mitarbeit an der großen Ausstellung über die „Rote Kapelle. Ein Portrait der Widerstandsgruppen um Arvid Harnack und Harro Schulze-Boysen in Photographien und Selbstzeugnissen“ in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand fiel mir u. a. die Aufgabe zu, eine Reihe von Kassibern, die die junge Frau an eine Mitgefangene geschrieben hatte, zu transkribieren. In diesen Briefen schilderte sie ihren Prozess vor dem Reichskriegsgericht in einer Art und Weise, die mich tief berührte. Die Gestapo hatte Oda Schottmüller dem Fahndungskomplex „Rote Kapelle“ zugeordnet und ihr vorgeworfen, ihr Bildhaueratelier für Funkversuche nach Moskau zur Verfügung gestellt zu haben. Deshalb verurteilte das Reichskriegsgericht sie nach diesem Prozess, der nach all ihren Schilderungen nur als Farce zu bezeichnen ist, zum Tode und ließ sie wenige Monate später hinrichten.

Über das Leben der Künstlerin gaben 1992 lediglich drei in der DDR erschienene Publikationen geringfügige Auskünfte. Sie befriedigten mein Interesse in keiner Weise, weil in ihnen wenig bzw. gar nichts

über Oda Schottmüllers Persönlichkeit und ihre Tanzkunst erzählt wurde. Stattdessen reduzierte sich in ihnen ihr vermeintlicher Lebensweg auf ihre angebliche Tätigkeit als „Kundschafterin für die Sowjetunion.“ In bundesdeutschen Publikationen über die „Rote Kapelle“ aus den Jahren 1950 bis 1980 wiederum wurde Oda Schottmüller durchgängig zum „Agentenflittchen“ herabgewürdigt. Andere Attribute oder Beschreibungen von ihr gab es nicht. Beiden Lesarten misstraute ich und begann über mehrere Jahre hinweg, Quellenmaterial zusammenzutragen, um ihre Biographie nun selbst weitgehend rekonstruieren zu können. Während dieser Arbeit erklärte sich mir auch, warum die Lebensgeschichte von Oda Schottmüller ab 1950 in beiden deutschen Staaten manipuliert wurde und wer dafür jeweils verantwortlich war. Darum soll es heute in meinem Vortrag gehen.

Eine biografische Skizze

Zunächst aber skizziere ich die Entwicklung von Oda Schottmüller, so wie sie sich mir aus meinen eigenen Quellenfunden erschlossen hat²: 1905 wurde sie in Posen geboren. Ihre Familie zog ein Jahr später nach

¹ Vortrag von Dr. Geertje Andresen am 10.2.2014 in der Berliner Geschichtswerkstatt e.V., basierend auf ihrer Publikation: *Wer war Oda Schottmüller. Zwei Versionen ihrer Biographie und deren Rezeption in der alten Bundesrepublik und in der DDR.* Lukas-Verlag Berlin 2012. Sämtliche Zitate in diesem Vortrag sind in der o.g. Publikation nachgewiesen.

² Die Biografie von Oda Schottmüller ist ausführlich nachzulesen in: Geertje Andresen: *Die Tänzerin, Bildhauerin und Nazigegnerin Oda Schottmüller 1905 –1943.* Lukas-Verlag Berlin, 2005.

Danzig, wo ihr Vater Kurt als Königlicher Archivrat an das Staatsarchiv berufen worden war. Kurz darauf erkrankte ihre Mutter an einer schweren Psychose, die zu ihrer Trennung von Mann und Kind führte. Oda wuchs fortan allein bei ihrem Vater auf. 1919, als Oda 14 Jahre alt war, starb ihr Vater an einem Herzinfarkt. Darauf übernahm Odas Tante Frida Schottmüller die Vormundschaft für sie und finanzierte ab 1922 den Schulbesuch ihrer Nichte an der reformorientierten Odenwaldschule. Dort freundete sich das Mädchen mit Klaus Mann an.

Beide Schüler suchten nach einer künstlerischen Form, mit der sie ihre bisherigen Lebenserfahrungen und ihre Phantasie am besten umsetzen könnten. Sie fanden diese Möglichkeit im Tanz und wollten beide Tänzer werden. Während Klaus Mann die Schule allerdings schon nach kurzer Zeit wieder verließ, blieb Oda Schottmüller bis zu ihrem Abitur 1924 und entwickelte in diesen beiden Jahren ein hohes Maß an innerer Unabhängigkeit.

Am liebsten hätte die Abiturientin gleich nach dem Schulabschluss eine Tanz- und eine Bildhauerausbildung angeschlossen. Sie wünschte sich ein Leben als freischaffende Künstlerin. Aber aus finanziellen Gründen und auf Wunsch ihrer Familie musste sie zunächst in Pforzheim und Frankfurt/M eine kunsthandwerkliche Ausbildung absolvieren.

Ihre große Leidenschaft galt jedoch weiterhin dem Tanz: Fasziniert von der Ausstrahlung Vera Skoronels – einer der beeindruckendsten Ausdruckstänzerinnen der 1920er Jahre – zog Oda Schottmüller nach



Milly Steger und Oda Schottmüller, 1929
Quelle: Archiv Susanne und Dieter Kahl

Berlin und ließ sich ab 1928 in der Schule von Vera Skoronel und Berthe Trümpy zur modernen Ausdruckstänzerin ausbilden. Gleichzeitig studierte sie ab 1929 bei Milly Steger Bildhauerei. Während dieser Ausbildungen blühte sie auf.

In der Tanzschule von Vera Skoronel und Berthe Trümpy lernte sie in dem Bildhauer Fritz Cremer

– der dort als Hausmeister seinen Lebensunterhalt verdiente – und den Tänzerinnen Hanna Berger und Gertrud Wienecke sowie vielen anderen Mitschülerinnen und Kollegen starke künstlerische und gesellschaftskritische Persönlichkeiten kennen, in deren Gesellschaft sie sich frei entfalten konnte.

Ihr erstes Bildhaueratelier bezog Oda Schottmüller 1931 in der Malschule des Bauhäuslers Johannes Itten und lebte hier ihr ersehntes freies, inspiriertes Leben als Künstlerin unter Künstlern. Sie führte ihre beiden Berufe im Maskentanz zusammen. D.h., sie schuf Masken, die sie zu ungewöhnlichen Choreographien inspirierten. So entfaltete sie eine ganz eigene Tanzästhetik, die sie auch unter den veränderten Bedingungen im NS-Regime weiter entwickelte.

Der Bürokratie der NS-Kulturverwaltung konnte sich Oda Schottmüller auf die Dauer aber nicht entziehen. Bis in das Jahr 1939 hinein war es ihr gelungen, ungehindert als Solo- und Gruppentänzerin öffentlich aufzutreten. Danach brauchte sie allerdings eine Zulassung als Solotänzerin von der Fachschaft Tanz in der dem Propagandaministerium unterstellten Reichskulturkammer. Ein Antrag auf Mitgliedschaft in der Reichskulturkammer (RKK) war seit 1933 für alle ausübenden Künstler zwingend vorgeschrieben. – Wie es ihr gelungen ist, ohne diese Mitgliedschaft und ohne Sanktionen so viele Jahre ungehindert aufzutreten, ließ sich leider nicht ermitteln. – Oda Schottmüller stellte also 1939 diesen Antrag auf Zulassung für ihre beiden Berufe, wies ihre so genannte arische Abstammung nach und wurde als Bildhauerin im August 1939 sofort in die RKK aufgenommen. Aber als Tänzerin sollte sie nun ihre Qualifikation nach den Regeln der 1935 erlassenen neuen Prüfungsordnung für Tanz vor einer Prüfungskommission nachweisen. Dieser Demütigung kam sie nicht nach. Sie schickte stattdessen eine Reihe sehr guter Kritiken, die sie für ihre bisherigen Auftritte erhalten hatte, an die Reichskulturkammer. **Damit** wurde sie jedoch **nicht** in die Fachschaft Tanz aufgenommen. Sie erhielt aber auch kein Auftrittsverbot, und die zuständigen Beamten der RKK hakteten nicht nach, so dass Oda Schottmüller bis 1941 weiterhin öffentlich tanzte – auch in Veranstaltungsreihen der dem Propagandaministerium unterstellten Deutschen Tanzbühne.

Als sie allerdings 1941 aus finanziellen Gründen an Wehrmachtstourneen teilnehmen wollte, musste sie offiziell als Solotänzerin zugelassen sein. Derweil konnte sie aber eine so große Anzahl überzeugender Kritiken, auch als erfolgreiche Teilnehmerin so genannter NS-Leistungsschauen für Tanz, wie der „Stunde des Tanzes“ in der Volksbühne oder den Kammertanzveranstaltungen im Schumannsaal,

vorweisen, dass sie im Herbst 1942 diese Zulassung erhielt. Zwischen ihrem ersten Auftritt 1934 und ihrem letzten sehr erfolgreichen Soloabend im November 1941 versuchte sie immer wieder – insbesondere mit ihren Maskentänzen – auch gesellschaftlich relevante Themen, wie z.B. den Kriegstod, zu thematisieren. Im Tanzstudio ihrer Freundin Gertrud Wienecke, die sie an der Skoronel-Trümpy-Schule kennen gelernt hatte, herrschte im Lehrerkollegium und unter den Schülern eine einmütige Ablehnung des NS-Regimes. Dort war es selbstverständlich, jüdische Schülerinnen auch dann noch auszubilden, als dies in Deutschland bereits verboten war. Und auch der kommunistische Pianist Kurt Schwaen fand dort eine Verdienstmöglichkeit als Korrepetitor. Er arbeitete ab 1939 gemeinsam mit Oda Schottmüller an ihren Solo-Programmen.



Kurt Schumacher, 1941
Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand

Bereits Mitte der 1930er Jahre hatte Oda Schottmüller im Atelier des Bildhauers Fritz Cremer den charismatischen jungen Bildhauer Kurt Schumacher kennen gelernt.

Der wiederum war schon seit Anfang der 1930er Jahre mit Harro Schulze-Boysen befreundet. Schu-

macher sympathisierte mit den Kommunisten, ohne selbst Mitglied der Partei zu sein. Er war ein zupackender, weltoffener, humorvoller und vor allem politisch denkender Künstler und wurde ein sehr enger Freund Oda Schottmüllers. Beide Künstler waren von der Weimarer Moderne geprägt, bedurften des künstlerischen und gesellschaftspolitischen Austausches und fanden diesen auch in ihren jeweiligen Freundeskreisen. Kurt Schumacher führte Oda Schottmüller in seinen Freundeskreis um Harro Schulze-Boysen ein. Zu diesem Kreis gehörten u. a. auch die Ärztin Elfriede Paul und der Schriftsteller Günther Weisenborn. Die Freunde trafen sich in unregelmäßigen Abständen und in unterschiedlicher Zusammensetzung. Sie vertrauten einander, zelteten an freien Wochenenden im Berliner Umland, feierten Feste, diskutierten dabei offen und sehr kritisch über die nationalsozialistische Regierung, den Krieg und seine Konsequenzen. Ab 1941/42 begannen sie NS-Gewaltverbrechen zu dokumentieren und verfassten Flugschriften, in denen sie zum Widerstand gegen die NS-Diktatur aufriefen; außerdem halfen einige von ihnen, Zwangsarbeiter mit Nahrungsmitteln zu versorgen – und sie halfen politisch und rassistisch Verfolgten, Deutschland zu verlassen.

Harro Schulze-Boysen arbeitete seit 1934 im Reichsluftfahrtministerium in der Abteilung „Fremde Luftmächte“. Dort erfuhr er viele Details über die Entwicklung des Krieges. Um 1940/41 hatte sich um ihn und um den Oberregierungsrat im Wirtschaftsministerium, Arvid Harnack, über den genannten Freundeskreis hinaus ein loses Netzwerk von Menschen mit unterschiedlichster Weltanschauung und ebenso unterschiedlicher sozialer Herkunft und Zugehörigkeit gebildet. Was sie einte, war ihre oppositionelle Haltung gegen das NS-Regime.

Schulze-Boysen und Harnack betrachteten die Sowjetunion als Verbündete bei der Überwindung des NS-Regimes. Sie nutzten ihre Kontakte zu Mitarbeitern der sowjetischen Botschaft, um sie im Frühjahr 1941 vor den deutschen Angriffsplänen zu warnen. Diese Warnungen erreichten auch Stalin, der sie nicht glauben wollte. Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 waren Harnack und Schulze-Boysen grundsätzlich bereit, militärisch wichtige Nachrichten nach Moskau zu übermitteln. Das scheiterte allerdings daran, dass keine funktionstüchtigen Funkgeräte zur Verfügung standen. Lediglich ein einziger Probefunkspruch mit den Worten „Tausend Grüße allen Freunden“ konnte am 26. Juni 1941 abgeschickt werden. Der wurde auch von Moskau bestätigt, aber danach blieb es still. Weil also keine Nachrichten aus Berlin in Moskau eingingen, sandte der militärische Nachrichtendienst der Sowjetunion

einen Funkspruch an ihren in Brüssel residierenden Agenten „Kent“. Sie forderte ihn auf, nach Berlin zu reisen, um sich u. a. mit Schulze-Boysen in Verbindung zu setzen und herauszufinden, was da los war, warum keine Funksprüche gesendet wurden. Schulze-Boysens Name war in diesem Funkspruch klar genannt. Den fing die Gestapo ab und entschlüsselte ihn ein Jahr später, im August 1942.

Oda Schottmüller hatte aller Wahrscheinlichkeit nach keine Kenntnis von den Absichten Schulze-Boysens, Nachrichten – welcher Art auch immer – nach Moskau zu funken, und sie kannte auch Arvid Harnack nicht. Ihr waren lediglich einige der Flugblätter, die Schulze-Boysen verfasst hatte, bekannt. Die gab sie auch in ihrem Freundeskreis im Tanzstudio von Gertrud Wienecke weiter. Außerdem behielt sie selbstverständlich ihre Freundschaften zu rassistisch Verfolgten bei und half mit ihren spärlichen finanziellen Mitteln, die Flucht von politisch Verfolgten mitzufinanzieren.

Als sie von Dezember 1941 bis März 1942 das erste Mal auf Wehrmachtstournee ging, versuchte möglicherweise Hans Coppi aus ihrem in dieser Zeit leer stehenden Atelier einen Funkkontakt nach Moskau herzustellen. Eindeutige Beweise dafür, wie z. B. Augenzeugenberichte oder auch einen aufgefangenen Funkspruch, gibt es nicht, wie auch die verschiedenen Aussagen darüber, ob Oda Schottmüller von derartigen Versuchen etwas wusste, widersprüchlich sind. Sie brach Mitte April 1942 zu ihrer zweiten Tournee – diesmal nach Italien – auf. Daran schloss sie einen mehrwöchigen Urlaub an und kehrte im Septem-

ber 1942, beglückt von ihren Erfolgen, nach Berlin zurück. Sie träumte jetzt erstmals von einer Karriere im Ausland, nämlich in Italien. Dieses Land sollte ihre Wahlheimat werden und ihr endlich ein erfülltes Leben als unabhängige und freischaffende Künstlerin ermöglichen. Dazu kam es nicht mehr. Sie wurde am 16. September 1942 in ihrem Berliner Atelier festgenommen, weil sie verdächtigt wurde, sich aktiv an Funkversuchen nach Moskau beteiligt zu haben.

Die Gestapo ermittelte schon seit Ende 1941 unter dem Fahndungsbegriff „Rote Kapelle“ gegen Gruppen in Belgien und Frankreich, die in engem Kontakt mit oder für den sowjetischen Nachrichtendienst arbeiteten. Nachdem sie im August 1942 diesen einen vorhin erwähnten Funkspruch von Moskau nach Brüssel mit dem Klarnamen von Schulze-Boysen entschlüsselt hatte, glaubte sie, sie sei einem Berliner Ableger der sowjetischen Auslandsspionage auf der Spur. Deswegen nahm sie in den folgenden beiden Monaten, also im September und Oktober 1942, etwa 120 Menschen aus den sehr heterogenen Freundes- und Widerstandskreisen um Schulze-Boysen und Arvid Harnack fest. Sie bildete eine Sonderkommission aus Beamten des Reichssicherheitshauptamtes und klagte die meisten der Verhafteten ab Dezember 1942 in einer geheimen Prozessserie vor dem Reichskriegsgericht an. Im Laufe der Ermittlungen stellte sich heraus, dass es tatsächlich keinen Funkkontakt nach Moskau gegeben hatte und dass die meisten Verhafteten überhaupt nichts von derartigen Vorhaben wussten, sondern dass sie vor allem in freundschaftlicher oder informeller Verbindung zueinander standen – allerdings gegen



Sommer 1938: v. l. n. r. Elfriede Paul, Kurt Schumacher, Walter Küchenmeister, Rainer Küchenmeister, Harro Schulze-Boysen, Günter Weisenborn
Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand

das NS-Regime opponierten. Viele der verhafteten Männer und die vielen Frauen zählten überdies zur intellektuellen und künstlerischen Elite Deutschlands, und sogar Funktionsträger des NS-Staates gehörten zu diesen Kreisen. Dies führte dazu, dass die Verfolger mit der Einordnung dieses Widerstandsverbundes völlig überfordert waren. Er passte nicht in ihr Feindbildrastr von einer straff organisierten und hierarchisch gegliederten kommunistischen Gruppe.

Unter dem Druck der NS-Führung, die Ermittlungen zu einem zügigen Ende zu bringen und abschreckende Urteile zu fällen, reduzierten die Gestapo und die Wehrmachtsjustiz die vielfältigen Motive für den Widerstand innerhalb der Gruppe auf die Dimension des ‚bezahlten Landesverrats‘. Die Angeklagten wurden nicht nur als von Moskau bezahlte Spione diffamiert, sondern moralisch in ein zwielichtiges Milieu von Halbwelt und sexueller Abhängigkeit gestellt. Sie hatten keine Chance, sich gegen die Vorwürfe zu wehren, denn die Vernehmer manipulierten die Aussageprotokolle derart, dass sie die Anklage bestätigten. Den Angeklagten wurden lediglich Pflichtverteidiger zugewiesen, die sie zumeist erstmals am Tag des Prozesses sahen. Und auch ihre Anklageschriften konnten sie vor den Prozessen nicht einsehen. Die mehr als 50 Todesurteile gegen die in diesem Komplex Verhafteten waren fast alle bereits vor Beginn der Prozesse festgelegt.

Oda Schottmüller wurde wegen „Beihilfe zu einem hochverräterischen Unternehmen“ angeklagt. Sie erlebte ihren Prozess am 25./26. Januar 1943 als reine Farce, und obwohl ihr gar nichts nachgewiesen werden konnte und auch kein Funkgerät in ihrem Atelier gefunden wurde, verurteilte man sie zum Tode. Ermordet wurde sie am 5. August 1943 in Berlin-Plötzensee – letztlich wegen ihrer oppositionellen Haltung.

Diese Prozessserie und die vielen Todesurteile wegen angeblicher Spionage für die Sowjetunion dienten damals lediglich der Selbstreputation und Selbstlegitimierung von Gestapo und NS-Führung. Die konnte es nicht ertragen, dass ihre Politik von einem Teil der gesellschaftlichen Elite abgelehnt wurde, und sie wollte verhindern, dass dieser Protest in die Öffentlichkeit drang. Deshalb wurden die Prozesse geheim geführt. Die Ermordeten durften auch nicht begraben werden, sondern sie wurden der Anatomie der Charité zur freien Verwendung übergeben. Die Erinnerung an die Menschen aus diesen Freundes- und Widerstandskreisen sollte gründlich ausgelöscht werden.

Das gelang Gott sei Dank nicht, weil sich Überlebende und Angehörige der Ermordeten, wie Günther Weisenborn und Greta Kuckhoff, darum bemühten,

ihre einstigen Weggefährten anhand persönlicher Erinnerungen dem Vergessen zu entreißen. Sie nutzten diese persönliche Form des Erinnerns, weil sie selbst nur bruchstückhafte Kenntnisse aller Widerstandsaktionen hatten, weil die Prozesse vor dem Reichskriegsgericht streng geheim geführt worden waren und weil darüber hinaus die Prozess- und Ermittlungsunterlagen von Gestapo und Reichskriegsgericht nicht zugänglich bzw. zum Teil sogar vernichtet waren. Diese persönlichen Erinnerungen von Überlebenden sind die ersten Versuche, den Widerstand gegen den Nationalsozialismus in den jeweiligen biografischen Kontext der Ermordeten zu setzen.

Die Rezeption von Oda Schottmüller und der „Roten Kapelle“

Aus der Rezeptionsgeschichte zur „Roten Kapelle“ greife ich nun einige prägnante Beispiele heraus, die auch das Bild von Oda Schottmüller nach 1945 beeinflusst haben.

Die unmittelbare Nachkriegszeit

Auch in ihrem Fall meldeten sich in den ersten Nachkriegsjahren Freunde mit persönlichen Erinnerungen zu Wort. Es erschienen zwischen 1946 und 1949 verschiedene wertschätzende Porträts über sie in der sich allmählich neu etablierenden Presse. In diesen Artikeln würdigten die Menschen, die sie gekannt und auf der Bühne oder in ihrem Atelier erlebt hatten, vor allem ihre beeindruckende künstlerische Doppelbegabung und noch mehr ihren Mut, sich dem NS-Regime widersetzt zu haben. Ihre Ermordung durch die Nazis galt in diesen frühen Artikeln eindeutig als Unrecht.

Sofern die Autorinnen Oda Schottmüller nicht selbst gekannt hatten und damit auch nicht aus persönlicher Erinnerung berichten konnten, interviewten sie die Mutter von Oda, Dorothea Schottmüller. Sie war bereits 1945 von der Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes gebeten worden, einen ausführlichen Lebenslauf ihrer Tochter zu schreiben. Das gestaltete sich für die Mutter sehr schwierig, weil sie kaum etwas über ihre Tochter wusste. Wie ich eingangs schon erzählte, hatte sie wegen einer schweren Psychose Odas Kinder- und Jugendjahre nicht miterlebt. In der Zwischenzeit war sie zwar wieder genesen, aber sie fürchtete, nicht ernst genommen zu werden, wenn ihre einstige schwere psychische Krankheit öffentlich würde. Also verschwieg sie diesen gravierenden Abschnitt aus ihrem und dem Leben ihrer Tochter. Sie konnte auch nicht erzählen, dass sie erst in den allerletzten Monaten, nachdem Oda bereits zum Tode verurteilt worden war, regel-

mäßig Kontakt zu ihrer Tochter gehabt hatte. Daher erfand sie eine glückliche Familiengeschichte und gab ihre ungefähren Kenntnisse über Odas Ausbildung und berufliche Entwicklung an. Sie legte damit – unabsichtlich – einen Grundstein für einige spätere Falschdarstellungen. In den 1940er Jahren war das noch nicht so schlimm, weil die Menschen, die über die Tänzerin schrieben, ihr wohl gesonnen waren und keine ideologische Vereinnahmung beabsichtigten. Es gab da aber eine Fehlinformation, die später wichtig wurde. Und zwar erzählte Dorothea Schottmüller, ihre Tochter sei Anfang der 1930er Jahre in einer Gruppe „Junge* Tänzerinnen“ an der Volksbühne Berlin engagiert gewesen. Das hat Odas Mutter schlicht verwechselt. Tatsächlich hatte Oda nämlich 1932 lediglich für einen einzigen Auftritt einer befreundeten Tanzgruppe künstlerisch beratend zur Seite gestanden. Sie hatte keineswegs selbst getanzt oder als Choreografin fungiert, und sie war schon gar nicht fest engagiert. Wie sich dieser Irrtum drei Jahrzehnte später auf die politisch-ideologische Biografiekonstruktion von Oda Schottmüller auswirken wird, werden wir später sehen.

Erinnerungspolitik in der Bundesrepublik Deutschland

In den 1950er Jahren geriet die Erinnerung an sie und an alle anderen Mitglieder der Freundes- und Widerstandskreise um Harro Schulze-Boysen und Arvid Harnack in die Bewertungsmuster des Kalten Krieges. Die „Rote Kapelle“ wurde in der bundesdeutschen Presse immer heftiger als sowjetische „Spionageorganisation“ titulierte. Ein Grund dafür lag im Ergebnis des vorurteilsbelasteten Ermittlungsverfahrens gegen den damaligen Chefankläger der „Roten Kapelle“ Manfred Roeder. Angehörige und Überlebende der Widerstandskreise um Harro Schulze-Boysen und Arvid Harnack hatten schon seit 1945 versucht, ein Verfahren gegen Roeder anzustrengen, um ihn wegen der Unrechtsprozesse vor dem Reichskriegsgericht juristisch zu belangen. Ende der 1940er Jahre strengte die Staatsanwaltschaft Lüneburg dann auch tatsächlich ein Ermittlungsverfahren gegen ihn an. Sie lud vor allem die ehemaligen Gestapobeamten und Richter des Reichskriegsgerichts als Zeugen. Und diese bestätigten in ihren Vernehmungen die vermeintliche „Rechtsstaatlichkeit“ der seinerzeitigen Prozesse vor dem Reichskriegsgericht. Sie spitzten ihre damaligen Argumentationsmuster sogar noch zu und verschwiegen weiterhin hartnäckig die tatsächlichen Widerstandshandlungen der Regimegegner. Außerdem leugneten sie die seinerzeit angewandte Folter bei den Männern, und sie diffamierten die ehemaligen Angeklagten erneut als „von Moskau bezahlte Spione und

Verräter Deutschlands“ aus einem Halbweltmilieu.

Der in diesem Verfahren gegen Manfred Roeder ermittelnde Staatsanwalt Dr. Finck schloss sich in seinem Schlussbericht vom 12. Mai 1951 den Argumentationsmustern der ehemaligen Beamten von Gestapo und Reichskriegsgerichts in vollem Umfang an. Er erklärte alle seinerzeitigen Urteile, auch die Todesurteile, für rechtmäßig. Im Fall von Oda Schottmüller zog Staatsanwalt Fink hanebüchene Schlüsse: Ihr Pflichtverteidiger Dr. Behse hatte sehr widersprüchlich zu Protokoll gegeben, dass Oda Schottmüller zwar **nicht anwesend** gewesen sei, als Funkversuche aus ihrem Atelier unternommen worden waren, dass sie aber dennoch genug „gewusst und **gesehen**“ habe, um über die Aktionen informiert gewesen zu sein. Und der beteiligte Kriminalkommissar Strübing erinnerte sich, „dass Oda Schottmüller irgendwie mit dem Sendebetrieb in Verbindung gestanden haben müsse“. Daraus schloss Staatsanwalt Dr. Finck, dass das Todesurteil für sie gerechtfertigt war. Es habe gar keiner weiteren Beweise bedurft, ihr die Kenntnis von Funkversuchen auch nachzuweisen, denn allein schon ihr langjähriger Umgang mit Schulze-Boysen und Kurt Schumacher sei für ihn Beweis genug, dass sie „über alle Arten der Betätigung der Gruppe Schulze-Boysen unterrichtet“ gewesen sei. Das Ermittlungsverfahren gegen Manfred Roeder wurde am 12. November 1951 eingestellt. Und die Berliner Freundes- und Widerstandskreise galten in der Bundesrepublik Deutschland nun in den nächsten Jahrzehnten als „Vaterlandsverräter“ und als „Sowjetische Spionageorganisation“.

Diese Verleumdungen wurden von vielen Journalisten und auch von einigen konservativen Historikern kontinuierlich wiederholt. Es gab zwar auch wesentlich differenzierte Sichten auf den Widerstandsverbund „Rote Kapelle“, wie die entsprechenden Werke von Margret Boveri und Hans Rothfels. Aber diese Arbeiten waren Ausnahmen und setzten sich lange Zeit nicht durch. Die Presse wollte ihre Auflagen mit Erfindungen über sowjetische Spionage, angesiedelt im Halbweltmilieu, steigern und den Verkauf ihrer Zeitschriften ankurbeln.

Oda Schottmüller diente als alleinstehende Tänzerin und Bildhauerin mit ihrem Atelier, das als Anlaufpunkt für Spione gedient haben soll und aus dem nachts geheime Nachrichten nach Moskau gefunkt worden sein sollen, vielen Autoren nur zur Illustration des angeblichen Halbweltmilieus, in dem sich der Verrat abgespielt haben soll. Man stützte sich dabei gern auf die Unterstellung der Gestapo, sie habe eine intime Beziehung zu Harro Schulze-Boysen gehabt, der mit Wissen seiner Frau diverse rein sexuell motivierte außereheliche Beziehungen

gepflegt habe. Das war zwar kompletter Blödsinn; aber genau diesen Passus griff z.B. Manfred Roeder in seinen 1952 erschienenen Erinnerungen wieder heraus. Er unterstellte eine konspirative Beziehung zwischen Oda Schottmüller und dem „triebhaften und vergnügungssüchtigen“ Harro Schulze-Boysen, der sie verführt und dazu überredet habe, in ihrer Wohnung einen Kurzwellensender aufzustellen, damit er von dort nachts nach Moskau funken könne. Sie habe ihm angeblich auch einen Zweitschlüssel für die Wohnung überlassen, damit er während ihrer Abwesenheit weiterhin ungehindert seine zahlreichen militärisch wichtigen Nachrichten nach Moskau senden könne. Roeder diffamierte Oda Schottmüller als charakterschwache und leicht beeinflussbare Person, die aus Verantwortungslosigkeit gegen ihr Vaterland gehandelt habe.

Noch absurdere Phantasien entwickelte der Publizist Heinz Höhne. Er arbeitete damals schon für die Zeitschrift DER SPIEGEL und hatte 1968 eine 10-teilige Artikelserie über die „Rote Kapelle“ veröffentlicht. Hierin griff er das Bild von diesen Widerstandskreisen als kommunistischem Agentenring noch einmal auf und verstärkte es. Höhne konnte für diese Artikelserie als einziger die gesperrten Aktenbestände des Lüneburger Verfahrens gegen Manfred Roeder einsehen. Damit hatte er umfangreiches Quellenmaterial zur Verfügung. Aber auch er hinterfragte die Aussagen der ehemaligen Gestapobeamten nicht, sondern nahm sie als Tatsachen und verbreitete sie auch als Tatsachen. 1970 erschien dann die vollständige Artikelserie als Buch unter dem Titel „Kennwort Direktor“. Es galt lange Zeit als das Standardwerk zur „Roten Kapelle“. Für Oda Schottmüller wiederholte Höhne die Diffamierungen von Manfred Roeder und dichtete jetzt wahre Sexorgien im Freundeskreis von Harro Schulze-Boysen hinzu. Er unterstellte, Oda Schottmüller sei Schulze-Boysen hörig, ja willenlos ergeben gewesen und er habe sie deshalb zu jedem Einsatz bewegen können. Dass in ihrem Atelier ein Funkgerät fest installiert gewesen sei, galt für Höhne als Tatsache, die nicht bewiesen werden musste. Höhnes Buch wurde verfilmt und in den 1970er Jahren in sieben Teilen im deutschen Fernsehen ausgestrahlt.

Phantasien wie die von Manfred Roeder und Heinz Höhne waren ein gefundenes Fressen für die Boulevardpresse, die eifrig an der Mythenbildung mitstrickte. In der Zeitschrift „Neue Praline“ entwertete noch 1978 ein anonym Autor Oda Schottmüller zu einer Art „Agentenflittchen“, das Schulze-Boysen förmlich um Spionageaufträge angebettelt habe, um seine Gunst nicht zu verlieren. Um ihre Fähigkeiten als Agentin zu beweisen, schickt Schulze-Boysen sie

in diesem Artikel zunächst auf konspirative Kurierfahrten, in denen sie lernt, mit Geheimtinte Nachrichten abzuschreiben und sie in öffentlichen Toiletten heimlich weiterzugeben. Das war der absolute Tiefpunkt in der bundesdeutschen Rezeption des Lebens von Oda Schottmüller. Ihre Mutter war bereits 1965 gestorben, so dass sie derartige Verunglimpfungen ihrer Tochter nicht mehr miterleben musste.



Porträt Oda Schottmüller, um 1928
Quelle: Archiv Susanne und Dieter Kahl

Biografiekonstruktionen in der Deutschen Demokratischen Republik

Kommen wir zur Rezeption der „Roten Kapelle“ und der mitverurteilten Oda Schottmüller in der DDR: Johannes Tuchel, der Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, hat bereits 2004 und 2005 den Umgang des MfS mit der Roten Kapelle in zwei wegweisenden Aufsätzen dargestellt, auf die sich meine Forschungen zur Rezeption von Oda Schottmüller in der DDR stützen. Ich fasse seine Forschungsergebnisse knapp zusammen und erläutere danach die Auswirkungen auf die Biografieschreibung von Oda Schottmüller:

Die Gestapo-Lüge von der „Roten Kapelle“ als sowjetischer Spionageorganisation wurde in der DDR seit Mitte der 1960er Jahre positiv bewertet.

Entgegen der Bemühungen Greta Kuckhoffs, die realen Vorgänge und das Versagen des sowjetischen Auslandsnachrichtendienstes zu rekonstruieren und in der öffentlichen Wahrnehmung durchzusetzen, erfuhren die Widerstandskreise nun eine systematische Aufwertung zur „Kundschafterorganisation für die Sowjetunion“: Das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) schrieb in Zusammenarbeit mit dem sowjetischen Geheimdienst KGB die Geschichte des Widerstandsverbundes um, erklärte ihn zur Vorläuferinstitution der beiden zusammenwirkenden Geheimdienste und gab sich damit eine antifaschistische Tradition. In der HA IX/11, die für die Verfolgung von NS-Verbrechern zuständig war, wurde eine Arbeitsgruppe „Rote Kapelle“ gegründet, die zunächst einmal nachrichtendienstliche Informationen über die früheren Mitglieder der „Roten Kapelle“ sammelte. Ende der 1960er Jahre erstellte sie einen umfangreichen Maßnahmenplan, mit dem die bisher gesammelten Informationen in das Bild der „Kundschafterorganisation für die Sowjetunion“ eingepasst und in der Öffentlichkeit verankert werden sollten. Die Kontrolle aller Maßnahmen behielt sie sich selbst vor und entzog sogar der sonst für ideologische Publikationen zuständigen Abteilung Agitation die Verantwortung für alle Veröffentlichungen über die „Rote Kapelle“.

Ein Teil dieses Maßnahmenplans der HA IX/11 war eine an das neue Geschichtsbild angepasste Konstruktion von Biografien ausgewählter Widerstandskämpfer.

Da Oda Schottmüller von der Gestapo beschuldigt worden war, ihr Atelier bewusst für Funkversuche in die Sowjetunion zur Verfügung gestellt zu haben, zählte sie nun auch für das MfS zu den „Kundschaftern“ und wurde – neben anderen – 1969 posthum mit dem sowjetischen „Orden des Roten Stern“ ausgezeichnet. Vorbereitend zu dieser Auszeichnung hatte das MfS bereits 1967 eine biografische „Ursprungslegende“ über sie erstellt, die ich Ihnen nicht vorenthalten möchte:

„[...] Oda SCHOTTMÜLLER gelang es trotz ihrer proletarischen Herkunft, nach dem Besuch der Oberschule eine Ausbildung als Bildhauerin und Tänzerin zu erhalten.

Aus beruflichen Gründen kam sie mit dem kommunistischen Bildhauer Kurt SCHUMACHER in Verbindung, der sie im antifaschistischen Sinne beeinflusste. Auf Grund ihrer Erziehung im Elternhaus und durch die Behinderung ihres beruflichen Werdegangs im faschistischen Deutschland schloss sie sich aktiv dem illegalen Kampf gegen das Naziregime an und half mit Klarheit, besonders in Künstlerkreisen, über die wahren Absichten und Ziele des Faschismus zu schaffen.

Nach dem räuberischen Überfall der faschistischen Armeen auf die Sowjetunion erklärte sie sich bereit, die Kundschafter des Komitees für Staatssicherheit der UdSSR in der SCHULZE-BOYSEN/HARNACK-Organisation zu unterstützen. Sie stellte bewusst ihre Wohnung als Funkquartier zur Verfügung. Die Haft in den Gestapokellern ließ sie nicht verzweifeln, offen bekannte sie sich zu ihren Handlungen und starb als tapfere Kämpferin.“ Das waren die Parameter, an denen sich die Biografieschreibung über Oda Schottmüller in der DDR zu orientieren hatte.

Unmittelbar nach der Verleihung des sowjetischen Ordens begann Norbert Molkenbur mit dieser Arbeit. Molkenbur war zu diesem Zeitpunkt Leiter der Abteilung „Presse und Publikationen“ beim Zentralhaus für Kulturarbeit in Leipzig. Er veröffentlichte schon eine Woche nach den posthumen Ordensverleihungen die ersten Grundzüge einer konstruierten Lebensgeschichte von Oda Schottmüller als „Kundschafterin für die Sowjetunion“ in der Fachzeitschrift „der tanz“. Auf ihren Tanz ging er da zwar nicht ein, aber er behauptete, sie habe seit 1937 Verbindung zur antifaschistischen Widerstandsorganisation Schulze-Boysen/Harnack gehabt, habe als überzeugte „Kundschafterin für die Sowjetunion“ ihr Bildhaueratelier ab 1941 für einen regen Funkkontakt nach Moskau zur Verfügung gestellt und sei damit eine deutsche Patriotin, die, gestählt durch ihren Glauben an die kommunistische Rettung Deutschlands, als entschlossene Heldin Haft und Folter ohne seelischen Schaden ertrug und ihrer Hinrichtung furchtlos ins Auge sah. Mehr hatte er zu diesem Zeitpunkt noch nicht über Oda Schottmüller zu sagen.

Ähnlich verhielt es sich mit der Version von Luise Kraushaar aus demselben Jahr. Von ihr und Karl Heinz Biernat erschien ebenfalls 1970 im Dietz-Verlag das vom MfS beauftragte umfangreiche Standardwerk: Die Schulze-Boysen/Harnack-Organisation im antifaschistischen Widerstand, quasi das Gegenstück zu Höhnes Buch „Kennwort Direktor“. Biernat hielt sich in seiner Einleitung zu diesem Werk akribisch an die oben skizzierten Vorgaben des MfS. Und die ehemalige Mitarbeiterin im sowjetischen Nachrichtendienst Luise Kraushaar schrieb für dieses Standardwerk insgesamt 39 Kurzbiographien zu einzelnen Widerstandskämpfern aus den Kreisen um Schulze-Boysen. Die waren allesamt vor der Veröffentlichung vom MfS auf ihre Vorbildtauglichkeit für einen idealen DDR-Bürger geprüft worden.

Zu Oda Schottmüller schreibt Kraushaar etwas ausführlicher als Molkenbur, sie sei an der „fortschrittlichen“ Odenwaldschule zu einer kritischen Gesellschaftshaltung erzogen worden, die sie befähigt habe, den Nationalsozialismus wegen seines „Ras-

senwahns“ und seiner „Kulturbarbarei“ zu hassen. Deswegen habe sie sich Kurt Schumacher angeschlossen und während des Zweiten Weltkrieges in der antifaschistischen Widerstandsorganisation Schulze-Boysen/Harnack mitgearbeitet. Sie habe illegale Kampfschriften weitergegeben, ihr Atelier als konspirativen Treffpunkt für die führenden Mitarbeiter des Widerstandskreises um Schulze-Boysen zur Verfügung gestellt und selbstverständlich den regen Funkverkehr aus ihrem Atelier geduldet. Künstlerisch sei sie vor allem als Maskentänzerin und als Mitglied einer Tanzgruppe an der Volksbühne Berlin hervorgetreten. Im Übrigen habe sie als Gymnastiklehrerin ihren Lebensunterhalt verdient. Alles in allem sei sie als „sozialistische Tänzerin“ eine Patriotin von hoher Moral gewesen, die gegenüber ihren faschistischen Richtern „grenzenlose Verachtung“ empfunden und sich ganz in den Dienst der Rettung ihres Vaterlandes gestellt habe.

Der Maßnahmenplan des MfS von 1969 zur Popularisierung der „Roten Kapelle“ in der DDR sah auch Radiosendungen zum Thema vor. Entsprechend gab es auch eine Schulfunksendung über Oda Schottmüller, die im Februar 1971 erstmals ausgestrahlt wurde. Autor und Redakteur war Günther Hoppe, seinerzeit Professor am Institut für Gesellschaftswissenschaften. Er konstruierte in dieser Sendung eine Kunstfigur mit dem Namen Oda Schottmüller, die quasi einen idealen sozialistischen Menschen abgab und damit die vom MfS gewünschte Vorbildfunktion für den idealen DDR-Bürger erlangte. Ausgehend von den Eckdaten, die Luise Kraushaar genannt hatte, bereichert Hoppe diese fiktive Biografie mit menschlichen Stimmungen. Er lässt Oda Schottmüller aus einem bildungsbürgerlichen Elternhaus kommen, in dem eine „zeitferne, unverbindlich-ästhetische, humanistische“ Atmosphäre herrschte. In der Odenwaldschule sei dieses humanistisch gemeinte Erziehungsideal bestätigt worden, aber Odas noch wenig zielbewusstes Rebellentum habe die „verspießerten Lebensformen eines satten selbstgerechten Bürgertums“ intuitiv abgelehnt. Sie sei dann durch die Bildhauerausbildung bei Milly Steger und die Arbeit in einer Tanzgruppe an der Volksbühne auf die „Seite des gemäßigten linksbürgerlichen Fortschritts“ gelangt, zunächst ohne sich ernsthaft politisch zu betätigen. Das habe sich erst geändert, als sie von Kurt Schumacher und Elfriede Paul in einen marxistischen Diskussionszirkel an der „Staatlichen Kunstakademie am Steinplatz“ eingeführt worden sei. Dort habe sie „Kommunisten, Sozialdemokraten und bürgerliche Demokraten“ von beeindruckendem Format kennen gelernt und sei von Harro Schulze-Boysen, Arvid Harnack und

Greta Kuckhoff als Mitglied in „einer vor allem von Kommunisten geführten, aber allen Antifaschisten offenstehenden Widerstandsgruppe“ aufgenommen worden. Ihre künstlerische Zusammenarbeit mit dem kommunistischen Pianisten und Komponisten Kurt Schwaen habe Oda Schottmüller dazu gebracht, ihre intuitive Verachtung der nationalsozialistischen „Kulturbarbarei“ künstlerisch bewusst umzusetzen. Schwaens Einfluss sei es zu verdanken, dass sie sich in „letzter Konsequenz“ dem Kampf „gegen die Unmenschlichkeit“ stellte und „Kundschafterin für die Sowjetunion“ wurde. Dieser Beitrag war mit O-Tönen von Zeitzeugen durchsetzt und sollte so Glaubwürdigkeit herstellen. Allerdings sind diese O-Töne biografisch und politisch völlig nichtssagend. Nicht einer der Zeitzeugen bestätigt oder ergänzt Hoppes Biografiekonstruktion, sondern alle erzählen lediglich vom angenehmen persönlichen Umgang mit Oda Schottmüller.

1971 griff Günther Hoppe sein für den Schulfunk geschaffenes Konstrukt noch einmal auf und widmete sich nun ihrem Tanz. Es gab nämlich noch das ideologische Problem, dass nach der Formalismusdebatte aus den 1950er Jahren Ausdruckstanz in der DDR leider unerwünscht war. Dieser Aspekt im Leben Oda Schottmüllers musste noch zurechtgerückt werden, um ihre sozialistische Vorbildfunktion zu zementieren. Hoppe hatte eine Lösung für das Problem: In einem vierseitigen Artikel im Unterhaltungsblatt „Magazin“ stilisierte er ihren Maskentanz zum politischen Protest gegen die nationalsozialistische Kulturpolitik. Er verglich ihre Choreografien mit denen des politischen Tänzers Jean Weidt. Der hatte 1929 in Berlin die Gruppe „Rote Tänzer“ gegründet und mit ihr auch in politischen Versammlungen sozialkritische Stücke aufgeführt. Hoppe spielte auf zwei Choreografien von Oda Schottmüller an, die sie mit Kurt Schwaen gemeinsam erarbeitet hatte. Dies waren die Tänze „Gold“ und „Der Letzte“. In „Gold“ thematisierte Schottmüller Geldgier, und in „Der Letzte“ – einem Augenzeugen zufolge tief beeindruckenden Tanz – setzte sie sich mit dem Kriegstod auseinander. Für Hoppe ist damit bewiesen, dass Schottmüller mit der Gestaltung marxistischer Themen die Synthese von Kunst und Widerstand erreicht hat. Ihr Tanz war so dem möglichen Vorwurf des Formalismus enthoben. Nachdem für Oda Schottmüller nun eine mustergültige sozialistische Biografie konstruiert war, fand diese 1972 und 1974 Eingang in zwei Tanzlexika der DDR.

Entsprechend dieser Lesart und dem Maßnahmenplan des MfS folgend, erschienen weiterhin linientreue Publikationen über die Künstlerin. Dazu entstand 1978 der Fernsehfilm „Die Tänzerin mit der

Maske“ von Anne Dessau, der mehrmals im Fernsehen der DDR gesendet wurde; verschiedene Kollektive erhielten den Ehrennamen Oda Schottmüller, und 1979 wurde dann auch eine Gedenktafel im Foyer der Volksbühne angebracht, um an ihre Arbeit in dem Haus zu erinnern. Man muss dazu sagen, dass sie tatsächlich einmal, am 27. Februar 1938, im Rahmen der nationalsozialistischen Leistungsschau „Stunde des Tanzes“ als eine von drei Künstlerinnen einige Choreografien von sich an der Volksbühne zeigte. Insofern ist die Aussage auf der Gedenktafel, Oda Schottmüller habe dort gearbeitet, nicht ganz falsch. Man kann nur davon ausgehen, dass ihre Mitwirkung an dieser Veranstaltung eher nicht von der DDR-Politik gewürdigt werden sollte.

Ehe ich zum Schluss komme, möchte ich Ihnen noch von einem „Unfall“ in der bisher sorgsam überwachten Biografiekonstruktion von Oda Schottmüller erzählen. Den hatte Norbert Molkenbur verursacht. Er hatte sich dem MfS bereits seit 1970 mit sachkundigen Informationen über seine Kameraden und Vorgesetzten empfohlen und wurde im September 1970 von der MfS-Abteilung XX/7 der Bezirksverwaltung Leipzig als Inoffizieller Mitarbeiter angeworben. Unter dem Decknamen „Peter Blum“ unterstützte er das MfS von 1971 bis 1989 „hauptsächlich auf seiner beruflichen Basis“. Molkenbur galt als Tanzexperte, da er als Student in Leipzig eine Vielzahl von Tanzzeitschriften ausgewertet hatte und sich mit Gesellschaftstanz in der DDR befasste. Deswegen fühlte er sich auch berufen, gemeinsam mit seinem Kollegen Klaus Hörhold eine Biografie über Oda Schottmüller zu schreiben. In dieser 1983 erschienenen Monografie sind nun alle bis dahin in der DDR auf der Ursprungslegende des MfS basierenden und reichlich ausgeschmückten Publikationen über Oda Schottmüller vereint. Entstanden ist das Klischee einer Künstlerin, die, nun aus **bürgerlichem** Elternhaus stammend, über die Volksbühnenbewegung in den Kreis von Kommunisten fand, in dem sie systematisch marxistisch-leninistisch geschult wurde und sich später bewusst entschied, als „Kundschafterin für die Sowjetunion“ zu arbeiten. Obwohl die Autoren immer wieder die Wissenschaftlichkeit ihrer Monografie betonen, verzichten sie weitgehend auf Quellenangaben, oder sie manipulieren vorhandene Quellen, oder sie schaffen gewaltsam so genannte antifaschistische Kontexte, die tatsächlich in keinerlei Beziehung zu Oda Schottmüller stehen.

Neu in dieser Version ist die minutiös erdichtete Tanzausbildung und Karriere von Oda Schottmüller. Molkenbur hat Hoppes Bemühungen, Schottmüllers Ausdruckstanz in sozialistisch-realistische Kunst umzudeuten, fortgesetzt und phantasievoll angerei-

chert. So vorbildhaft geschult soll sie als Maskentänzerin die NS-Kulturpolitik unterlaufen und ihre angeblich zahlreichen Auslandstourneen für nachrichtendienstliche Tätigkeiten genutzt haben.

Aber: Molkenbur hatte für seine Publikation keinen Auftrag von der zuständigen Abteilung beim MfS. Er hat sie auf eigene Faust geschrieben und eigentlich beabsichtigt, sich damit als Wissenschaftler auszuweisen und Doktorwürden zu erlangen. Das klappte allerdings nicht, denn der HA IX/11 war im Sommer 1982 zugetragen worden, dass dieses Buch ungeprüft im Henschel-Verlag erscheinen sollte. Daraufhin musste die Abteilung Agitation das Manuskript besorgen und nähere Informationen über „diesen Molkenbur“ beschaffen. Sie fand heraus, dass er als „zuverlässiger Parteigenosse“ in der Bezirksverwaltung Leipzig „positiv erfasst“, also als IM tätig war. Daraufhin verlor die HA IX/11 erst einmal ihr Interesse an Molkenbur und seinem Buch. Nachdem es aber 1983 erschienen war, übte der Historiker und Überlebende der „Roten Kapelle“, Heinrich Scheel, schärfste Kritik an dem Werk. In einem langen Brief an die HA IX/11 und an den Henschel-Verlag belegte er eine Fülle wissenschaftlicher und sprachlicher Mängel und forderte eine Erklärung für dieses Machwerk. Die HA IX/11 versuchte erst die peinliche Angelegenheit zu vertuschen, schob die Verantwortung auf die Abteilung Agitation und musste sich dann auf Drängen Heinrich Scheels mit der Angelegenheit befassen. Um die Gemüter zu beruhigen, schlug sie vor, er solle gemeinsam mit Molkenbur an einer Zweitaufgabe arbeiten. Dem Henschel-Verlag war die Publikation jetzt aber ziemlich peinlich. Und um der Angelegenheit möglichst keine Publizität zu verschaffen, lehnte der Verlag eine korrigierte Zweitaufgabe ab. Damit blieb dieses Werk für Jahrzehnte wirkmächtig. Dass Molkenbur für seine eigenmächtige Fehlleistung nicht sanktioniert wurde, hängt vermutlich damit zusammen, dass seine Monografie das Grundnarrativ des MfS zur „Roten Kapelle“ nicht infrage gestellt hatte. Seine berufliche Karriere konnte er fortsetzen: Er wurde jetzt zur „gezielten politisch-ideologischen Führung und Erziehungsarbeit im Sinne der Politik der Partei und Regierung“ als Verlagsleiter der Edition Peters in Leipzig befördert und arbeitete dort von 1990 bis 2001 unangefochten als Geschäftsführer.

Heinrich Scheel aber konnte diesen publizistischen „Unfall“ in Sachen Rote Kapelle zum Anlass nehmen, der HA IX/11 zu zeigen, dass ausgewiesene Historiker Geschichte besser recherchieren und vermitteln können als Geheimdienstmitarbeiter. Nur ein Jahr später gelang es ihm, an der Akademie der Wissenschaften ganz offiziell eine eigene Arbeits-

gruppe zur „Roten Kapelle“ ins Leben zu rufen und endlich seriöse Forschungen und Publikationen zum Thema zu initiieren.

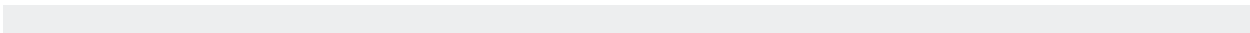
Zum Abschluss möchte ich Ihnen aus dem einzigen Aufsatz über Oda Schottmüller zitieren, der sich bereits 1971 in der DDR gegen ihre Vereinnahmung und Überhöhung wandte. Günther Kunert, eng mit Kurt Schwaen befreundet und von diesem auch aus persönlicher Anschauung über Oda informiert, veröffentlichte im September 1971 in der Zeitschrift „Sinn und Form“ einen wunderbar menschlichen Artikel über die Künstlerin. Hier schrieb er: „Wie schnell ist das verfertigt: Heldenbild, Heiligenbild, Sankt Oda, die Märtyrerin, ein Abstraktum wie

alle Heiligen, ein mehr oder minder anschauliches Sinnbild höherer Prinzipien: das kennen wir seit der Christianisierung, und wir kennen die moralische Wirkung: sie ist gleich Null, ein Gleichnis dankbar hingegebenen Lebens.

Oda Sch. ist keine Märtyrerin, ...: ihr wie auch immer zu wertender Versuch, Leiden zu enden, einzugreifen, reinen Herzens in die Unreinheit verbrecherischen Getriebes, weist sich als praktizierter Humanismus aus.“

Denn:

„[...] von sich abzusehen zum Wohle anderer, und dabei zu sich selber zu kommen: das vielleicht gibt Oda Schottmüllers Existenz das Beispielhafte und dem Beispiel die Größe.“



Maria Gräfin von Maltzan - Zivilcourage einer Berliner Tierärztin

Moderation: Jürgen Karwelat

Gäste: Madeleine Bernstorff, Großnichte von Maria Gräfin Maltzan
und Helmut Krauss, Schauspieler

Montag, 10. März 2014

Maria Gräfin von Maltzan wurde 1909 als jüngstes von sieben Geschwistern in Militsch/Schlesien geboren. Nach Studium in München und Auslandsaufenthalten kam sie 1937 nach Berlin und arbeitete dort im Zweiten Weltkrieg als Tierärztin. Sie stand in Kontakt mit Widerstandskreisen in München und Berlin, u.a. mit der schwedischen Gemeinde in Berlin, die zahlreiche untergetauchte Juden außer Landes brachte. Ihren späteren Mann, Hans Hirschel, versteckte sie von 1942 bis Kriegsende in ihrer Wohnung Detmolder Straße 11, Berlin-Wilmersdorf. In der 1980er Jahren war sie Lieblingstierärztin der

Kreuzberger Punks. Sie starb 1997. An sie erinnert eine Gedenktafel auf öffentlichem Straßenland an ihrem Wilmersdorfer Wohnort.

Der Lebensweg dieser ungewöhnlichen Frau wurde nachgezeichnet durch eine Lesung von Ausschnitten aus ihrer 1986 erschienenen Biografie „Schlage die Trommel und fürchte dich nicht“. Es wurden außerdem Ausschnitte von Fernsehinterviews mit ihr gezeigt und die kommunalpolitischen Auseinandersetzungen um die Errichtung der Gedenktafel wurden dargestellt.

Veranstaltungsbericht

Peter Lassau (Berliner Geschichtswerkstatt e. V.)

Einen Tiger als Haustier, den Geliebten in der Bettcouch vesteckt, von einem drogenabhängigen Affen gebissen, von der Schule geflogen – diese Gräfin passt in kein Klischee.

Über 30 Gäste konnten am 10. März 2014, dicht gedrängt in den kleinen Räumen der Berliner Geschichtswerkstatt, die Strahlkraft dieser beachtlichen Frau nachempfinden. Auszüge aus ihrem Erinnerungsbuch „Schlage die Trommel und fürchte dich nicht.“, vorgetragen von dem Schauspieler Helmut Krauss, Aufnahmen aus einer Talkshow aus dem Jahr 1992 mit Alfred Biolek machten deutlich, wes Geistes Kind diese 1909 als jüngste von 7 Geschwistern geborene Gräfin war. Aufgewachsen als privilegierte

Angehörige des Hochadels auf Schloss Militsch nahe bei Breslau, ist sie von Kindheit an rebellisch und eigenwillig. Aber es gibt Konstanten in ihrem Leben, die sie bis ins hohe Alter bewahrt: Ihr untrügliches Gefühl für Gerechtigkeit und Fairness, ihre Abneigung gegen Unehrllichkeit und Duckmäusertum und schließlich die Überzeugung, dass man das, was man tut, gründlich und genau tun müsse. Ihre Tierliebe, Respekt vor der Kreatur, was schließlich ihre Berufswahl „Tierärztin“ bestimmt.

Dazu noch eine gehörige Portion Mut, Nervenstärke und Kaltblütigkeit. Kein Wunder, dass Frau von Maltzan den Nationalsozialismus bekämpfte. Wie sie das tut, ist typisch für sie: Sie beweist Unabhängigkeit des Geistes, Gradlinigkeit, indem sie Widerstandskontakte zu allen möglichen Gruppen aufnimmt. Zu nennen ist dabei insbesondere der Einfluss des Jesuiten Muckermann, der durch seine internationalen Kontakte über den deutschen Tellerrand hinausblicken und denken kann. – Sie hat aber auch Kontakte zu kommunistischen Gruppen



Veranstaltung am 10. März 2014
Foto: Elke Mocker

und zum Kreisauer Kreis. In Zusammenarbeit mit schwedischen Kirchenkreisen organisiert sie die Flucht zahlloser von den Nazis verfolgter Menschen.



Veranstaltung am 10. März 2014, Madeleine Bernstorff
Foto: Elke Mocker

Aufregend ist, wie sie ihren jüdischen Geliebten Hans Hirschel in einer massiven Bettcouch versteckt: Der ist in deren sargähnlichem Bettkasten versteckt, während Gestapo und stadtbekannte Denunzianten nach Juden in der Wohnung suchen. Als der Versuch, die Couch zu öffnen, scheitert, fordert sie die Herren auf, in die Couch zu schießen. Dazu müssten sie allerdings ein Schriftstück unterschreiben, dass sie für die entstehenden Schäden geradestehen. Sie blufft erfolgreich, weil ihr klar ist, dass „solche Seelen sich scheuen, ihre Kompetenzen zu überschreiten,“



Veranstaltung am 10. März 2014
Foto: Elke Mocker

und rettet so ihren Freund. Auch im privaten Bereich beweist sie Widerspenstigkeit, Humor und Ironie. Dafür zwei Beispiele:

- In dem Internat, das sie auf Anweisung ihrer Mutter besuchen muss, leidet sie entsetzlich unter der Grobheit und Rücksichtslosigkeit der schwergewichtigen Direktorin. Bei einem lautstarken Streit zwischen dieser Schulleiterin und dem Hausmeister, „einem überzeugten Kommunisten“, hört sie, wie dieser seiner Gegnerin wünscht, sie müsse an einen Laternenpfahl geknüpft werden. „Das geht nicht! Der Laternenpfahl biegt sich durch. Nehmt eine deutsche Eiche!“ schreit sie dazwischen und erreicht so, dass sie der Schule verwiesen wird.
- Als sie ihren Bruder Carlos, einen überzeugten Nationalsozialisten, zu Hause in protziger Naziuniform antrifft, fragt sie ihn, ob er immer noch Fasching feiere. Dies führt schließlich zu einem offenen Bruch zwischen den Geschwistern.

Solche Vorfälle verdeutlichen die Position der Gräfin innerhalb ihrer Familie. Das kann ihre bei der Veranstaltung anwesende Großnichte Madeleine Bernstorff, die ihre Großtante 1987 kennen gelernt hatte, sozusagen aus erster Hand bestätigen. Die Gräfin galt in der Familie als etwas „verrückt“, als ‚enfant terrible‘. Erst nach ihrem Bucherfolg habe die Familie ein besseres Verhältnis zu ihr gefunden.

Jedenfalls bleibt sich Maria Gräfin von Maltzan auch nach 1945 treu. Sie ist unterwegs als Zirkusärztin, hält sich einen Tiger als Haustier, besitzt einen Affen. Zuletzt betreibt sie eine Kleintier-Tierarztpraxis in der Nähe des Oranienplatzes in Berlin-Kreuzberg. Fair, vorurteilsfrei, aber auch konsequent begegnet sie den Kreuzbergern. Bei den Punks der 1980er Jahre ist sie beliebt und das nicht nur, weil sie deren Hunde gratis behandelt. Als sich herausstellt, dass ihre Sprechstundenhilfe ihrem Affen Texy mehrmals ein Hypnotikum gespritzt hat, so dass das Tier „drogenabhängig“ wurde, entlässt sie diese Mitarbeiterin auf der Stelle und beginnt mit einer Entziehungskur.

Die führt sie zu Ende, da kann der Affe sie noch so sehr ins Gesicht beißen. Schließlich trägt der Mensch Verantwortung für die Tiere, die er besitzt. Diese erstaunliche Frau fühlt sich in ihren letzten Lebensjahren wohl im multikulturellen Kreuzberg. – Exemplarisch ist ihr Geschick auch für die Zerrissenheit so mancher deutschen Familie. Zu ihrer Familie hält sie trotz allem. Auch das passt zu Maria Helene Françoise Izabel Gräfin von Maltzan, Freiin zu Wartenberg und Penzlin. Die erste Gedenktafel für die Gräfin Maria von Maltzan wurde witzigerweise in dem Örtchen Sassello in Ligurien auf Betreiben einer Berlinerinn errichtet, die den dortigen Bürgermeister

Maria Gräfin von Maltzan

geheiratet hatte. Dies war seinerzeit eine Reaktion auf die Weigerung der Wilmersdorfer CDU-Fraktion, in der Detmolder Straße in Berlin-Wilmersdorf, wo die Gräfin v. Maltzan gewohnt hatte, eine Gedenktafel aufzustellen. – Danach machte sich die CDU in Wilmersdorf aber den ursprünglichen Antrag der Grünen zu eigen, so dass jetzt auch vor der Detmolder Straße 11 eine Gedenktafel für sie steht. – Auch

ist eine Bundeswehrkaserne für Hundeausbildung nach der Gräfin benannt. Immerhin – wenngleich bezweifelt werden muss, dass diese Frau mit Kriegs- und Kampfeinsätzen von Hunden einverstanden wäre. Ein interessiertes, respektvolles Publikum verließ nach ca. zwei Stunden diese informative und anregende Veranstaltung.

Der Lebenslauf: Maria Gräfin von Maltzan

- Geboren am 25. März 1909 im Schloss Militsch, Niederschlesien, 60 Kilometer nördlich von Breslau als 7. Kind der dortigen Adeligen-Familie Maltzan
- Ihr vollständiger Name Maria Helene Francois Izabel Gräfin von Maltzan, Freiin zu Wartenberg und Penzlin.
- Ausgebildet von einem Privatlehrer und in Höheren-Töchter-Schulen in Schlesien
- Abitur 1928 in Berlin, Studium von Naturwissenschaften in München, Hauptfach Zoologie mit Schwerpunkt Fischbiologie
- dort Kontakt mit katholischen Widerstandskreisen
- 1935 heiratet sie den Kabarettisten Walter Hilbring, den sie in München kennen gelernt hatte, Umzug nach Berlin
- Zwischendurch Aufenthalte in Afrika, England und Jugoslawien
- In Berlin beginnt sie das Studium der Veterinärmedizin
- Enger Kontakt mit der Schwedischen Gemeinde, die Juden aus dem Land schmuggelt
- Trennung von ihrem ersten Mann, ihren zweiten lernt sie zu Beginn des 2. Weltkriegs kennen. Hans Hirschel ist Jude und sie versteckt ihn von 1942 bis zum Kriegsende 1945 in ihrer Wohnung in Wilmersdorf.
- Im Oktober 1944 ist sie an einer spektakulären Rettungsaktion von etwa 20 jüdischen Menschen beteiligt, der so genannten Aktion Schwedenmöbel. Schwedische Staatsbürger dürfen offiziell ihr Hab und Gut in versiegelten Kisten nach Schweden transportieren. Bei einem mit den Eisenbahnern vereinbarten Halt werden 20 illegale Juden in den Kisten versteckt. Maria bringt die Illegalen zu der vereinbarten Stelle
- Nach Ende des 2. Weltkriegs eröffnet Maria ein Tierarztpraxis: Erste Patienten sind die russischen Militärpferde
- 1947 Heirat mit Hans Hirschel, Scheidung nach zwei Jahren
- Absturz in Alkohol und Tablettenabhängigkeit, Entzug der Approbation
- In den 1950er Jahren: Mit dem Zirkus durch Deutschland und der Schweiz
- Neustart nach erfolgreichem Entzug
- 1973 bis 1975 zweite Ehe mit Hans Hirschel bis zu dessen Tod
- Tierarztpraxis in Charlottenburg, dann ab 1981 in Kreuzberg
- 1989 Verdienstorden des Landes Berlin
- gestorben 88-jährig am 12. November 1997, beerdigt auf dem Waldfriedhof, Berlin-Westend
- 1999: Die Gedenktafel wird in Wilmersdorf vor dem Haus Detmolder Straße 11 aufgestellt.



Die Gedenktafel in Berlin-Wilmersdorf
Foto: Jürgen Karwelat



Die Gedenktafel in Berlin-Wilmersdorf, Detail
Foto: Jürgen Karwelat



Maria Gräfin von Maltzan im Alter von fünf Jahren
Foto: Privat



Die Gräfin 1939 in Berlin
Foto: Privat



Die Gräfin mit der Tigerin India
Foto: Privat



Die Gräfin 1985
Foto: Privat

Erinnerungen

Madeleine Bernstorff, Filmkuratorin, Autorin, Großnichte von Maria Gräfin von Maltzan

Wo warst Du?

Als Kind – in einer Familie, in der sehr viel über die Familie gesprochen wurde – habe ich erstaunlich wenig über meine Großtante Maria, die jüngste Schwester meiner Großmutter, erfahren: Sie sei Tierärztin, hätte viele Tiere - darunter einen Affen... Später hieß es noch, sie habe in der Nachkriegszeit Sucht-Probleme gehabt. Als ich klein war und bis ich mein Elternhaus verließ, spielten ihre Rettungs-Aktionen in der Nazizeit in den Erzählungen keine maßgebliche Rolle. Nichts erfuhr ich darüber, dass sie Pässe und Lebensmittelkarten gefälscht sowie viele Gefährdete unter Lebensgefahr versteckt und etwa 60 Personen gerettet hatte. Ich interpretiere

Kontinuitäten, ihr eigene physische und psychische Erschöpfung und Trauer und die Nachkriegs-Begegnungen mit den vielen Mitläufern. Die hinter ihr liegenden Jahre, ihre Widerstandsarbeit, die vielen Verluste hatten an ihr gezehrt, eine große Krise hatte sie Ende der 1950er Jahre, aber auch Anfang 1980er Jahre, als sie mit dem amerikanischen Journalisten Leonard Gross mehrere Monate intensiv an der Aufzeichnung ihrer Geschichte arbeitete. In ihrem Buch beschreibt sie, wie sie eines Morgens nach der Befreiung auf die Straße geht, im Sonnenschein spaziert und (endlich) in Tränen ausbricht. Der Weg zu Marias öffentlicher Anerkennung war lang gewesen. Einige Briefe in ihrem



Maria Gräfin von Maltzan in der Fernsehsendung „Boulevard Bio“ 1992
Foto: Privat



Maria Gräfin von Maltzan in dem Fernsehporträt von Constantin Pauli 1985
Foto: Privat

dieses Ausblenden als nicht untypisch für eine (adlige) ‚Vertriebenen-Familie‘, die ihre Erfahrungen von Flucht und tiefgreifenden Verlusten - die dominierende Familienerzählung - nicht in Relation setzen konnte oder wollte zu den Verbrechen während der Nazizeit. Und damit natürlich auch die eigenen vielfältigen politisch-menschlichen Verstrickungen nicht wirklich thematisierte und sich schwer tat, sie gar zu problematisieren. Erst 1987, also zehn Jahre vor ihrem Tod, lernte ich meine Großtante kennen. Ich erlebte sie in ihrer Wohnung mit der Tierarztpraxis in der Oranienstrasse. Und die grandiose Premiere ihres Buches „Schlage die Trommel und fürchte dich nicht“ im großen, schäbig-eleganten Saal des alten Grandhotel Esplanade.

Ein langer Weg bis zur öffentlichen Anerkennung

Ich habe in meinem Fach Filmgeschichte über die Film- und Re-Educationpolitik der direkten Nachkriegszeit recherchiert – und innerlich hat mich dabei die Frage geleitet, wie meine Großtante diese Zeit nach dem Kriegsende wohl erlebt hat, die Zäsur zur Nazizeit und die vielfältigen

Nachlass bezeugen, dass einzelne Personen sie schon in den 1950er Jahren anschrieben, um mit ihr ein Gespräch über die Erfahrungen der Nazizeit zu führen. Leonard Gross' Würdigung in dem Buch „The Last Jews in Berlin“ erschien 1982. Mit dem darauf basierenden Film VERSTECKT/FORBIDDEN von Anthony Page (Uraufführung 1985), mit Jacqueline Bisset und Jürgen Prochnow in den Hauptrollen, der zwar auf Maria Maltzans Geschichte beruht, aber in entscheidenden Momenten sehr von ihrer Erzählung abweicht, war sie nicht besonders zufrieden. „Sie haben mich um meine Lebensgeschichte betrogen.“ Der Film beginnt mit Archivmaterial und einem aus der Ich-Perspektive erzählten Off- Kommentar, um dann in der Spielhandlung im ‚mittleren Realismus‘ (Alexander Kluge) eines Historyschinkens abzulaufen, pathetisch untermalt durch die Synthesizer-Kaskaden der Filmmusik von Tangerine Dream. Vor allem die zentrale ‚Couchgeschichte‘ ist in der Verfilmung ihrer Pointe beraubt. „Sie haben die Dramaturgie völlig kaputt gemacht“, sagt Maria Maltzan. In dem 1986 entstandenen einfühlsamen TV-Porträt aus der Reihe ‚Frauengeschichten‘ (Radio Bremen) hingegen

kommt der Regisseur Constantin Pauli ihr und ihrem Kreuzberger Alltag auf aufrichtige Art nahe. Eine Ehrung durch den Bundespräsidenten im Rahmen der ‚Ehrungsaktion für Unbesungene Helden‘ - in der Nachfolge des gleichnamigen Buches von Kurt R. Grossmann wurde abgelehnt, „weil die Genannte selbst Verfolgte ist und als solche entschädigt worden ist.“ (Zitat aus einem Schreiben des Berliner Innen-senators März 1986). Interessante Logik.

Immense Furchtlosigkeit und die „Adelskarte“

Mit der Autobiografie „Schlage die Trommel und fürchte dich nicht!“, die 1986 erschien, hat Maria Maltzan ihre Einschreibung in die Geschichte selbst in die Hand genommen. Während des großen Erfolgs ihres Buches mit den Tournées durch unzählige Talkshows, den vielen Lesereisen, und dem Empfang des Verdienstkreuzes des Landes Berlin bezeichnete sie sich gelegentlich als ‚Berliner Wanderpokal‘, und war sich - voller ironischem Stolz - durchaus bewusst, dass manches daran auch oberflächliche Repräsentationspolitik und Vereinnahmung war. Ich bewundere Tante Maria für ihren Humor, ihre Schlagfertigkeit und ihre immense Furchtlosigkeit, und vor allem für ihre keineswegs apolitische Eigenwilligkeit, ihr historisches Wissen. Und, wie es ihr gelang, ihre gesellschaftlichen Privilegien und Zuschreibungen als Gräfin zum Zweck einer gerechten Sache gekonnt auszuspielen. Gelegentlich hat sie sehr bewusst auf die ‚Adelskarte‘ gesetzt, und den davon in Schwung gesetzten Untertanengeist für widerständige Zwecke eingesetzt.

Unbekannter Widerstand

Die Forschungen von Dr. Beate Kosmala und ihren Kollegen von der Gedenkstätte ‚Stille Helden‘ über Retterinnen und Retter haben ergeben, dass Maria Maltzan gut vernetzt war mit den verschiedensten kirchlichen, jüdischen, kommunistischen Widerstandsgruppen und dass ihr Buch „Schlage die

Trommel und fürchte dich nicht“ tatsächlich nicht die übertriebene ‚Räuberpistole‘ ist, als das es mir in manchen Passagen anfangs erschien! Das Buch ist zugespitzt und temperamentvoll formuliert und funktioniert sehr effektiv. Im Frühjahr 1956 zeichnete der Journalist Kurt Lewin einen Bericht von Hans Hirschel auf, dem kaufmännischen Angestellten, Schriftsteller und späteren Ehemann von Maria Maltzan, den sie in ihrer Wohnung versteckt hatte: „Ein dreiviertel Jahr wohnte ich bei ihr ohne einmal die Wohnung verlassen zu dürfen. Meine Frau ernährte uns beide von ihrer Lebensmittelkarte. Meine ganze Tätigkeit beschränkte sich darauf, den Haushalt notdürftig in Ordnung zu halten. Später gelang es meiner Frau ein Lektorat eines Theaterverlages zu erhalten. Ich machte diese Arbeit für sie. Der Tag meiner Frau gehörte dem Studium und die Nächte widmete sie den Naziverfolgten.“ Dieser Bericht ist in der Wiener Library in London zu finden. Die knappe einfache Sprache, mit der Hirschel die Zeit beschreibt, erinnert an seine Gedichte, die er während seines schließlich drei Jahre dauernden Verstecks schrieb. (Hans Hirschels Entschädigungsgesuche nach dem Krieg waren alle aus formalen Gründen abgelehnt worden.)

Hans Hirschel war 1924/25 Redakteur der literarisch-philosophischen Zeitschrift ‚Das Dreieck‘, die erst von Walter Gutkelch und dann von dem schillernden Theatermann und Journalisten Walter Ullmann/Dr. Jo Lherman/Dr. Gaston Oulmann herausgegeben wurde. Von Hirschel ist der Manuskriptband ‚Eines Juden deutsche Gesänge‘ erhalten mit etwa 100 zum Teil ‚dokumentarischen Gedichten‘, ein durchaus düsteres Psychogramm eines Geretteten.

„Wo warst du – ich habe es nie gefragt
wenn oftmals nachts allein ich erwachte
und dich in Gefahren ahnte und dachte
Ich hab nie zu fragen gewagt.
Denn was man nicht weiß gibt man nicht preis [...]“

Znacie Marię von Maltzan?



niedziela
25 maja
KOM
godz. 16.30

POLSKO-NIEMIECKI PODWIECZOREK LITERACKI Z MARIĄ VON MALTZAN

Urodziła się
w 1909 roku,
mieszkała w Miliczu
– odważna, przekorna,
bezkompromisowa.
Kobieta, której historia
zadziwiła świat...

...fakty historyczne, wspomnienia,
tajemnice rodu Maltzanów.

w programie:

- fragmenty ze wspomnień Marii von Maltzan czytają polscy i niemieccy lektorzy
- historyczny program edukacyjny dla najmłodszych – Zapraszamy rodziny z dziećmi od 5 do 12 lat, zapisy: 71/3830432
- zwiedzanie KOMnaty Bombki – unikatowych zbiorów dawnej milickiej fabryki bombek

- sprzedaż książek „Bij w werbel i nie lękaj się!” autorstwa Marii von Maltzan
 - muzyka na żywo – Koncert skrzypcowy Aleksandry Dobroszczyk
 - kawa i ciasto od lokalnych producentów z Doliny Baryczy
- Wydarzenie poleca Madeleine Bernstorff – cioteczna wnuczka Marii von Maltzan.



WSTĘP WOLNY na podstawie zgłoszeń
do 22.05.2014:
partnerstwo@nasza.barycz.pl
oraz telefonicznie: 71/3830432

Ilość miejsc ograniczona!
miejsce: KOM
ul. Dąbrowskiego 3, Milicz
www.kom.edu.pl



Deutsch-polnische Lesung am 26. Mai 2014 in Milicz/Militsch, Polen

Jürgen Karwelat (Berliner Geschichtswerkstatt e. V.)

Am Tag des 300-jährigen Jubiläums der Gnadenkirche in Milicz/Militsch am 26. Mai 2014 fand am Nachmittag eine deutsch-polnische Lesung mit Texten aus der Biografie von Maria Gräfin von Maltzan (1909-1997) statt. Die Veranstaltung war zustande gekommen durch den Kontakt der „Berliner Geschichtswerkstatt e.V.“ zu dem Verein „Partnerstwo dla Doliny Baryczy“ (Partnerschaft für das Bartschtal e.V.). Die Veranstaltung fand statt in dem neuen privaten Kulturzentrum KOM (Kreatywny Obiekt Multifunkcyjny) in der Militscher Ulica Dabrowskiego 3. Das KOM hat es sich zum Ziel gesetzt, vorwiegend Freizeitaktivitäten für Kinder und Jugendliche anzubieten. Der Gebäudekomplex, der früher einmal eine Fabrik für Weihnachtsglaskugeln war, ist vor kurzem völlig umgebaut worden.



Veranstaltung in Milicz am 26. Mai 2014
Foto: Lukasz Gosciniak

Lesung in einer ehemaligen Fabrik für Weihnachtsgugeln

Der Bau „ist aus einem Guß“: Farben, Einrichtungsgegenstände und die Gestaltung der Räume sind aufeinander abgestimmt. Architekten und Innenarchitekten haben sich teilweise an das Design der 1960er Jahre angelehnt. Es gibt einen großen mit allen technischen Raffinessen für Ton und Licht ausgestatteten Veranstaltungssaal, eine Cafeteria, ein Museum für Weihnachtsglaskugeln und einen Museumsraum für einen bekannten Militscher Behindertensportler, der

sich in den 1960er und 1970er Jahren besonders um den Jugendsport verdient gemacht hatte. Finanziert wird das Zentrum von einem Privatmann, der sein Geld mit dem europaweiten Verkauf von Badezimmermöbeln verdient.

In dem Veranstaltungsraum fanden sich am Sonntagnachmittag ca. 40 Interessierte ein, die teilweise ihre Kinder mitgebracht hatten, für die es zeitgleich zur Lesung ein eigenes Kinderprogramm zur Geschichte Militschs gab. Die deutschen Texte aus der Biografie von Maria von Maltzan wurden von dem Berliner Literaturkritiker Peter Urban-Halle, die polnischen Texte von der Militscher Lehrerin Izabela Brymerska vorgetragen. Der Schwerpunkt der Texte lag auf der Kindheit und Jugend der Gräfin in Militsch, ihrer Liebe zu den Tieren aber auch ihrer Widerborstigkeit, die sich schon früh zeigte, und die sicherlich auch ein Grund dafür war, dass sie in der Zeit des Nationalsozialismus so entschlossen anderen Menschen geholfen hat. Teilweise luden die Texte dazu ein, das in dem Buch Beschriebene, z.B. den Schlosspark, mit dem heutigen Zustand zu vergleichen. Ein Text schilderte das schwierige Verhältnis der Gräfin zu ihrem Bruder Carlos, der sich zum Nationalsozialismus bekannte.

Polnische Zeitzeugen melden sich zu Wort

Am Ende der Veranstaltung meldeten sich noch ein älterer polnischer Mann und seine Frau aus Militsch, die aus ihrer Sicht noch etwas über Maria Gräfin von Maltzan sagen wollten. Es stellte sich heraus, dass sie die Gräfin gegen Ende des Krieges kennen gelernt hatten, als sie als Kinder am Rande des Schlossparks spielten. Sie seien damals aus der polnischen Stadt Krotoschin nach Milicz/Militsch gekommen, weil die Eltern bei einer Speditionsfirma in Militsch arbeiten sollten.

Insgesamt gesehen war es eine sehr gelungene Veranstaltung, die zeigt, dass es ein Interesse der heutigen polnischen Militschern an der deutschen Geschichte von Militsch gibt.

Jürgen Karwelat

Berliner Arbeiterwiderstand – Die Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation

Moderation: Dr. Andreas Bräutigam

Gäste: Dr. Bärbel Schindler-Saefkow, Dr. Annette Neumann, Dr. Ulrike Kersting

Montag, 07. April 2014

Die Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation war eine der größten Widerstandsorganisationen in der Endzeit des Naziregimes. Für ihr Ziel „Weg mit Hitler – Schluß mit dem Krieg!“ gewannen sie Verbündete in Berliner Betrieben, unter deutschen Soldaten, Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern. Die Kommunisten Anton Saefkow, Franz Jacob und Bernhard Bästlein bemühten sich um ein breites Widerstandsnetz, das Regimegegner unterschiedlicher politischer und weltanschaulicher Orientierung umfasste. Anton Saefkow, Franz Jacob und Bernhard Bästlein wurden verraten, von der Gestapo verhaftet, verurteilt und hingerichtet.

Zu den Widerstandsaktivitäten gehörte auch die Organisation von Fluchten von bereits in KZ-Haft



Abb. 1: Podium - von links nach rechts: Dr. Andreas Bräutigam (BGW), Dr. Bärbel Schindler-Saefkow, Dr. Annette Neumann, Dr. Ulrike Kersting
Foto: Elke Mocker

befindlichen Mitstreitern wie die von Herbert Tschäpe aus dem Ausländerkrankenhaus Mahlow oder von Fritz Reuter aus dem KZ-Außenlager Lichtenrade.

Veranstungsbericht

Jürgen Karwelat (Berliner Geschichtswerkstatt e. V.)

Wer in der DDR groß geworden ist, dem sind die Namen schon lange vertraut. Die Erinnerung an den Widerstand von Kommunisten gegen die Nationalsozialisten wurde durch Namensgebungen von öffentlichen Einrichtungen wie Schulen, Büchereien, Kindertagesstätten und Straßenbenennungen wach gehalten. In der DDR gab es allein 10 Schulen, die nach Anton Saefkow benannt waren. Im Westen keine einzige. Und im östlichen Berliner Bezirk Lichtenberg befindet sich der Anton-Saefkow-Platz, auf dem auch ein Denkmal steht, das an die Widerstandsgruppe erinnert.



Abb. 2: Teilnehmer der Veranstaltung zur Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation
Foto: Elke Mocker

Etwa 25 Menschen hatten sich am 7. April 2014 in den Räumen der Berliner Geschichtswerkstatt eingefunden, um Näheres über die Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation zu erfahren, einer Widerstandsgruppe, die aus insgesamt etwa 500 Personen bestand, davon etwa die Hälfte Mitglieder der KPD.

In ihrem Vortrag stellten die drei Frauen Dr. Bärbel Schindler-Saefkow, Dr. Annette Neumann und Dr. Ulrike Kersting die Arbeit der Widerstandsgruppe und auch das zum Teil dramatische Schicksal der Widerständler auf sehr anschauliche Weise dar. Das ist nicht ohne Grund: Bärbel Schindler-Saefkow, Dr. Annette Neumann sind Töchter zweier Widerstandskämpfer. Die Familiengeschichte ist sicherlich auch ein Grund dafür, dass beide Geschichte studiert und in der Gedenkstätte Ravensbrück gearbeitet haben. Zusammen mit Susanne Revelis, ebenfalls Tochter eines zum Tode verurteilten Widerständlers, haben sie die Konzeption und inhaltliche Bearbeitung der Ausstellung „Berliner Arbeiterwiderstand 1942-1945. Weg mit Hitler – Schluß mit dem Krieg! Die Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation“ sowie des begleitenden Katalogs vorgenommen.

Aktionen der Gruppe

Die 500 Mitglieder der Widerstandsgruppe kannten sich untereinander nicht alle. Es war eher ein Geflecht von Beziehungen, das durch ihre führenden Köpfe Saefkow, Bästlein und Jakob zusammengehalten wurde. Hauptaktionsfeld der Gruppe waren die Berliner Rüstungsbetriebe, in denen die Gruppe Flugblätter auch an ausländische Zwangsarbeiter verteilte, um zur Sabotage der Rüstungsproduktion aufzurufen und über das politische Tagesgeschehen aufzuklären. Die Gruppe schaffte es sogar, eine Druckmaschine, in Einzelteile zerlegt, „per Rucksack“ nach Schönow, nördlich von Berlin in der Nähe von Zepernik, zu transportieren, dort alles wieder zusammenzusetzen und ein Flugblatt „Arbeiter und Arbeiterinnen der Berliner Betriebe“ zu produzieren, das in 2000 Exemplaren verteilt wurde. Die Gruppe hat im weitesten Sinne Aufklärungsarbeit betrieben, nicht nur in den Berliner Betrieben, sondern auch in der Wehrmacht. Heinrich Werner und Alfred Jung wurden hier genannt. Beide gaben Informationen über den Kriegsverlauf weiter. Beide wurden von den Nazis ermordet. Ein wichtiger Teil der Arbeit bestand darin, den untergetauchten Gruppenmitgliedern eine neue Identität durch gefälschte Papiere zu beschaffen oder auch Essensmarken zu fälschen oder zu sammeln, um den Untergetauchten Nahrung zur Verfügung zu stellen. Hier waren es Frauen, die sich besonders eingesetzt haben. Etwa 120 Frauen waren in der Gruppe, die auch als Kuriere tätig waren. Drei von ihnen wurden hingerichtet, bezeichnenderweise Frauen, die keinen Mann zur Seite hatten. Ihnen war es nicht, wie den anderen, gelungen, sich als unschuldige naive Frauen darzustellen, die alles nur aus Liebe zu ihrem Mann mitgemacht hätten.

Das Zwangsarbeiterkrankenhaus Mahlow

Ein besonderes Kapitel der Widerstandsgeschichte stellte Dr. Ulrike Kersting vor, die sich um die Erinnerung an das Zwangsarbeiterkrankenhaus Mahlow, nicht weit von Blankenfelde, kümmert. Dort befindet sich in einem waldähnlichen Gelände, auf dem einmal 25 Krankenhausbaracken standen, seit einigen Jahren ein Erinnerungsrundweg mit neun Informationsstellen. Das Krankenhaus war im Zweiten Weltkrieg gebaut worden, um erkrankte Zwangsarbeiter zu behandeln, die die Nazis nicht in „normale“ Krankenhäuser schicken wollten. Hier ereignete sich die spektakuläre Flucht von Herbert Tschäpe, einem Mitglied der Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation. Tschäpe, der u.a. in Spanien auf der republikanischen Seite gekämpft hatte, war als Insasse des KZs Sachsenhausen in das KZ-Außenlager Lichtenrade abkommandiert worden. Als 1943 Teile des Kranken-

hauses Mahlow durch alliierte Bombenangriffe zerstört wurden, mussten Inhaftierte des Außenlagers die Baracken neu aufbauen. Die Widerstandsgruppe beschloss, Tschäpes Flucht zu organisieren. Man verschaffte ihm Zivilkleider. Am 22. April 1944 konnte er unerkannt die bewachte Baustelle verlassen, als neue Kranke eingeliefert wurden. Er konnte sich aber nicht lange im Untergrund aufhalten. Am 5. Juli 1944 wurde er verhaftet.

Die Verhaftungswelle

Vorausgegangen war am 22. Juni 1944 ein geheimes Treffen von SPD- und KPD-Funktionären in der Berliner Köpenicker Straße 76. Julius Leber und Adolf Reichwein trafen sich u.a. mit Franz Jacob und Anton Saefkow. In der kommunistischen Widerstandsgruppe befand sich jedoch ein Spitzel, der das Treffen und zahlreiche Namen von Mitgliedern verriet. 300 Personen der Gruppe wurden verhaftet, 200 vor Gericht gestellt und 72 zum Tode verurteilt. 63 Männer sind im Zuchthaus Brandenburg hingerichtet worden. Insgesamt gab es 102 Tote bei „unseren Leuten“, wie Bärbel Schindler-Saefkow mehrfach bemerkte. Die Fotos, die die Referentinnen von den Verhafteten an diesem Abend zeigten, sprachen meist für sich. Den Personen waren die schweren Folterungen ins Gesicht geschrieben. Durch die brutalen Verhöre wurden immer mehr Namen aus den Verhafteten heraus geprügelt. Es gab 12 Selbstmordversuche, mit denen die Verhafteten verhindern wollten, andere Gruppenmitglieder zu verraten. Die Hinrichtungen im Zuchthaus Brandenburg setzten sich bis zum 20. April 1945 fort.

Was war nun das Selbstverständnis der Widerstandsgruppe, wurde am Ende der Veranstaltung gefragt. Die Gruppe hat sich wohl weniger als Kaderorganisation der KPD, gesteuert aus der Sowjetunion, gesehen, wie es die DDR-Geschichte vermitteln wollte, sondern eher als ein Zusammenschluss, der dem „National-Komitee Freies Deutschland“ nahe stand. Ein einziges Flugblatt der Gruppe war mit der Urheberschaft „KPD“ verbreitet worden, sonst ohne Bezeichnung oder unterschrieben mit „Ein Freund“.

Ist die Geschichte zu Ende?

Die drei Referentinnen sind mit der Geschichte, die eben auch ein Teil ihrer Familiengeschichte und damit auch ein Teil ihrer eigenen Geschichte ist, nicht fertig. Im April 1945 sind die Hinrichtungen nur gestoppt worden, weil die sowjetische Armee immer näher auf Berlin und Brandenburg vorrückte. Ein Teil der zum Tode verurteilten Häftlinge wurde Ende April 1945 in ein Binnenschiff gepfercht, bis Coswig transportiert und dann in Güterwagen nach Bayern gefahren, wo die Hinrichtungen fortgesetzt werden

sollten. Dazu kam es glücklicherweise nicht mehr. Unter den Häftlingen war auch der später bekannt gewordene CDU-Politiker und Bundestagspräsident

Eugen Gerstenmaier. Die Geschichte der als „Arche Noah“ bezeichneten Aktion möchte Dr. Bärbel Schindler-Saefkow näher nachzeichnen.

Vorträge

Dr. Annette Neumann,

(Tochter des 1944 zum Tode verurteilten, aber nicht mehr hingerichteten Erwin Freyer; Historikerin; arbeitet seit den 80er Jahren zu unterschiedlichen Aspekten der Geschichte der Arbeiterbewegung. Publikationen zum Schicksal deutscher Antifaschisten in der Sowjetunion in der 1930er und 1940er Jahren; Mitarbeit an der Ausstellung in der Gedenkstätte der Sozialisten in Berlin-Friedrichsfelde.)

Dr. Bärbel Schindler-Saefkow

(Tochter von Anton Saefkow und seiner Frau Aenne; Historikerin; arbeitet seit den 70er Jahren auf dem Gebiet der Arbeiter- und Friedensbewegung; leitete im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit in der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück das Projekt „Gedenkbuch Ravensbrück“ (erschienen 2005); zusammen mit Susanne Riveles (Tochter des Mediziners Dr. med. Johannes Kreiselmeyer) und Annette Neumann Konzeption und inhaltliche Bearbeitung der Ausstellung „Berliner Arbeiterwiderstand 1942-1945. Weg mit Hitler – Schluß mit dem Krieg! Die Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation“ sowie des begleitenden Katalogs.)

Berliner Arbeiterwiderstand.

Die Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation 1942 bis 1945

Die Saefkow-Jacob-Bästlein-Gruppe war eine der größten Widerstandsorganisationen aus der Arbeiterbewegung. Zu ihren rund 500 Akteuren gehörten vornehmlich Arbeiter, aber auch Ärzte, Lehrer, Ingenieure, Naturwissenschaftler, Künstler und selbstständige Kleinunternehmer. Initiiert und organisiert von Kommunisten, wuchs die Gruppe bald über diesen Rahmen hinaus. Etwa 250 Mitstreiter waren vor 1933 Mitglied der KPD oder ihr nahestehender Organisationen, ca. 220 waren parteilos, 30 gehörten sozialdemokratischen Organisationen an; etwa jede vierte war eine Frau.

Als 1942 kommunistische Widerstandsgruppen in Berlin und Hamburg sowie die Berliner Widerstandskreise der „Roten Kapelle“ zerschlagen waren, haben die kommunistischen Funktionäre Anton Saefkow und Franz Jacob begonnen, ihre Bemühungen um einen Neuanfang zu forcieren. Gemeinsam mit dem später hinzugekommenen Bernhard Bästlein gelang es ihnen, in der Schlussphase des Krieges eine weitverzweigte Widerstandsorganisation aufzubauen. Für ihr Ziel „Weg mit Hitler - Schluß mit dem

Krieg!“ gewannen sie neue Mitstreiter in Berliner Betrieben, unter deutschen Soldaten, Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern. Sie bemühten sich um ein breites Widerstandsnetz, das Regimegegner unterschiedlicher politischer und weltanschaulicher Orientierung umfasste. Der Versuch, über Verbindungen zu kommunistischen Widerstandsgruppen in Sachsen, Thüringen und Sachsen-Anhalt Strukturen für ein über Berlin hinausreichendes Widerstandsnetz zu aktivieren, wie auch das Bemühen um Kontaktaufnahme zu bürgerlichen und sozialdemokratischen Hitlergegnern stellten ein neues Herangehen in der kommunistischen Widerstandsbewegung dar. Die beiden wichtigsten Schwerpunkte der Widerstandsarbeit lagen in den Berliner Betrieben der Rüstungsindustrie und in der Wehrmacht (Abb. 3).

Das Leben der Initiatoren und Organisatoren des Widerstands - Anton Saefkow, Franz Jacob und Bernhard Bästlein - ist von Gemeinsamkeiten geprägt, die typisch sind für viele Mitstreiter der Widerstandsorganisation. (Abb. 4 bis 6)

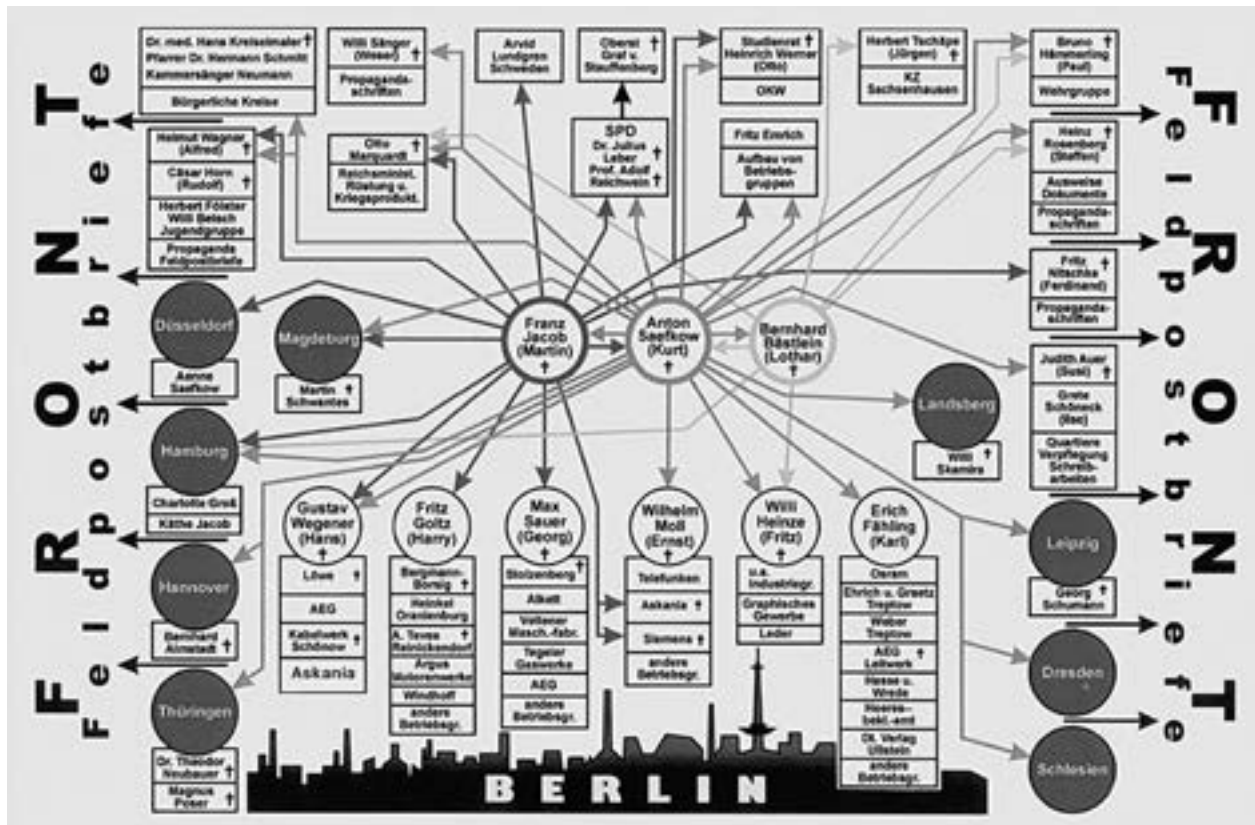


Abb. 3: Organisationsaufbau der Saefkow-Jacob-Bästlein-Gruppe (Autoren: Schindler-Saefkow, Neumann, Hirsch, Günther)

Alle drei waren bekannte Funktionäre der KPD und wurden als solche 1933 in „Schutzhaft“ genommen, zu Zuchthausstrafen verurteilt und nach deren Verbüßung in Konzentrationslager eingeliefert. Erst 1939 bzw. 1940 kamen sie wieder frei. Saefkow kehrte in seine Heimatstadt Berlin zurück und wurde hier Mittelpunkt eines Freundeskreises, der gewissermaßen

zur Keimzelle der Widerstandsorganisation wurde. Bästlein und Jacob gingen nach ihrer Entlassung aus dem KZ Sachsenhausen nach Hamburg zurück und organisierten dort mit anderen den betrieblichen Widerstand. Im Zusammenhang damit wurde Bästlein im Oktober 1942 erneut verhaftet, Jacob gelang es, nach Berlin zu entkommen, wo er mit Saefkow



Abb. 4: Anton Saefkow (geb. 22.7.1903)
Foto: Privat/Bärbel Schindler-Saefkow



Abb. 5: Franz Jacob (geb. 9.8.1906)
Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Nr. 15147



Abb. 6: Bernhard Bästlein (geb. 3.12.1894), nach der Entlassung aus dem KZ Sachsenhausen, ca. 1940
Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Nr. 4035

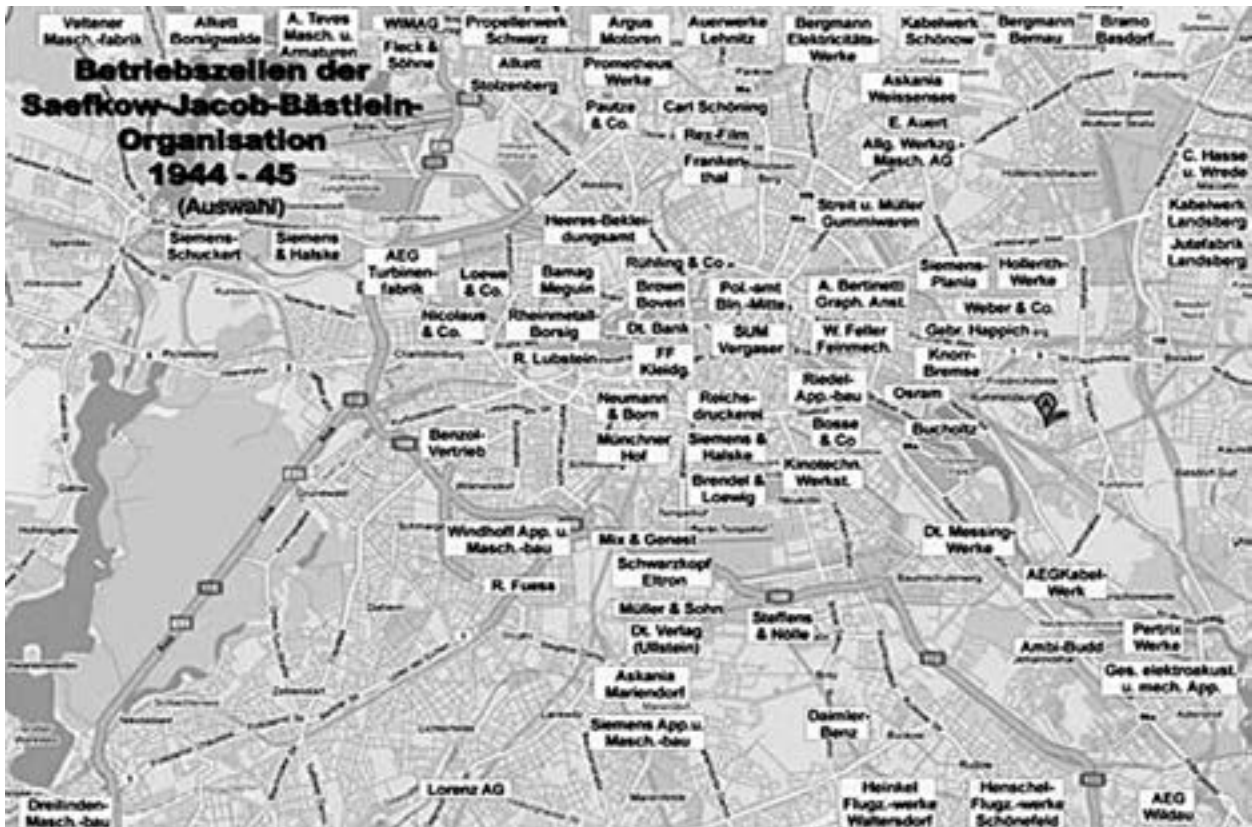


Abb. 7: 74 Betriebszellen waren 1944 entstanden. Die größten waren bei Teves, Askania, Alkett, Ludwig Loewe & Co und Stolzenberg & Co, in den Siemenswerken, den Bergmann Elektrizitätswerken u.a. (Autoren: Schindler-Saefkow, Neumann, Hirsch, Günther)

den Aufbau einer neuen Widerstandsgruppe begann. Bästlein wurde Ende 1943 zu einer Zeugenaussage nach Berlin verlegt. Ende Januar 1944 konnte er nach einem Bombenangriff aus der Strafanstalt Plötzensee fliehen, stieß zu Saefkow und Jacob und schaltete sich in die illegale Arbeit ein.

Diese Entwicklung war typisch für den kommunistischen Kern der Widerstandsorganisation. Sie alle ließen sich durch die Erfahrungen mit Gestapo und Nazijustiz nicht demoralisieren, sondern stellten sich aufs Neue gegen das verhasste Regime.

Einige Schwerpunkte der Geschichte der Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation sollen im Folgenden aufgezeigt werden.

Widerstandsarbeit in Berliner Rüstungsbetrieben

Der Aufbau von illegalen Betriebsgruppen – vor allem in der Rüstungsindustrie – war eine entscheidende Organisationsbasis für den Widerstand der Saefkow-Jacob-Bästlein-Gruppe. Es ist eine große Herausforderung gewesen, diese Aufgabe zu realisieren. Schließlich waren seit 1933 immer wieder Widerstandsgruppen aus der Arbeiterbewegung liquidiert und ihre Akteure in Zuchthäuser und Konzentrationslager eingesperrt worden. In den Betrieben gab es einen funktionierenden Werkschutz, Abwehrbeauf-

tragte, Zuträger u.ä. Dennoch ist es gelungen, über 70 betriebliche Widerstandsgruppen aufzubauen und sie zu vernetzen. Bei der Rekrutierungsarbeit ließen sich die Organisatoren davon leiten, wer vor 1933 gewerkschaftlich organisiert war, wer zur KPD gehörte oder wen man aus Arbeitersportvereinen kannte und bei wem man davon ausgehen konnte, dass er nicht von der Naziideologie infiziert war. In einigen Betrieben waren auch Sozialdemokraten in diese Gruppen einbezogen (Abb. 7).

Bei der Betriebsarbeit ging es darum, mündlich oder über Handzettel, Flugblätter u.ä. Informationen über den tatsächlichen Kriegsverlauf und über tagespolitische Ereignisse in Umlauf zu setzen, Informationen aus den Betrieben, insbesondere die Rüstung betreffend, zu sammeln sowie eventuelle Sabotageaktionen zu starten. Auch die Solidarität mit Zwangsarbeitern und gegebenenfalls die Zusammenarbeit mit ihnen waren Bestandteil der betrieblichen Widerstandsarbeit.

Mitunter waren nur kleine Gruppen von zwei oder drei NS-Gegnern aktiv, über die eine Verbindung zur Widerstandsorganisation bestand. In mehreren Berliner Betrieben existierten jedoch Betriebsgruppen von bis zu 20, 30 oder 50 Personen. Eine der größten Gruppen war die in der Askania-Werke AG



Abb. 8: Das Verwaltungsgebäude der Askania Werke AG, Berlin-Friedenau, 1936

Quelle: Archiv ASKANIA AG. Veröffentlicht in: Annette Neumann, Bärbel-Schindler-Saefkow: „Die Freiheit, sie ist das Erntegut.“ Widerstand in der Askania Werke AG gegen das NS-Regime. Ein Beitrag zum Berliner Arbeiterwiderstand im Zweiten Weltkrieg. Berlin 2013, Seite 7



Abb. 9: Pausenkonzert der Luftwaffe im Askania-Werk Mariendorf, 1937

Quelle: Archiv ASKANIA AG. Veröffentlicht in: Annette Neumann, Bärbel-Schindler-Saefkow: „Die Freiheit, sie ist das Erntegut.“ Widerstand in der Askania Werke AG gegen das NS-Regime. Ein Beitrag zum Berliner Arbeiterwiderstand im Zweiten Weltkrieg. Berlin 2013, Seite 7

mit etwa 50 Männern und Frauen. Das Askania-Werk war in den 1940er Jahren ein bedeutender Zulieferer für die Rüstungsindustrie (Abb. 8 und 9).

In rasantem Tempo wurden Produktionspaletten von Geräten entwickelt, die in Flugzeugen Einsatz fanden – so Kompass, Navigations- und Blindfluggeräte, Triebwerks- und Überwachungsinstrumente. Askania lieferte Steuerungen für Flugzeuge, U-Boote und Panzer. Und sie waren beteiligt an automatischen Steuerungssystemen für die unbemannten V-Waffen (V1 und V2). Die Belegschaftszahl lag 1944 bei 24 000.

Der Stammsitz der Firma befand sich in Berlin-Friedenau. Weitere Produktionsstätten lagen in Berlin-Mariendorf und in Berlin-Weißensee (Fluggerätewerk). Mariendorf und Weißensee waren die Hauptstätten des Widerstands. Das Askania-Werk war ein moderner Großbetrieb mit werkseigenen medizinischen Einrichtungen, Kantine u.ä. – all das sollte den Zusammenhalt im Sinne der „Volksgemeinschaft“ fördern.

Paul Hirsch (Abb. 10), vor 1933 KPD-Mitglied, war neben Paul Junius eine der zentralen Figuren des Widerstands im Askania-Werk und warb eine ganze Reihe von Kollegen für die illegale Arbeit. Der Werkzeugmacher war seit 1936 bei Askania beschäftigt und sorgte in den 40er Jahren mit unermüdlicher Energie für Solidarität mit Zwangsarbeitern, organisierte Geldsammlungen und verbreitete illegale Flugschriften. In Berlin als zentralem Rüstungsstandort waren im September 1944 über 300 000 Zwangsarbeiter aus West- und Osteuropa eingesetzt. Die Zahl der Zwangsarbeiter im Askania-Werk ist nicht bekannt. Aber bei einer Belegschaftsstärke des Askania-Werks von 24 000



Abb. 10: Paul Hirsch - Werkzeugmacher und Widerstandskämpfer im Askania-Werk

Foto: Privat/Dr. Helmut Hirsch. Veröffentlicht in: Berliner Arbeiterwiderstand 1942-1945. „Weg mit Hitler – Schluß mit dem Krieg!“ Die Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation. Katalog zur Ausstellung. Berlin 2009. Seite 25

Mann im Jahr 1944 kann man davon ausgehen, dass dort etwa 5 000 bis 7 000 Zwangsarbeiter gearbeitet haben. Der Umgang mit Zwangsarbeitern war streng geregelt. Im Askania-Werk wurde in einem Aushang 1941 jedes Gespräch und jedweder Kontakt zu sowjetischen Zwangsarbeitern untersagt. Bei Überschreitung dieser Anordnung wurden schwere Strafen angedroht. In den Garten der Familie Hirsch in Mariendorf wurden sowjetische und französische Zwangsarbeiter zur „Arbeit“ eingeladen und mit Lebensmitteln und politischen Informationen versorgt. Mitunter haben

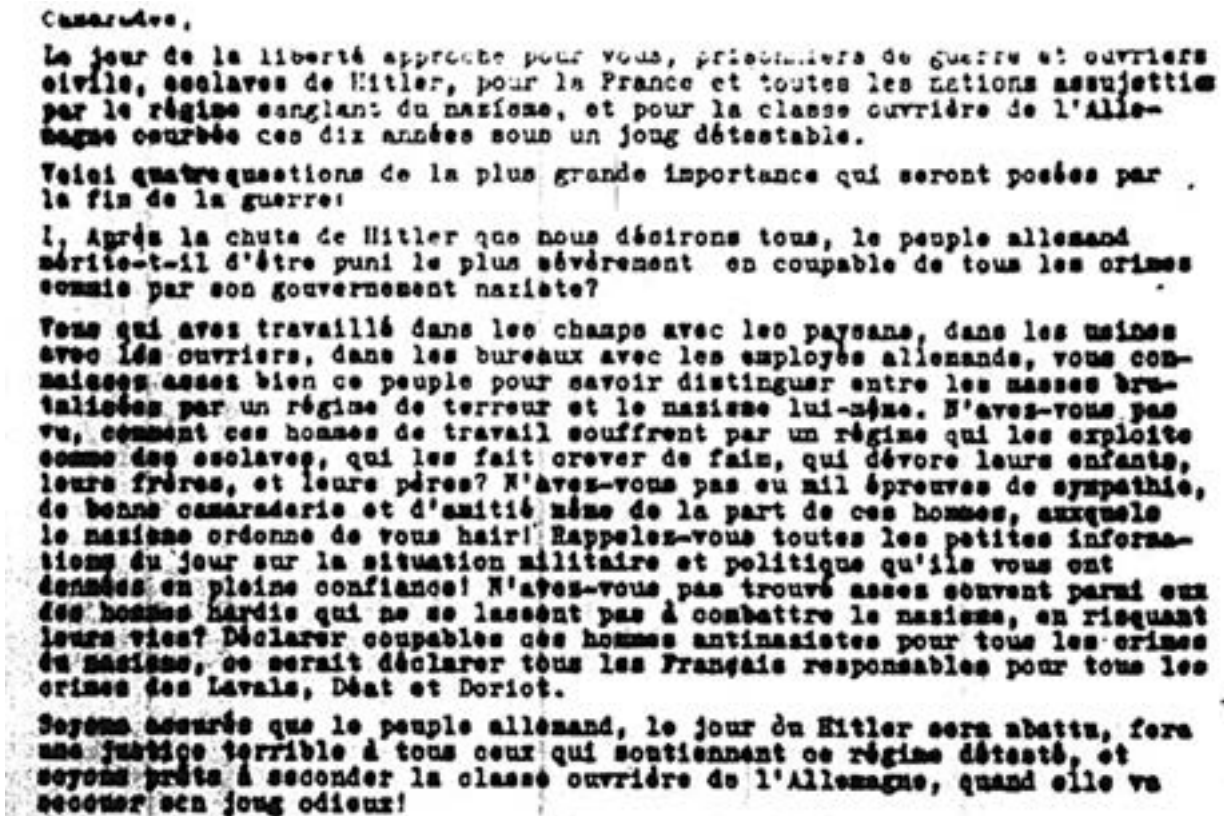


Abb. 11: Flugblatt des gemeinsamen Widerstandes mit französischen Arbeitern
Quelle: Bundesarchiv (BArch), SgY 2/V D.F. X/ 11, Bl. 42

sie gemeinsam heimlich Sendungen von Radio Moskau und London abgehört.

Der Kontakt zu französischen Zwangsarbeitern war über den Pariser Werkzeugmacher Jacques Seintier entstanden. Hirsch hatte eine Zeit lang neben Seintier gearbeitet und war so mit ihm ins Gespräch gekommen. Die Franzosen beteiligten sich an Geldsammlungen und Hirsch gelang es sogar, ein Flugblatt in französischer Sprache weiterzugeben. (Abb. 11)

In den Jahren 1942 bis 1945 leisteten über 50 Männer und Frauen im Unternehmen Widerstand gegen Krieg und Nazi-Diktatur. 26 von ihnen sind seit Sommer 1944 verhaftet worden; 7 Männer haben ihren mutigen Einsatz mit dem Leben bezahlt.

Flugblätter

Eine besondere Herausforderung war die Formulierung, Herstellung und Verbreitung von Flugblättern. Das war nur zu bewältigen, weil es gelang, entsprechende technische Voraussetzungen zu schaffen. So wurde eine Druckmaschine beschafft, Papier und Transportmöglichkeiten organisiert. Eine kleinere Tiegeldruckpresse z.B. stand im Haus der Familie Temnitz in Schönow bei Berlin. Eines der dort hergestellten Flugblätter trug die Überschrift „Arbeiter und Arbeiterinnen der Berliner Betriebe!“. (Abb. 12)

Es wurde im April 1944 in einer Auflage von 2 000 Stück gedruckt und fand große Verbreitung in Berliner Betrieben. Eine wichtige Transportmöglichkeit war mit der Person von Emil Borchfeld verbunden, der seit 1934 ein Fuhrgeschäft betrieb. Seit Anfang 1944 übernahm er zahlreiche Transporte, z.B. einer Tiegeldruckpresse und eines Abziehapparates innerhalb von Berlin. In seiner Garage bewahrte er Papier und andere Materialien auf. (Abb. 13)

Illegale Arbeit

Etliche Personen mussten, um sich einer drohenden Verhaftung zu entziehen oder weil sie Juden waren bzw. aus einer Kombination dieser Gründe, untertauchen und in der Illegalität leben. Franz Jacob z.B. hat in 20 Monaten in Berlin 30 Mal das Quartier gewechselt.

Während des Krieges waren Lebensmittel und Kleidung rationiert und konnten nur gegen Vorlage von Lebensmittel- und Kleidermarken gekauft werden.

Wichtiger Bestandteil der illegalen Arbeit war also: Ausweispapiere organisieren, Lebensmittelmarken und Geldspenden sammeln, Quartiere bereitstellen. Der Geschäftsinhaber Erich Hannemann und seine Lebensgefährtin Gertud Furchheim beispielsweise

Arbeiter und Arbeiterinnen der Berliner Betriebe!

Hart und bitter treffen die Schläge des Kriegs auch die Reichshauptstadt. Tag und Nacht, in den Betrieben und in den Wohnungen, sind ihr den Luftangriffen fast schutzlos ausgeliefert. In den Betrieben wird die Arbeitszeit verlängert. Der 12 Stundentag wird eingeführt, der Sonntag redigültig abgeschafft. Mit

kirglichen Sonderzuteilungen soll das Murren und die Unzufriedenheit unterdrückt werden. Die Geschäfte werden gezwungen bis abends 8 Uhr zu öffnen zu halten, um Euch leichter in den Betrieben fröhlichen zu können.

Und warum das Alles?

Um einen bereits endgültig verlorenen Krieg im Interesse unserer Anstreiter noch einige Monate weiterführen zu können. Die deutsche Kriegsmaschine kracht in allen Fugen. Die Risse, die durch die großen russischen Siege im Osten und durch die Wucht der Luftangriffe entstanden sind, sollen durch Eure Mehrarbeit wieder geheilt und gekittet werden. Niemand glaubt mehr, daß das gelingt. Aber die Nazibossen, die die Befehle erteilen, retten sich dadurch noch für kurze Zeit vor dem Galgen, der sie erwartet. Da

Unternehmer aber streichen kalt lächelnd den aus Euren Knochen herausgeschundenen Überprofit ein.

Darum soll Ihr 12 Stunden arbeiten. Darum müßt Ihr bei Luftangriffen die Betriebe nicht verlassen. Darum müßt Ihr bis zu zehn Mal im Monat Wache schlafen oder werdet zur „Heimatflak“ eingezogen.

Ihr aber laßt von der Beendigung des sinnlosen Krieges weder wie die Nazibossen dem Galgen, noch wie die Unternehmer den Verlust Eurer wirtschaftlichen Existenz zu erwarten.

Wenn der Krieg zu Ende ist, ist auch die zehnmal von Euch verfluchte Naziherrschaft mit all ihrem Terror und aller Unterdrückung zu Ende. Ihr Frauen braucht nicht mehr schuften zu gehen. Eure Männer und Kinder kehren zurück. Ihr seid wieder ein Teil der Familie und keine Arbeitsklaven mehr. Ihr Männer habt nicht mehr nötig, vor jedem Meister den Mund zu halten, oder vor jedem Spitzel und Werkpolizisten Euch in Acht zu nehmen, um nicht als Kanonenfutter an die Front zu kommen.

Es gibt keine Luftangriffe mehr. Die tägliche Angst und Sorge um Leben und Gesundheit der Familie hören endlich wieder auf.

Die Nazis haben den Krieg begonnen. Mit Hitler und Goebbels schließt keiner in der Welt Frieden. Sie müssen verschwinden, wenn Euer Schicksal sich wieder zum Besseren wenden soll.

Ihr alle müßt helfen, daß sie schneller verschwinden, und nicht noch in letzter Stunde neues, grausiges Unheil ausrichten können. Ihr Berliner Arbeiter und Arbeiterinnen müßt dem ganzen deutschen Volk beweisen, daß der gesunde Menschenverstand in Deutschland noch nicht getarben ist.

Setzt Euch gegen die Weiterführung des Krieges zur Wehr! Verweigert die 12 stündige Arbeitszeit! Verlangt Euren freien Sonntag und den freien Sonnabendnachmittag! Fordert die Erhöhung der Lebensmittelrationen! Drückt Euch mit allen Mitteln vor der Verlängerung der Arbeitszeit und sabotiert jede Maßnahme, die höhere Arbeitsleistungen aus Euch herauspressen soll!

Schützt Euch gegen die Luftangriffe!

Verläßt die Betriebe wenn die Sirenen heulen! Sucht Eure Wohnungen und Familien auf, wenn die Angriffe vorüber sind. Laßt Betriebe brennen, aber rettet Eure Wohnungen!

Arbeiter und Arbeiterinnen Berlins! Vor allem aber seid einigt! Wenn Ihr geschlossen zusammensteht, seid Ihr auch heute eine Macht, vor der alle Eure Feinde zurückweichen müssen. Sammelt Euch um die tapfersten und besten, klardenkenden und revolutionären Arbeiter Eures Betriebes ohne Unterschied der früheren Parteizugehörigkeit und betrachtet sie als Eure Obieleute. Schafft Euch in Euren gewerkschaftlichen Kampfgruppen die Waffe, die Eurem Widerstand volle Sicherheit und klare Führung gibt.

Die Arbeiter beendeten den ersten Weltkrieg! Sie müssen auch den Schluß des zweiten erzwingen!

Kommunistische Partei

Berlin

Abb. 12: Widerstand durch Aufklärung - Flugblatt vom Frühjahr 1944

Quelle: Bundesarchiv (BArch), SgY 2/V D.F. X/ 11, Bl. 5. Veröffentlicht in: Der antifaschistische Widerstandskampf der KPD im Spiegel des Flugblatts 1933-1945, Berlin 1978



Abb. 13: Mit diesem LKW organisierte Emil Borchfeld illegale Transporte.
Foto: Privat/Edwin Bolien. Veröffentlicht in: Berliner Arbeiterwiderstand 1942-1945. „Weg mit Hitler – Schluß mit dem Krieg!“ Die Saefkowitz-Jacob-Bästlein-Organisation. Katalog zur Ausstellung. Berlin 2009. Seite 38

haben in ihrem Gemüseladen in der Weddinger Müllerstraße Materialien für den Druck von Flugblättern untergestellt, und hier fand auch Franz Jacob einige Zeit Unterschlupf. (Abb. 14 und 15)

Widerstand in der Wehrmacht

Die Arbeit in der Wehrmacht war ein weiterer wichtiger Schwerpunkt des Widerstands. In Soldatenbriefen an die Front informierten Mitstreiter der Widerstandsorganisation über den tatsächlichen Kriegsverlauf.

Sie schrieben dabei gegen die Goebbels-Propaganda an, gegen die Nazi-Ideologie von „Ehre“ und „Treue“ und die Forderung, sich bedingungslos für das Vaterland zu opfern. Dem setzten die Regimegegner entgegen, dass jede Fortsetzung des Krieges sinnlos und ein Verbrechen auch am deutschen Volk sei.

In zentralen Stellen der Wehrmacht – in der Propagandaabteilung des Oberkommandos der Wehrmacht, in Lazaretteinrichtungen u.ä. entstanden Widerstandsgruppen. Ihre Mitglieder hatten Zugang



Abb. 14: Illegales Arbeiten: Erich Hannemann und Gertrud Furchheim vor ihrem Lebensmittelladen, Müllerstr. 69 in Berlin/Wedding, vor 1942
Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Nr. 15028

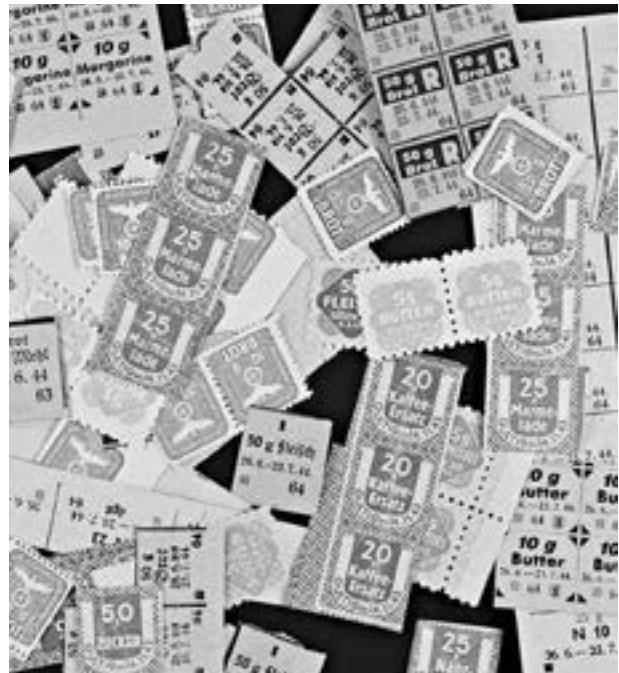


Abb. 15: Lebensmittelmarken
Quelle: Bundesarchiv. Veröffentlicht in: Berliner Arbeiterwiderstand 1942-1945. „Weg mit Hitler – Schluß mit dem Krieg!“ Die Saefkowitz-Jacob-Bästlein-Organisation. Katalog zur Ausstellung. Berlin 2009. Seite 40

zu besonderen Informationen, sie konnten Waffen und Munition besorgen und bei der Versorgung von Illegalen helfen.

Beispiel Heinrich Werner (Abb. 16)

Der Gymnasiallehrer arbeitete an verschiedenen Berliner Schulen und war seit 1933 NSDAP-Mitglied. 1940 wurde er eingezogen und diente u.a. in Nachrichtenformationen. Anfang 1944 kam er in die Dienststelle Wehrmachtspropaganda des OKW in Berlin. Auf Grund seiner Fronterfahrung stand er dem Krieg und dem Regime zunehmend kritisch gegenüber und suchte Kontakt zum Widerstand. Wiederholt traf er mit Saefkow und Jacob zusammen und übergab Materialien aus seiner Dienststelle.



Abb. 16: Heinrich Werner (13.05.1906 – 15.01.1945)
Foto: Privat/Monika Leng. Veröffentlicht in: Berliner Arbeiterwiderstand 1942-1945. „Weg mit Hitler – Schluß mit dem Krieg!“ Die Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation. Katalog zur Ausstellung, Berlin 2009. Seite 33

Beispiel Alfred Jung (Abb. 17)

Der Verwaltungsarbeiter wurde gleich 1939 eingezogen, zum Sanitäter ausgebildet und nach Fürstenberg/Oder in ein Kriegsgefangenenlager abkommandiert. 1943/1944 arbeitete er dort mit sowjetischen, französischen, jugoslawischen und amerikanischen Nazigeegnern unter den Kriegsgefangenen zusammen. In Kontakt mit der Berliner Widerstandsorganisation versorgte er Gefangene

mit Nachrichten von den Fronten, mit Flugschriften und mit Lebensmitteln.



Abb. 17: Alfred Jung in der Mitte (13.06.1908 - 04.12.1944)
Foto: Sammlung Brigitte Grimm/Christa Zucker. Veröffentlicht in: Berliner Arbeiterwiderstand 1942-1945. „Weg mit Hitler – Schluß mit dem Krieg!“ Die Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation. Katalog zur Ausstellung, Berlin 2009. Seite 27

Jüdische Mitstreiter und Unterstützung von Juden

Seit 1933 wurden die Juden in Deutschland in mehreren Etappen aus dem gesellschaftlichen Leben ausgegrenzt, entrechtet und ihrer wirtschaftlichen Existenz beraubt. Endpunkt dieser Entwicklung waren Deportation und Vernichtung.

Seit Anfang 1943 fand eine beispiellose Menschenjagd statt, in deren Ergebnis über 15 000 der noch in der Stadt verbliebenen Juden deportiert wurden. Im Mai 1943 erklärten die Nazis die Reichshauptstadt für „judenfrei“.

Tatsächlich lebten zu diesem Zeitpunkt noch 6 800 untergetaucht in Berlin. Zu diesen gehörten auch Juden in der Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation. Sie hatten vielfältigen Anteil am Widerstand.

Über 30 Männer und Frauen der Widerstandsorganisation waren an Hilfsaktionen für Juden in- und außerhalb der Gruppe beteiligt.

Der Kunstmaler Dimentstein wurde als Jude 1933 mit Berufsverbot belegt und schlug sich als Zeichner in Heimarbeit für verschiedene Firmen durch. Seit 1942 gehörten er und seine Frau Gertrud zur SJB-Organisation. Seine Frau war keine Jüdin, dadurch genoss er noch einen gewissen Schutz. Dimentstein war an der Verbreitung von Flugschriften beteiligt und warb bei illegalen Zusammenkünften für die Ziele der Widerstandsorganisation. Als Dimentstein im Juli 1944 von Verhaftungen erfuhr, warnte er seinen Freund Hans Lippmann und andere, ließ sich von Gerhard Churfürst (Abb. 18) falsche Papiere herstellen und tauchte unter. Ca. 6 Wochen verbarg er sich bei verschiedenen Gruppenmitgliedern. Am 17. August 1944 wurde Dimentstein festgenommen.



Abb. 18: Georg Dimentstein (06.01.1897 – 06.01.1945) mit seiner Frau und seinem Freund Gerhard Churfürst
Foto: Privat

Als Heinz Rosenberg (Abb. 19) Ende 1943 die Bekanntschaft von Anton Saefkow machte, war er als Jude bereits untergetaucht; dennoch stieg er engagiert in die Widerstandsarbeit ein. Nach 1933 konnte Rosenberg seinen kaufmännischen Beruf nicht mehr ausüben und schlug sich als Fensterputzer



Abb. 19: Illegaler Ausweis von Heinz Rosenberg (20.06.1912 - 20.02.1945)
Quelle: Bundesarchiv. Veröffentlicht in: Berliner Arbeiterwiderstand 1942-1945. „Weg mit Hitler – Schluß mit dem Krieg!“ Die Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation. Katalog zur Ausstellung. Berlin 2009. Seite 59

durch. Seine fünf Geschwister sind in den 30er Jahren emigriert. Er selbst lebte seit 1942 unangemeldet in einem Laden, den ein Freund ihm in der Neuköllner Hermannstraße angemietet hatte. Illegale Papiere besorgte ihm seine Bekannte Lucie Beltz, die beim Polizeiamt Mitte beschäftigt war. In der Widerstandsorganisation war er am Versand von Soldatenbriefen beteiligt, besorgte Waffen und Legitimationspapiere

über Lucie Beltz. In seinem Laden versteckte er einen Abziehapparat und Papier für die Herstellung von Flugblättern sowie Feldpostadressen.

Hans Lippmann ist 1943 in Berlin untergetaucht. Zu diesem Zeitpunkt wurden seine geschiedene Frau Betti und sein 1939 geborener Sohn – wie er jüdischer Herkunft - nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.

Bereits in jungen Jahren hat er Mutter (1920) und Vater (1926) verloren; er wurde Arbeiter im Apparatebau bei Siemens & Halske. In der Illegalität fand er Unterstützung bei seinem Freund Georg Churfürst. Den Sommer über lebte er in einem Zelt bei Caputh, die Wintermonate verbrachte er im Keller bei Freunden. Lippmann, der vor 1933 KPD-Mitglied war, verbreitete Flugblätter unter Wehrmachtangehörigen und verbreitete Nachrichten ausländischer Rundfunksender. Auch zu Saefkow hatte er Kontakt. Nach Beginn der Verhaftungen im Juli 1944 verbarg er sich noch einige Wochen.

Die genannten, im Sommer 1944 festgenommenen jüdischen Mitstreiter, wurden nach den Verhören nicht der Justiz übergeben, sondern ins KZ Sachsenhausen deportiert und dort Ende 1944/Anfang 1945 ermordet. (Abb. 20)



Abb. 20: Stolperstein für Hans Lippmann (07.03.1907 - 24.11.1944) und Familie
Foto: Privat/Pfeiffer. Veröffentlicht in: Berliner Arbeiterwiderstand 1942-1945. „Weg mit Hitler – Schluß mit dem Krieg!“ Die Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation. Katalog zur Ausstellung. Berlin 2009. Seite 58



Abb. 21: Der Arzt Dr. med. Johannes Kreiselmanier (18.02.1892 - 27.11.1944), um 1939
Foto: Privat/Dr. Susanne Riveles. Veröffentlicht in: Berliner Arbeiterwiderstand 1942-1945. „Weg mit Hitler – Schluß mit dem Krieg!“ Die Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation. Katalog zur Ausstellung. Berlin 2009. Seite 63

Verbindung ins bürgerliches Lager: der Arzt: Dr. Johannes Kreiselmanier

In der Widerstandsorganisation waren mehrere Ärzte aktiv. Geprägt von einer humanistischen Grundhaltung, von Jugend an politisch interessiert und aus verschiedenen Gründen frühzeitig sensibilisiert für das Wesen der Nazidiktatur suchten sie Kontakte zum Widerstand und brachten sich auf ganz spezifische Weise ein: In ihren Praxisräumen ermöglichten sie konspirative Treffen; sie halfen mit Geldzahlungen, gewährten Illegalen Quartier und leisteten verbotene ärztliche Hilfe für Juden, Zwangsarbeiter und Untergetauchte. Sie stellten Krankschreibungen zur Verfügung und halfen einigen, sich der Rüstungsproduktion oder dem Fronteinsatz zu entziehen.

Einer von ihnen war Johannes Kreiselmanier: er war ein erfolgreicher Arzt von 51 Jahren als er im Dezember 1943 Kontakt zu Anton Saefkow und Franz Jacob bekam und in der Widerstandsorganisation aktiv wurde. (Abb. 21 und 22)

Der Pfarrerssohn beendete 1920 sein Medizinstudium. 1938 zog er mit seiner Familie nach Berlin und ließ sich mit einer Praxis in Zehlendorf nieder. Nach Fronteinsatz 1939/40 kehrte er als Oberstabsarzt zurück und übernahm u.a. die Verantwortung für ein Lazarett in Charlottenburg. In seiner Zehlendorfer Praxis gewährte Kreiselmanier Jacob, den er auch ärzt-



Abb. 22: Dr. med. Johannes Kreiselmanier mit Familie, 1936/37
Foto: Privat/Dr. Susanne Riveles. Veröffentlicht in: Berliner Arbeiterwiderstand 1942-1945. „Weg mit Hitler – Schluß mit dem Krieg!“ Die Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation. Katalog zur Ausstellung. Berlin 2009. Seite 64

lich betreute, illegales Quartier und ermöglichte mehrere Treffen. Er unterstützte die Widerstandsorganisation mit erheblichen Geldmitteln. Auf Bitten Saefkows entwickelte er einen Plan zur Seuchenbekämpfung



Abb. 23: Judith Auer - in Plötzensee hingerichtet
Quelle: Bundesarchiv (BArch), Fotosammlung der SAPMO, Bild Y 10 - 891/68

und erarbeitete ein sozialmedizinisches Konzept für die Zeit nach dem Sturz des NS-Regimes.

Rolle der Frauen

Über 120 Frauen waren auf vielfältige Weise am Widerstand der Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation beteiligt. Ihr Anteil lag bei 25% der gesamten Mitstreiterzahl und war damit deutlich höher als der Frauenanteil von 10-15% am Widerstand insgesamt. Die Frauen der Widerstandsorganisation waren keinesfalls nur helfend und unterstützend für die Männer des Widerstands aktiv, sondern sie haben einen eigenständigen, ernst zu nehmenden Anteil gehabt und sie haben dies oft genug mit dem Verlust ihrer Freiheit oder sogar ihres Lebens bezahlt.

Judith Auer gehörte zum engsten Kreis um Anton Saefkow und Franz Jacob und war eine der Mitbegründerinnen der Widerstandsgruppe. (Abb. 23) Sie gehörte zum Freundeskreis des Ehepaars Saefkow, der so eine Art Keimzelle der Organisation war.

Judith Auer arbeitete im AEG Kabelwerk Oberspree. Als Verwalterin von Geld und Lebensmittelmarken hatte sie eine zentrale Aufgabe. Im Kabelwerk verbreitete sie Nachrichten ausländischer Rundfunksen-



Abb. 24: Herbert Tschäpe (15.01.1913 - 27.11.1944)
Quelle: Bundesarchiv (BArch), Fotosammlung der SAPMO, Bild Y 10 - 1500/84

der und Flugschriften. In ihrem Haus in Adlershof fand Jacob nach seiner Flucht aus dem Zuchthaus Plötzensee illegales Quartier. In ihrer Wohnung fanden häufig konspirative Beratungen statt. Sie hat ihr mutiges Engagement mit dem Leben bezahlt.

Organisierte Fluchten aus dem Konzentrationslager Lichtenrade

Zu den selbstgestellten Aufgaben der illegalen Organisation gehörte auch die zielgerichtete Befreiung von erfahrenen Widerstandskämpfern, um die Reihen der illegalen Organisation zu stärken. Dies wurde sehr verantwortungsvoll in Angriff genommen. Die in Berlin arbeitenden Illegalen hatten selbst lange Jahre Lagererfahrung hinter sich. Die Entscheidung fiel für Befreiungsaktionen aus einem Außenlager des KZ Sachsenhausen. Deshalb wurden vorsichtig Kontakte angebahnt. Über Herbert Tschäpe (Abb. 24) wird noch gesondert berichtet werden. Fritz Reuter (Abb. 25) konnte am 30. Juni 1944 aus dem Lager

Lichtenrade fliehen; für illegale Quartiere und Papiere war gesorgt. Es gelang ihm, Kontakte zu mehreren Betrieben herzustellen und Aufklärungsarbeit in den letzten Kriegsmonaten zu leisten. Im zerstörten Berlin erlebte er die Befreiung.



Abb. 25: Fritz Reuter (04.07.1911 - 26.03.2001)
Quelle: Landesarchiv Berlin (LAB), C Rep. 118-01, Nr. 7371

Das Treffen vom 22. Juni 1944

Ausdruck eines neuen Denkansatzes war auch das Treffen von führenden Vertretern von SPD und KPD am Abend des 22. Juni 1944. Die Initiative zu dieser Zusammenkunft war von den Sozialdemokraten Julius Leber und Adolf Reichwein ausgegangen. Sie gehörten zum Kreis der Verschwörer um Claus Graf von Stauffenberg, mit dessen Billigung sie im Frühjahr 1944 den Kontakt zum kommunistischen Widerstand anbahnten. Die Zusammenkunft fand in den Praxisräumen von Dr. med. Rudolf Schmid in der Köpenicker Straße 76 statt, wo sich seit 1996 eine Gedenktafel befindet. (Abb. 26) Dieser Mann, der Arzt und Freund von Adolf Reichwein, war zusammen mit Ferdinand Thomas und Friedrich Bernt an der Vorbereitung des Treffens beteiligt. Dr. Schmid war am Abend des 22. Juni 1944 selbst anwesend, und wir verdanken ihm als einzigem Überlebenden eine vielzitierte Schilderung der Geschehnisse. Julius Leber und Adolf Reichwein haben mit Anton

Saefkow und Franz Jacob einen Gedankenaustausch über Möglichkeiten eines gemeinsamen Vorgehens gegen die Nazi-Diktatur in Gang gesetzt. Dies war für beide Seiten bedeutsam, denn es war das erste Mal seit 1933, dass ein solches Treffen innerhalb



Abb. 26: Gedenktafel für das illegale Treffen führender Funktionäre der SPD und KPD in der Köpenicker Str. 76
Foto: Privat/Bärbel Schindler-Saefkow

Deutschlands zustande kam. Die Beteiligten waren offenbar mit der Zusammenkunft zufrieden und vereinbarten, am 4. Juli 1944 die Diskussion fortzusetzen.

Am 22. Juni 1944 war neben den genannten Personen ein weiterer Mann anwesend. Dabei handelte es sich um Ernst Rambow, den Saefkow – entgegen den Verabredungen – mitgebracht hatte. Rambow war ein Gestapo-Spitzel, der eine wichtige Rolle bei der Aufdeckung und Zerschlagung der Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation spielte. Ernst Rambow (1887-1945) war vor 1933 ein kommunistischer Funktionär, der seit 1942 von der Gestapo als Spitzel geführt wurde. Anton Saefkow, der dies nicht wissen konnte, hatte ihn im Januar 1944 für die Organisation gewonnen. Er kannte Rambow aus der Zeit vor 1933 und aus dem Zuchthaus Oslebshausen und vertraute ihm. Spätestens seit Anfang 1944 war Rambow als bezahlter Gestapo-Spitzel aktiv. Bis April 1945 erstattete er regelmäßig Bericht. Allein von Januar bis April 1944



Abb. 27: Gestapozentrale, Prinz-Albrecht-Straße 8.
Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Nr. 38784



Abb. 30: Zuchthaus Brandenburg/Görden.
Quelle: Archiv Dokumentationsstelle Gedenkstätte Zuchthaus Brandenburg-Görden



Abb. 31: Zuchthaus Brandenburg/Görden. Hinrichtungsstätte im ehemaligen Garagentrakt
Quelle: Archiv Dokumentationsstelle Gedenkstätte Zuchthaus Brandenburg-Görden



Abb. 28: Gestapobild Anton Saefkow
Quelle: Bundesarchiv (BArch), Fotosammlung der SAPMO, Bild Y 10 - 734/87



Abb. 29: Gestapobild Franz Jacob
Quelle: Bundesarchiv (BArch), Fotosammlung der SAPMO, Bild Y 10 - 733/87

bezog er monatlich 200 RM, eine Prämie von 5 000 RM und weitere Vergünstigungen. Durch Rambow war die Gestapo über das Treffen am 22. Juni 1944 informiert.

Am Abend des 4. Juli 1944 griff die Gestapo zu und eine tragische Entwicklung nahm ihren Lauf: Saefkow, Jacob, Reichwein und am nächsten Tag auch Leber wurden festgenommen. Saefkow war zutiefst betroffen und schockiert, als er begreifen musste, wer der Verräter war. Er sorgte dafür, dass diese Information aus dem Gefängnis hinausgelangte. Am 8. Juli 1944 wurde Dr. Rudolf Schmid festgenommen, am 19. Juli fiel Ferdinand Thomas in die Hände der Gestapo. Adolf Reichwein, Julius Leber, Anton Saefkow, Franz Jacob und Ferdinand Thomas wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet. Nur Dr. Rudolf Schmid hat überlebt. Reichwein hatte den Anteil seines Freundes Schmid als rein private Angelegenheit heruntergespielt, weshalb er freigesprochen wurde. Er kam aber nicht frei, sondern wurde im Konzentrationslager Sachsenhausen inhaftiert und erlebte dort die Befreiung.

Verhaftungen und Prozesse

Zur Jahreswende 1943/44 geriet die Saefkow-Jacob-Bästlein-Gruppe ins Visier der Gestapo. Zu diesem Zeitpunkt wurden Ermittlungen gegen die Verfasser von Flugschriften aufgenommen, die im November 1943 in Berlin und Umgebung verbreitet worden waren. Es wurde eine Gestapo-Sonderkommission gebildet, die mit Hochdruck ermittelte. Nach wochenlangen Voruntersuchungen und Observationen und dem erwähnten Einsatz des V-Manns Rambow rollte im Sommer 1944 eine Verhaftungswelle an, der über 300 Männer und Frauen zum Opfer fielen und die sich bis ins Frühjahr 1945 erstreckte. Allein im Juli 1944 gab es über 100 Festnahmen.

Der Sitz der Gestapo-Sonderkommission zur SJB-Gruppe befand sich zunächst in der Prinz-Albrechtstraße 8 in Berlin. (Abb. 27)

Daneben war für viele Verhaftete das Gestapogefängnis in der Potsdamer Priesterstraße erste Anlaufstelle. Das existiert nicht mehr. Hier hatte die Gestapo-Sonderkommission einen zweiten Sitz. Im Gerichtsgefängnis in der Potsdamer Lindenstraße haben über 50 Männer der Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation nach Abschluss der Verhöre auf ihren Prozess vor dem Volksgerichtshof gewartet.

Die Verhafteten sind oftmals „verschärften“ Verhören unterzogen worden. Das trifft z.B. auf Saefkow und Jacob zu. (Abb. 28 und 29) Mehrfach haben Mitgefangene nach 1945 berichtet, wie sie Saefkow und Jacob nach schweren Mißhandlungen gesehen haben.

Folterpraktiken sind mehrfach überliefert. Der Arzt Dr. Johannes Kreiselmaier beschrieb seine Erfahrungen mit Folter in einem Tagebuch, das aus der Gefängniszeit erhalten geblieben ist. 11 Männer und eine Frau sind in Untersuchungshaft umgekommen. Dabei müssen sich mitunter dramatische Szenen abgespielt haben. Willi Bolien z.B. war 37 Jahre alt, als er am 13. Oktober 1944 verhaftet wurde. Nach dem ersten Verhör ist er aus dem Fenster gesprungen und starb am nächsten Tag im Lazarett des Untersuchungsgefängnisses. Drei weitere sind so gefoltert worden, dass sie versucht haben, Selbstmord zu begehen.

Bereits die Schlussberichte der Gestapo-Sonderkommission hatten die Angeklagten in Gruppen, je nach Tatzusammenhängen, einsortiert, die dann gemeinsam vor dem Volksgerichtshof standen. Der Volksgerichtshof unter seinem Präsidenten Roland Freisler war ein Instrument des Terrors; seit seiner Gründung 1934 stand er im Dienst der Widerstandsbekämpfung, die sich in den Kriegsjahren weiter radikalisierte. Im Allgemeinen fanden die Prozesse unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt; in einigen Fällen waren nahe Angehörige zugelassen. Mitunter dienten die Prozesse auch Schulungszwecken für SS- und Polizeiangehörige. In der Regel dauerten die Prozesse nicht länger als zwei Stunden.

Das Gebäude des Volksgerichtshofs befand sich in der Bellevuestrasse (Heute Potsdamer Platz, Sony-Center), wo mehrere Prozesse gegen Mitstreiter der Widerstandsorganisation geführt wurden. Nach Bombentreffern 1943 wurde ein Teil des Tribunals nach Potsdam verlagert; dort fanden im Landgerichtsgebäude in der Lindenstraße weitere Prozesse statt. Kürzlich ist an diesem Ort eine Dauerausstellung zur Geschichte des Gerichtsgebäudes in der NS-Zeit eröffnet worden.

Der erste Prozess fand am 5. September 1944 statt und galt den Initiatoren Saefkow, Jacob und Bästlein; sie wurden alle zum Tode verurteilt und starben bereits am 18. September unter dem Fallbeil.

Die häufigsten Anklagepunkte in diesem wie in den folgenden Prozessen waren Vorbereitung zum Hochverrat, Wehrkraftzersetzung, Feindbegünstigung und Nichtanzeige dieser Delikte.

63 Männer der Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation wurden im Zuchthaus Brandenburg-Görden (Abb. 30 und 31) hingerichtet. Die drei Frauen und einige weitere zum Tode verurteilte Männer starben in Plötzensee unter dem Fallbeil.

Nach der Urteilsverkündung warteten die Todeskandidaten in den Zuchthäusern Brandenburg-Görden oder Plötzensee auf ihre Hinrichtung, in der Regel Tag und Nacht gefesselt.

Der Oberreichsanwalt BRANDENBURG (Havel)-GÜRDEN, den 26. FEB. 1945
beim Volksgeschichtshof. Weiskindstrasse 22

9 J 232/44

Vollstreckung des Todesurteils
gegen:

..... Willi H e i n z e

Gegensätzlich:

als Vollstreckungsleiter:

AGR. Dr. S c h l u t e r

als Beamter der Geschäftsstelle:

Justizangestellter K a r p

Um 12⁵⁶ Uhr wurde der Verurteilte, die Hände auf
den Rücken gefesselt, durch zwei Gefängnisbeamte vor-
geführt. Der Scharfrichter R i t t g e r aus B e r l i n
stand mit seinem drei Gehilfen bereit.

Anwesend war ferner:

der Anstaltsarzt Reg. Med. Rat Dr. U u l l e r.

Nach Feststellung der Personengleichheit des Vor-
geführten mit dem Verurteilten beauftragte der Voll-
streckungsleiter, den Scharfrichter mit der Vollstreckung.
Der Verurteilte, der ruhig und gefasst war, ließ sich ohne
Widerstreben auf das Fallbeilgerüst legen, worauf der
Scharfrichter die Kehnhauptung mit dem Fallbeil aus-
führte und rief aus, daß das Urteil vollstreckt sei.

Die Vollstreckung dauerte von der ^{Übergabe an den} ~~Übergabe an den~~
Scharfrichter bis zur Vollzugsmeldung 8 Sekunden.

Abb. 32: Eine Hinrichtung
Quelle: Bundesarchiv

Jede Hinrichtung war bis ins Detail bürokratisch geregelt und wurde entsprechend protokolliert. (Abb. 32) Aus formatierten Berichten über die Hinrichtungen ist zu ersehen, wann der Verurteilte von seiner

Hinrichtung erfahren hat (in der Regel geschah dies ein bis zwei Stunden vorher). In dieser letzten Zeit konnten die Verurteilten mit gefesselten Händen ihre letzten Briefe schreiben. Schließlich der nüchterne

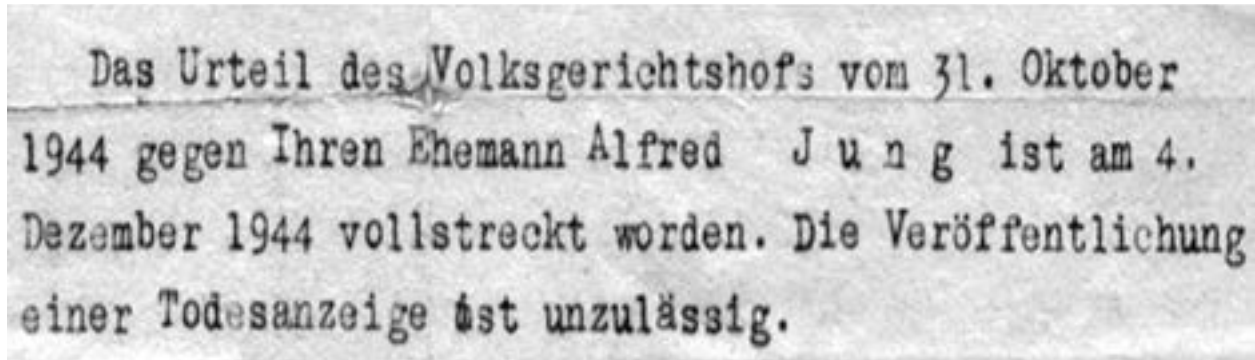


Abb. 33: Eine Mitteilung an die Angehörigen
Foto: Privat

Vermerk, dass von der Vorführung des Todeskandidaten bis zum Eintritt des Todes 7 bis 9 Sekunden vergingen. Die Vollstreckungsmittlung an die Angehörigen (Abb. 33) enthielt in der Regel ein striktes Verbot, Todesanzeigen bekanntzugeben.

Von den über 300 verhafteten Männern und Frauen der Widerstandsorganisation wurden über 200 angeklagt. 72 Männer und Frauen wurden mit Todesurteilen belegt. Einige sind in Konzentrationslagern, in Untersuchungs- bzw. Vollstreckungshaft umgekommen. Insgesamt haben 101 Männer und Frauen ihr Leben verloren. (Abb. 34)



Abb. 34: 9. September 1945 - erster Gedenktag für die Opfer des Faschismus

Quelle: Bundesarchiv (BArch), Fotosammlung der SAPMO, Bild Y 1 - 1466/76



Abb. 35: Luftbild 24.03.1945. Links hinter dem Waldstück das Areal des „Ausländerkrankenhauses“. Rechts die nördlichen Ausläufer (Neubaugebiet) des Ortes Blankenfelde

Quelle: Landesluftbildsammelstelle der Landesvermessung und Geobasisinformation Brandenburg

Dr. Ulrike Kersting
(Archäologin und Museumspädagogin, Mitwirkung bei Entwicklung und Gestaltung des Gedenkortes „Ausländerkrankenhaus Mahlow“)

1. Das Krankenhaus für Zwangsarbeiter „Ausländerkrankenhaus Mahlow“

Auf der Gemarkung Mahlow in der heutigen Großgemeinde Blankenfelde-Mahlow südlich von Berlin errichtete das Hauptgesundheitsamt der Stadt Berlin 1942 ein Krankenhaus für ausländische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter (Abb. 35). Es diente als zentrale Behandlungsstätte für Zivilisten hauptsächlich aus Russland und der Ukraine, aber auch aus Polen und weiteren acht europäischen Nationen. Sie kamen aus Berliner Lagern oder dem südlichen Umland.¹ In dem mit Stacheldraht umzäunten und durch Wachmannschaften bewachten Lager wurden vor allem Menschen mit schweren oder ansteckenden Krankheiten behandelt, wie Typhus und Tuberkulose. Es besaß auch Abteilungen für Innere Medizin, Gynäkologie, Chirurgie und Geburtshilfe.² Ziel war es, die Erkrankten möglichst rasch in den „Arbeitseinsatz“ zurückzuführen. Bis zum Herbst 1942 wurden die sowjetischen Zwangsarbeiter mit schweren Erkrankungen noch in ihre Heimatländer zurückgeschickt. Nun wollte man nach einer baldigen Genesung nicht mehr auf so viele Arbeitskräfte

verzichten. Nebenbei war man auch nicht mehr Willens die Transportmittel für die Abschiebungen zur Verfügung zu stellen. Zu dem Zweck der Absonderung der ansteckenden Erkrankten kam noch ein weiterer Zweck: eine Behandlung in den allgemeinen städtischen Krankenhäusern, neben und mit deutschen Patienten, wurde aus rassistischen und sozialen Gründen zunehmend abgelehnt.³

Das Lager umfasste 25 Baracken, darunter zehn Krankenbaracken mit über 800 Betten. (Abb. 36) Mehr als 140 Personen waren in diesem Krankenhaus beschäftigt, darunter nur 40 Deutsche, überwiegend in leitenden Funktionen. Die Mehrheit des Krankenhauspersonals stammte aus der Sowjetunion, es waren Ärztinnen und Ärzte aber auch fast 100 Krankenschwestern. Diese wurden meist noch als Jugendliche nach Mahlow deportiert und hier als Pflegekräfte angelernt.⁴ Diese Arbeitskräfte waren in Baracken auf dem Lagergelände interniert. Ihre Arbeit war hart, Hunger und oftmals eine demütigende Behandlung bestimmten ihren Alltag.

Bis zur Befreiung durch die Rote Armee am 22. April 1945 starben hier über 1 500 Menschen, rund



Abb. 36: Teilansicht der Baracken des Lagers/Krankenhauses kurz vor der Fertigstellung Winter 1943
Foto: Harald Brauns, Grund der Aufnahme unbekannt. Sammlung Dr. Frank Hummeltenberg, Blankenfelde



Abb. 37: Teilansicht des Außenlagers Lichtenrade des KZ Sachsenhausen, Blickrichtung Osten
Quelle: Sammlung Dieter Kürschner/Material zu Herbert Tschäpe, Archiv der Gedenkstätte Deutscher Widerstand

1 Der Status des Krankenhauses variiert stark, mal wird es als Ausweichkrankenhaus, mal als Hilfskrankenhaus geführt. Ausführlich hierzu mit Angaben der Quellen in den verschiedenen Berliner und Brandenburger Archiven: Bernhard Bremberger, Frank Hummeltenberg, Manfred Stürzbecher, Das „Ausländerkrankenhaus der Reichshauptstadt Berlin“ in Mahlow. In: Andreas Fewer, Bernhard Bremberger, Günther Siedbürger (Hrsg.), Der ‚Ausländereinsatz‘ im Gesundheitswesen (1939-1945). Historische und ethische Probleme der NS-Medizin, Stuttgart 2009, S. 228-232.

2 Ebenda, S. 233.

3 Manfred Stürzbecher, Krankengeschichten von Ausländern. Ein Bestand im Landesarchiv Berlin. In: Zwangsarbeit in Berlin 1938 – 1945. Arbeitskreis Berliner Regionalmuseen (Hrsg.), 2003, S. 96f.

4 Erinnerungsberichte von vier jungen Ukrainerinnen und Russinnen. In: Andreas Fewer, Bernhard Bremberger, Günther Siedbürger, a.a.O., S. 273-280.

ein Viertel davon Frauen. Etwa die Hälfte der Todesopfer war jünger als 25 Jahre, darunter fast 300 Kinder und Jugendliche. Die zahlreichen Krankheits- und Todesfälle der Zwangsarbeiter waren Folge der menschenunwürdigen Behandlung - der schlechten Ernährung, der Unterbringung in kaum beheizten, unhygienischen Massenquartieren, des Zwangs zu schwerer, täglich mindestens zehnstündiger Arbeit in der Kriegswirtschaft.

2. Herbert Tschäpes Flucht bei einem Einsatz im „Ausländerkrankenhaus Mahlow“

Herbert Tschäpe wurde am 15.01.1913 in Berlin geboren. Als Leiter des Unterbezirks Neukölln der KPD wurde er im Dezember 1933 verhaftet und blieb ein Jahr in Haft. 1936 emigrierte er über Prag nach Spanien und schloss sich den Internationalen Brigaden an. Ab 1939 war er in mehreren französischen Internierungslagern inhaftiert. 1941 wurde er an die Gestapo ausgeliefert und in das KZ Sachsenhausen deportiert.⁵

1943 wurde in Lichtenrade ein Außenlager des KZ Sachsenhausen eingerichtet. Grund für die Einrichtung war die Zerstörung des Außenlagers in Marienfelde durch einen Bombenangriff im August 1943. Für die Überlebenden wurde als neues Quartier ein in Lichtenrade gerade fertig gestelltes Barackenlager für Zwangsarbeiter genutzt. (Abb. 37) Es gehörte zu insgesamt 21 Außenlagern in Berlin, die dazu dienten, den Arbeitseinsatz der Häftlinge effektiver, also kosten- und zeitsparender, zu gestalten, da die Häftlinge so näher an ihrem Arbeitsort untergebracht waren. Für Lichtenrade ist bekannt, dass die Häftlinge bei der Anlage von Feuerlöschteichen und Enttrümmerungs- und Aufräumarbeiten nach Bombenangriffen in der näheren Umgebung eingesetzt wurden. Mit Lastwagen wurden sie nach

Neukölln zum Arbeitseinsatz in Rüstungswerken und am Bahnhof Hermannstraße gebracht.⁶ Es gab auch Einsätze in der Landwirtschaft und in Gärtnereien in Lichtenrade.⁷

Im Gegensatz zu den Forschungen besonders der 1970er und 1980er Jahre sowohl auf Seiten der DDR⁸ als auch der Bundesrepublik,⁹ stehen uns heute viele Akten und Dokumente zur Verfügung, die vor 1990 nicht einsehbar waren.¹⁰ Zeitzeugenberichte von überlebenden Genossen und Genossinnen sind die einzigen Quellen, die über die Planung und Durchführung, aber auch über die Umstände der Flucht von Herbert Tschäpe zur Verfügung stehen. Auch wenn die Motivation und der Blickwinkel der einzelnen Zeugen unterschiedlich sind, so lässt sich aus allen Erzählungen ein übereinstimmender Hergang rekonstruieren. Danach wurde Tschäpes Flucht von der Berliner kommunistischen Untergrundorganisation genau vorbereitet. Es war kein Zufall, dass Herbert Tschäpe sich in einem Außenlager von Sachsenhausen befand. Er schaffte es, im Herbst 1943 vom Stammlager in Oranienburg in das Außenlager nach Lichtenrade verlegt zu werden.¹¹ Es war unter den Häftlingen bekannt, dass die Haftbedingungen in den Außenlagern oft besser waren und Kontakt nach außen möglich war.¹²

Als im Dezember 1943 durch Fliegerbomben mehrere Baracken im nahe gelegenen Krankenhaus für Zwangsarbeiter in Mahlow zerstört worden waren, kam es dort zu einem Einsatz von Häftlingen aus dem Außenlager Lichtenrade. Als gelernter Zimmermann fungierte Herbert Tschäpe als Vorarbeiter für den 18 Mann starken Einsatztrupp, zu dem deutsche Genossen sowie polnische und sowjetische Zwangsarbeiter gehörten. Nach Aussage eines dort mit eingesetzten Genossen mussten sie die Schornsteine der Holzbaracken wieder

5 Annette Neumann, Susanne Reveles, Bärbel Schindler-Saefkow, *Berliner Arbeiterwiderstand 1942-1945. „Weg mit Hitler- Schluß mit dem Krieg!“*. Die Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation. Ausstellungskatalog Berlin 2009, S. 68; Ursel Hochmuth, *Illegale KPD und Bewegung „Freies Deutschland“ in Berlin und Brandenburg 1942 – 1945. Biographien und Zeugnisse aus der Widerstandsorganisation um Saefkow, Jacob und Bästlein*. Berlin 1998, S. 246.

6 Interview Peter Wiesen 1978, Tonbandaufzeichnung Nr. 124. Archiv der Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen, Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten.

7 Zeitzeugenberichte aus Lichtenrade aus den 1980er Jahren: Ruth Zantow, „Das sind doch Verbrecher,“, *Konzentrationslager Sachsenhausen Außenlager Lichtenrade*, in: *Direkt vor der Haustür. Berlin-Lichtenrade im Nationalsozialismus. Geschichtswerkstatt Berlin-Lichtenrade* (Hrsg.), Berlin 1990, S. 315f.

8 Lokalhistorische Forschungen Anfang der 1970er Jahre im Zuge der Namensgebung „Herbert Tschäpe“ einer Grundschule in Mahlow; Interviews in den 1970er Jahren mit ehemaligen Inhaftierten kommunistischen Widerstandskämpfern der Lager Sachsenhausen; Nachforschungen der 1980er Jahre durch den Lokalhistoriker Frank Hummeltenberg; Recherchearbeiten des Militärgeschichtlers Dieter Kürschner in den 1970er Jahren zu Herbert Tschäpe.

9 1983 Jugendarbeit der evangelischen Kirchengemeinde Lichtenrade zur Geschichte des Nationalsozialismus am eigenen Wohnort. Diese mündete in die heutige Projektgruppe Geschichtswerkstatt Lichtenrade der Berliner Geschichtswerkstatt.

10 Bundesarchiv Berlin, Landesarchiv Berlin; Archiv der Gemeinde Blankenfelde-Mahlow, Landeshauptarchiv Potsdam, Archiv der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Archiv des Ordnungsamtes des Kreises Teltow-Fläming Luckenwalde.

11 Bericht von Fritz Reuter 1970 an den Militärgeschichtler (an der Akademie der NVA) Dieter Kürschner. Sammlung Dieter Kürschner/Material zu Herbert Tschäpe, zwei Aktenordner, Archiv der Gedenkstätte Deutscher Widerstand.

12 Tonbandinterview Peter Wiesen, a.a.O.

aufrichten.¹³ Wochenlang wurden sie täglich in einem Laster von Lichtenrade nach Mahlow gefahren.

Besonders ausführlich beschreibt Lisa Walter, seine Lebensgefährtin, die Vorbereitung und Ausführung¹⁴: *Ich bekam ... einen illegalen Brief Herberts mit der Aufforderung, zu einem Treffpunkt, einem im Bau befindlichen Feuerlöschteich vor dem Rathaus Berlin Wittenau, zu kommen. Hier traf ich mit Herbert nach 7 Jahren Trennung ... zusammen. In diesen Minuten tauschten wir eine Reihe von Informationen aus. Sie waren persönlicher Art ... Weiter teilte mir H. mit, dass er zu einem anderen Kommando komme, wo wir uns öfter sehen könnten. Dieses Kommando war das Fremdarbeiterkrankenhaus Mahlow. Hier habe ich Herbert 4 oder 5 mal getroffen. Jeweils eine halbe Stunde vor der Fahrt traf ich mit Anton Saefkow zusammen, der mir Materialien übergab die ich am Körper verborgen Herbert brachte.... Herbert brachte das Material nach Lichtenrade, und von dort wurde es mit Wäschetransporten nach Sachsenhausen transportiert.*

Die Verbindung ins Lager Mahlow wurde durch den Zimmererpolier Klewe, einen sympathisierenden Zivilarbeiter, möglich. Er gab mich als seine Ehefrau aus und so konnte ich die SS-Posten passieren. Die Treffs mit Herbert fanden dann in einer Baracke französischer Gefangener statt und wurden von sowjetischen Genossen abgesichert...

Die Flucht Herberts bereiteten wir sehr gewissenhaft vor. Mehrmals fuhr ich die Fluchtstrecke ab und konnte ihm so genaue Zeiten und Hinweise geben. Ein schwieriges Problem war das Beschaffen von Zivilkleidung. Hier half Herberts Mutter.

...Die Flucht führte Herbert am 22.4.44 aus. Es musste alles schneller als vorgesehen gehen, denn Herbert hatte aus dem Hauptlager die Mitteilung erhalten, dass er zurückbeordert würde. Der Konspiration entsprechend sahen wir uns die ersten Wochen nach der Flucht nicht.

Als ein neuer Transport mit Kranken im Lager ankam, konnte Herbert Tschäpe mit seiner Zivilkleidung unbemerkt durch das Lagertor entkommen. Er ging dann zu Fuß bis zum Bahnhof Mahlow und fuhr mit der S-Bahn nach Berlin.

Auch der Genosse Fritz Reuter konnte aus dem Lager Lichtenrade mit Hilfe von außen fliehen und berichtet 1970 dem Historiker Kürschner¹⁵:

Nach unserer Flucht arbeiteten Herbert und ich in der Leitung der illegalen Kommunistischen Partei, vor allem als Verbindungsleute zu illegalen Gruppen der KPD und Antifaschistischen in Betrieben und Wohngebieten in Berlin.



Abb. 38a: Eine der neuen Identitäten nach der Flucht: gefälschter Dienstausweis

Quelle: BArch NJ 1571 Bd.1, S.24VS und RS

Für die Organisation der illegalen KPD unter ihrem Führer Anton Saefkow, die sich als Teil des Nationalkomitees Freies Deutschland verstand, formulierte Tschäpe in dieser Zeit auch einen Aufruf an die deutsche Nation. Er bekam neue Identitäten und trat z.B. unter dem Namen Raymond Magne als Betreuer für französische und belgische Zwangsarbeiter auf. (Abb. 38a und 38b)¹⁶ Ebenso verfasste er Flugblätter in französischer Sprache und übersetzte die Nachrichten des Moskauer Rundfunks ins Französische, die in Zwangsarbeiter- und Kriegsgefangenenlager geschmuggelt wurden.¹⁷ Im Juli 1944 wurde die Organisation enttarnt und über einhundert ihrer Mitglieder durch die Geheime Staatspolizei verhaftet. (Abb. 39)¹⁸ Der Volksgerichtshof verurteilte viele von ihnen wegen Hochverrats zum Tode, so auch Herbert Tschäpe. Am 27. November 1944 wurde er im Zuchthaus Brandenburg-Görden mit dem Fallbeil hingerichtet.

Im Rahmen der antifaschistischen Traditionspflege der DDR wurden zwei Schulen und eine Straße in der Gemeinde Blankenfelde-Mahlow nach Herbert Tschäpe benannt. Diese Ehrung wird bis heute beibehalten, wenn auch das Wissen um sein Schicksal sehr

¹³ Ebenda.

¹⁴ Bericht für Dieter Kürschner 1971. Sammlung Dieter Kürschner/Material zu Herbert Tschäpe, zwei Aktenordner, Archiv der Gedenkstätte Deutscher Widerstand.

¹⁵ Ebenda

¹⁶ Annette Neumann, Susanne Reveles, Bärbel Schindler-Saefkow, a.a.O., S. 69.

¹⁷ Ursel Hochmuth, a.a.O., S. 59.

¹⁸ Siehe hierzu auch in dem Beitrag von Annette Neumann und Bärbel Schindler-Saefkow.



Abb. 38b: Eine der neuen Identitäten nach der Flucht: gefälschter Dienstaussweis
 Quelle: BArch NJ 1571 Bd.1, S.24VS und RS



Abb. 39: Erkennungsdienstliche Fotos nach der Festnahme Herbert Tschäpes Juli 1944
 Quelle: BArch NJ 1571 Bd.1, S.20

stark abgenommen hat. Die Instrumentalisierung und Glorifizierung des Widerstandskämpfers Herbert Tschäpe in der DDR-Zeit führte zu zahlreichen Namensgebungen in der gesamten DDR¹⁹ und damit zu einer überregionalen Bekanntheit.

3. Gedenkort - Mahlow.

Was geschah nach 1945 mit dem Gelände?

Genau ein Jahr nach der Flucht von Herbert Tschäpe, am 22. April 1945, wurde die Gegend um Mahlow-Blankenfelde von der Roten Armee befreit, so auch das Zwangsarbeiter-Krankenhaus. Zunächst verwendete die Rote Armee den Komplex ihrerseits



Abb. 40: Reste einer Bodenplatte des Sanitärtraktes einer Lagerbaracke, stark überwaldet
Foto: Thomas Kersting

als Behelfskrankenhaus. Seit Herbst 1946 diente er als Gewerbegebiet für kleinere und mittlere Produktionsstätten. Bis zum Ende der 1960er Jahre verschwanden die meisten Betriebe wieder, und anschließend verfielen die nicht genutzten Holzbaracken oder wurden abgerissen.

Die Vergangenheit des Ortes als Ausländerkrankenhaus geriet nach 1945 weithin in Vergessenheit oder wurde verdrängt. Es war nur noch als Industriegelände Blankenfelde bekannt. Ab den 1980er Jahren rief sie der Lokalhistoriker Frank Hummeltenberg wieder ins Gedächtnis.²⁰ Es folgten verschiedene lokale Initiativen, Ausstellungsprojekte und eine Beschäftigung mit dem Ort im Rahmen eines archäologischen Seminars an der Humboldt-Universität 2006/07. Im

Jahr 2007 wurde das inzwischen stark überwaldete Gelände als archäologisches Denkmal unter Schutz gestellt. (Abb. 40) Nach einem einjährigen Jugendprojekt²¹ im Jahr 2009 beschloss die Gemeindevertretung Blankenfelde-Mahlow auf dem Areal dauerhaft einen Ort der Information und des Gedenkens einzurichten. Eine Ideenwerkstatt aus interessierten Bürgern der Gemeinde Blankenfelde-Mahlow und kommunalen Vertretern beschäftigt sich seit 2010 mit der Umsetzung dieses Gemeindevertreterbeschlusses. Es wurde ein Konzept erarbeitet, das in Einzelschritten realisiert werden kann. Dieser Aufbau erlaubt es, parallel zur Umsetzung der ersten Komponenten die Forschung



Abb. 41: Informationstafel zu Herbert Tschäpe auf dem Rundweg
Foto: Ulrike Kersting

zu weiteren Themen, etwa zur Bau- und Funktionsgeschichte der Anlage sowie zu den Opferschicksalen, fortsetzen zu können. Das historische Gelände des Ausländerkrankenhauses blieb frei von neuer Bebauung. Damit besitzt der Ort eine Authentizität, welche zahlreiche Anknüpfungspunkte bietet, um seine Funktion als Stätte der Erinnerung weiter auszubauen. Es geht dabei um die Schaffung eines Gedenkortes sowie eines Informations- und Lernortes für heutige und künftige Generationen. Als erster Ausbauschritt des Projektes Gedenkort Mahlow wurde im April 2013 ein Rundweg um das ehemalige Lagergelände eröffnet.²² So kann dem Besucher die Größe des Ortes deutlich gemacht werden. Etwa entlang der ehemaligen Umzäunung hat sich im Laufe der Zeit eine Wegfüh-

19 *Jugendherbergen in Heringsdorf und Haldensleben, Trawler der DDR Fischfangflotte, NVA Kaserne und Bataillon, 10 DM Sonderbeitragsmarke FDJ 1951, 25+10 Briefmarke 1961. Zusammengestellt in: Sammlung Dieter Kürschner/Material zu Herbert Tschäpe, zwei Aktenordner, Archiv der Gedenkstätte Deutscher Widerstand.*

20 *Zuletzt: Frank Hummeltenberg, Gedenken und Erinnern an das Ausländerkrankenhaus in Mahlow-Blankenfelde. Heimatjahrbuch Teltow-Fläming 2012, S. 70-79; umfassendste Darstellung: Bernhard Bremberger, Frank Hummeltenberg, Manfred Stürzbecher, a.a.O., S. 219-284.*

21 *Konfirmandengruppe der evangelischen Kirchengemeinde Mahlow/Glasow, Zeiteinsparungen-Projekt des Landesjugendrings Brandenburg.*

22 *Ulrike Kersting, Axel Drieschner, „Es hat keiner auch nur ein Wort darüber verloren“. Ein historischer Rundweg erinnert an das „Ausländerkrankenhaus Mahlow“ bei Berlin. Gedenkstättenrundbrief 174 (6/2014), Stiftung Topographie des Terrors (Hrsg.), S. 3-10.*

rung gebildet, die heute von Spaziergängern genutzt wird. Neun Schautafeln an diesem Weg informieren mit Zeugenberichten, Dokumenten und Fotos über die Funktion des Ausländerkrankenhauses Mahlow in der NS-Zwangsarbeit im Raum Berlin und über die Schicksale seiner Insassen. Eine Informationstafel ist ganz dem Schicksal Herbert Tschäpes gewidmet. (Abb. 41)

Ausblick

Die über 1 500 verstorbenen Zwangsarbeiter bestattete man auf dem etwa 15 Kilometer von Mahlow entfernten Waldfriedhof der Stadt Berlin in Güterfelde-Stahnsdorf. Die Einzelgrablegen wurden in späteren Jahrzehnten zu einer einheitlichen Rasenfläche umgestaltet (Abb. 42).²³ Jeder einzelne Tote ist mit seinem Namen und weiteren persönlichen Angaben im Sterbebuch der Gemeinde Mahlow eingetragen worden und sein Schicksal ist somit nachvollziehbar.²⁴ Da auf dem Friedhof in Stahnsdorf jetzt ein Obelisk mit einer russischen Gedenkinschrift steht, die Namen dort aber bis heute nicht genannt sind, soll an dem Ort ihres Todes in Mahlow der verstorbenen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter mit der Nennung ihrer Namen gedacht werden. Deshalb sehen die weiteren Komponenten des Konzeptes vor, auf dem ehemaligen Lagergelände das Gedenken an die im Ausländerkrankenhaus verstorbenen Menschen zu ermöglichen. Weiterhin könnte die Kennt-



Abb. 42: Areal der Grabstätten auf dem Wilmersdorfer Waldfriedhof Güterfelde mit Obelisk
Foto: Ulrike Kersting

lichmachung von exemplarischen Bestandteilen der ehemaligen Lagertopographie im Eingangsbereich des Geländes erfolgen. Durch die kürzlich erfolgte Wegnahme eines Teiles der Bewaldung auf dem Areal wäre eine obertägige Sichtbarmachung von Barackenstandorten und alten Wegeführungen gut vorstellbar. Es ist angedacht, die Pflege des Rundweges sowie weitere Maßnahmen auf dem ehemaligen Krankenhausareal mit der Bildungsarbeit zu verknüpfen. Dies soll in Zusammenarbeit mit Schulklassen, Jugendgruppen der Kirchen oder Workcamps erfolgen.²⁵

²³ Eventuell im Zuge der Aufstellung eines Obelisken in den 1960er Jahren. Das Bestattungsbuch der Friedhofsverwaltung enthält die jeweilige Grablage und befindet sich heute bei der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umweltschutz, Abt. Gräberwesen, Berlin.

²⁴ Dies ist die Primärquelle. Die Eintragungen in das Sterbebuch erfolgten am Todestag oder ein bis zwölf Tage danach.

²⁵ Siehe hierzu auch, sowie zu aktuellen Veranstaltungen die homepage www.gedenkort-mahlow.de.

Widerstand von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern

Moderation: Dr. Elke Mocker

Gäste: Dr. Cord Pagenstecher, Thomas Irmer

Werkstattgespräch am 12. Mai 2014

Zwischen 1939 und 1945 waren rund eine halbe Million ZwangsarbeiterInnen in Berlin eingesetzt. Deren widerständiges Verhalten nahm sehr unterschiedliche Formen an. Das Spektrum reicht von organisierten Revolten (meist in großen Betrieben) über Sabotage und Bummelei bis hin zu verschiedenen Formen individueller Auflehnung.

Zwar konnte dieser Widerstand das nationalsozialistische Regime zu keiner Zeit ernsthaft bedrohen, doch auf individueller Ebene war er von hoher Bedeutung: Denn für die Akteure waren auch kleine Akte der Selbstbehauptung eine wichtige Hilfe zum Überleben.

Veranstaltungsbericht

Sonja Miltenberger (Berliner Geschichtswerkstatt e. V.)

Will man den Widerstand der „Sklaven des 20. Jahrhunderts“, wie sich die Zwangsarbeiter/-innen mitunter selbst bezeichneten, erforschen, muss man den Begriff und damit das Verständnis von Widerstand erweitern. Welche Handlungsspielräume und Formen gab es überhaupt? Aus welcher Situation heraus wurde gehandelt?

Dr. Cord Pagenstecher, einer der beiden Referenten des Abends, fasste die Lage der Zwangsarbeiter/-innen im Verhältnis zu widerständigem Verhalten sehr anschaulich zusammen indem er sagte:

Deutsche riskierten ihr Leben, wenn sie Widerstand leisteten. Zwangsarbeiter/-innen hingegen leisteten Widerstand, um zu überleben.

Dazu gehörte neben der klassischen Form der Sabotage in den Einsatzbetrieben auch der Protest gegen mangelnde oder schlechte Nahrungsmittel. Ein Massenphänomen war die Flucht. In den Anfangsjahren wurden noch Heimaturlaube bewilligt, von denen viele Zwangsarbeiter/-innen nicht mehr an ihren Arbeitsplatz zurückkehrten. Aber auch das allgemeine Chaos nach Bombengriffen wurde spontan zur Flucht genutzt. 1942 protestierten 500 bis 600 russische Frauen gegen das schlechte Kantinenessen bei Siemens. Überliefert ist auch, dass am 14. Juli 1943 (dem französischen Nationalfeiertag) französische Zwangsarbeiter die Marseillaise sangen, bevor sie an die Arbeit in der Henschel-Fabrik gingen. Der Widerstand hatte viele Facetten: Vom Handeln, Verweigern bis hin zum Vermeiden. Eine Strategie der Selbstbehauptung war zum Beispiel ein „schönes“ Foto von sich machen zu lassen, das man nach Hause schickte. Es sollte ausdrücken: Es geht mir gut – trotz



Zuhörerinnen und Zuhörer während der Veranstaltung
Foto: Andreas Bräutigam

aller widrigen Umstände lasse ich mich nicht unterkriegen.

Bei all den eingeschränkten Möglichkeiten widerständigen Verhaltens war es erstaunlich, zu erfahren, dass die NS-Behörden große Befürchtungen vor kollektiven Aufständen hatten. Angesichts der ca. 500 000 Zwangsarbeiter/-innen allein in Berlin, wäre dies in der Tat ein kraftvolles Signal gewesen. Aber der Widerstand von Zwangsarbeiter/-innen war eher national motiviert und weniger politisch. Um das zu verstehen, muss man sich die Geschichte der Rekrutierung von Zwangsarbeitern genauer anschauen: Anfangs wurden sie angeworben, später wurden sie auf öffentlichen Straßen und Plätzen einkassiert und nach Deutschland verschleppt. Jede/r hatte ihre/seine eigene Geschichte. Zu Beginn noch mit lukrativen Versprechungen und

regelrechten Arbeitsverträgen mit guter Entlohnung gelockt, später dann unter Druck gesetzt oder einfach auf Lastwagen geladen und nach Deutschland gebracht. Viele waren jung und mitunter das erste Mal von ihren Familien getrennt. Die wenigsten hatten ein ausgeprägtes politisches Bewusstsein. Aus dieser heterogenen Gruppe heraus war organisierter oder politisch motivierter Widerstand kaum zu erwarten. Und dennoch gab es ihn, wie einige der oben genannten Beispiele beweisen.

Der Historiker Thomas Irmer warf im zweiten Teil des Abends einen genaueren Blick auf die AEG-Telefunken-Werke in Berlin. Dieser Betrieb beschäftigte bis zu 25 Tausend Zwangsarbeiter/-innen. Das waren ca. 25 Prozent aller Beschäftigten. Als Beispiel von organisiertem Widerstand erfahren wir von der Arbeit der sogenannten Untergrundpriester, die französische Zwangsarbeiter/-innen mit Lebens-

mittel versorgten und illegale Gottesdienste abhielten. Aber auch die beiden bedeutendsten Berliner Widerstandsgruppen um Herbert Baum und Anton Saefkow, deren Wirkungskreise besonders in der Arbeiterschaft angesiedelt waren, bauten Kontakte zu Zwangsarbeiter/-innen auf und organisierten gemeinsam Protestaktionen.

Im Kontext des allgemeinen und bisher vorherrschenden Widerstandsbegriffs in der Geschichtswissenschaft ist der Widerstand von Zwangsarbeiter/-innen eher als schwach – weil im weitesten Sinne erfolglos – einzustufen. Auf der mikrogeschichtlichen Ebene, das heißt, im alltagsgeschichtlichen, biografischen Kontext, hat dieser Widerstand eine große Bedeutung und sollte sowohl in der Geschichtsforschung als auch in der Gedenkkultur entsprechend gewürdigt werden.



Dr. Cord Pagenstecher
Foto: Andreas Bräutigam



Thomas Irmer
Foto: Andreas Bräutigam

Vorträge

Dr. Cord Pagenstecher

(Historiker. Er ist beim Online-Archiv Zwangsarbeit 1939 – 1945 der FU Berlin tätig. Zuvor war er wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Berliner Koordinationsstelle, also der Berliner Entschädigungsbehörde für Zwangsarbeiter.)

Ausländischer Widerstand in Berlin. Spielräume des Widerstehens von Zwangsarbeitern

Der Vortrag basiert auf einem gleichnamigen Artikel, der in folgender Publikation veröffentlicht wurde: **Der vergessene Widerstand der Arbeiter. Gewerkschafter, Kommunisten, Sozialdemokraten, Trotzkisten, Anarchisten und Zwangsarbeiter**, hg. v. Hans Coppi und Stefan Heinz (Geschichte des Kommunismus und Linkssozialismus, Band XVI), Berlin: Dietz 2012, S. 229 - 247.

Zwischen 1939 und 1945 waren rund eine halbe Million Zwangsarbeiter in Berlin eingesetzt; ihre Zahl stieg nach Kriegsbeginn von 140 000 (1941) über 220 000 (1942) auf mehr als 380 000 (1943). Die Berliner Arbeiterschaft bestand im Zweiten Weltkrieg zu über einem Viertel aus Ausländern. Ein Buch über den Arbeiterwiderstand muss daher auch Widerstand, Protest und Verweigerung von Zwangsarbeitern¹ einbeziehen. Zu diesem Thema bestehen aber noch erhebliche Forschungslücken, so dass hier nur ein Überblick mit einzelnen Beispielen gegeben werden kann.²

Forschungslinien

Die deutsche Widerstandsforschung hat den nicht-deutschen Widerstand in Deutschland weitgehend vernachlässigt.³ Zwangsarbeiter wurden, wenn überhaupt, meist nur als Objekte von Hilfsaktionen lokaler deutscher Widerstandsgruppen erwähnt. Über die Aktivitäten der Ausländer berichten nur

einige ältere, oft persönlich, national oder parteipolitisch gefärbte Publikationen.⁴

Dabei waren es in Ost- und Westdeutschland zunächst vor allem lokale Forschungen zu Widerstand und Verfolgung, die die Öffentlichkeit auf die lange vergessene Geschichte der NS-Zwangsarbeit aufmerksam machten.⁵ Allmählich weitete sich der Blick der Forschung auf die Arbeits- und Lebenswelt der über 12 Millionen Männer, Frauen und Kinder aus allen Ländern Europas, die im Deutschen Reich zugunsten der Kriegswirtschaft und der Versorgung der deutschen Bevölkerung ausgebeutet wurden. Vor allem Alltagshistoriker und Geschichtswerkstätten entdeckten den Kosmos der unzähligen Baracken- und Saallager und nannten die von der Zwangsarbeit profitierenden Unternehmen beim Namen. Mit der Entschädigungsdebatte Ende der 1990er Jahre griffen auch Stadtarchive, Heimatmuseen und Universitäten das lange vernachlässigte Thema auf. Die vor allem lokalhistorisch

¹ Zur Abkürzung wird hier die männliche Form gebraucht, auch wenn Menschen beiderlei Geschlechts gemeint sind.

² Für einen Überblick vgl. Ulrich Herbert, Von der „Arbeitsbummelei“ zum „Bandenkampf“. Opposition und Widerstand der ausländischen Zwangsarbeiter in Deutschland 1939-1945, in: Großbritannien und der deutsche Widerstand 1933-1944, hrsg. von Klaus-Jürgen Müller und David N. Dilks, Paderborn u. a. 1994, S. 245-260. Dieser Artikel beschränkt sich auf ausländische Zwangsarbeiter; ausgeklammert bleiben Aktivitäten von und für Berliner jüdische Zwangsarbeiter. Dazu z. B. Beate Kosmala und Claudia Schoppmann, Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945, Berlin 2002; Wolf Gruner, Widerstand in der Rosenstraße. Die Fabrik-Aktion und die Verfolgung der „Mischehen“ 1943, Frankfurt/Main 2005.

³ Vgl. Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur, hrsg. von Peter Steinbach und Johannes Tuchel, Bonn und Berlin 2004, S. 396-413; vgl. auch die Bibliografie zur Geschichte des deutschen Widerstands gegen die NS-Diktatur 1938-1945, zusammengestellt von Karl-Heinz Roth, <http://www.stiftung-sozialgeschichte.de/index.php?selection=63> (Abruf am 23.04.2010).

⁴ Vgl. Joseph A. Brodski, Im Kampf gegen den Faschismus. Sowjetische Widerstandskämpfer in Hitlerdeutschland 1941-1945, Berlin 1975; Eva Seeber, Zwangsarbeiter in der faschistischen Kriegswirtschaft. Die Deportation und Ausbeutung polnischer Bürger unter besonderer Berücksichtigung der Lage der Arbeiter aus dem sogenannten Generalgouvernement (1939-1945), Berlin 1964, S. 206-254; Jacques Evrard, La déportation des travailleurs français dans le IIIe Reich, Paris 1972, S. 351-383.

⁵ Gerade antifaschistische Initiativen und Gedenkstätten am Ort von früheren Gestapo-Haftstätten – etwa in Dortmund und Köln – initiierten Forschungs-, Begegnungs- und Ausstellungsprojekte zur NS-Zwangsarbeit. Vgl. Cord Pagenstecher, Orte des Gedenkens – Die nationalsozialistische Zwangsarbeit im deutschen Geschichtsbild, in: Rüstung, Kriegswirtschaft und Zwangsarbeit im „Dritten Reich“, im Auftrag von MTU Aero Engines und BMW Group, hrsg. von Andreas Heusler, Mark Spoerer, Helmuth Trischler, München 2010, S. 295-314.

ausgerichtete Forschung ist mittlerweile sehr umfangreich.⁶ Zu Berlin liegen viele Einzelstudien vor, aber noch keine Gesamtdarstellung.⁷

Dabei spielte das anfangs inspirierende Thema Widerstand aber keine große Rolle mehr. Das lag zum Teil an der nachlassenden Konjunktur der Widerstandsforschung, die ja stets mehr noch als andere historische Forschung unter geschichtspolitischen Einflüssen steht. Die Erinnerungsarbeit zielt nun darauf, neben den – früher manchmal allzu sehr hervorgehobenen – aktiven Kämpfern gegen den Faschismus auch die Opfer zu ehren, also die Millionen von Menschen, die nicht wegen ihrer Einstellung oder ihres Handelns, sondern nur wegen ihrer Nationalität oder angeblichen Rasse verfolgt oder ermordet wurden. Zu einer Würdigung dieser NS-Opfer gehört es aber auch, sie nicht nur als passive Opfer, sondern zugleich als Akteure ihrer Geschichte zu sehen und nach ihren Selbstbehauptungs-Strategien zu fragen.

Zeitzeugen-Erinnerungen wurden in der Erforschung der Zwangsarbeit zu einer zentralen Quelle.⁸ Die Widerstandsforschung stützt sich dagegen vielfach auf NS-Ermittlungsakten, die naturgemäß über Aktivitäten berichten, die von der Gestapo entdeckt und verfolgt werden konnten. Erinnerungsberichte von Zwangsarbeitern können unser Bild des Widerstands daher erweitern. Von den wenigen im Widerstand Aktiven, welche die NS-Repression überlebt haben, sind freilich nicht alle zu Interviews – noch dazu mit Deutschen – bereit oder in der Lage. Auch wichtige Aktenbestände sind noch kaum genutzt. Ein Schülerprojekt des Paul-Singer-Vereins hat in einer Ausstellung 2006 an rund 150 in Berlin hingerichtete französische Zwangsarbeiter erinnert; Quellengrundlage waren u. a. die bislang noch wenig recherchierten Akten des Sondergerichts im Berliner Landesarchiv.⁹ Ihre

systematische Auswertung würde die Forschung zum Berliner Arbeiterwiderstand wesentlich voranbringen. Dringend geboten ist jedenfalls eine Internationalisierung der Widerstandsforschung. Dazu gehört auch die Nutzung der unterschiedlichsten Archive Europas, beispielsweise der Erinnerungsberichte im polnischen Westinstitut oder der allerdings schwer zugänglichen Filtrierakten in Archiven der ehemaligen Sowjetunion.

Gleichzeitig zur Entwicklung der Zwangsarbeiterforschung wurde der politisch-weltanschauliche Widerstandsbegriff in der Forschung erweitert um Dimensionen individuellen Alltagshandelns wie „Resistenz“, „Protest“, „Verweigerung“ oder „Eigensinn“.¹⁰ Während sich der politische Widerstand nach der gewaltsamen Etablierung der NS-Diktatur auf kleine Gruppen beschränkte, war die individuelle Verweigerung etwa gegenüber den nationalsozialistischen Arbeitsprogrammen weit verbreitet.¹¹

Ob und wie weit solche unterschiedlichen Abstufungen oppositionellen oder unangepassten Verhaltens als Widerstand zu bewerten sind, ist in Bezug auf die deutsche Gesellschaft breit diskutiert worden. Auch wenn es wichtig ist, über militärische oder parteipolitische Organisationen hinaus auch auf die alltägliche Unangepasstheit zu blicken, so kann doch nicht jeder Schwarzschlachter als Widerstandskämpfer gelten. Unterschiede bestehen im Grad der politischen oder weltanschaulichen Bewusstheit, der eigenen Aktivität (Handeln, Verweigern oder Vermeiden), der Kollektivität (individuell oder gemeinsam) und der Organisiertheit (spontan, verabredet oder mit festen Strukturen).

Handlungsspielräume

Wie sehen diese Unterscheidungen aber beim Zwangsarbeiter-Widerstand aus? Angesichts der sozial sehr

6 Als Standardwerke gelten Mark Spoerer, *Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1939-1945*, Stuttgart, München 2001, Ulrich Herbert, *Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches*, Berlin und Bonn 1986. Vgl. die Bibliografie des Bundesarchivs unter www.zwangsarbeit.eu.

7 Vgl. *Zwangsarbeit während der NS-Zeit in Berlin und Brandenburg. Formen, Funktion und Rezeption*, hrsg. von Winfried Meyer und Klaus Neitmann, Potsdam 2001; *Zwangsarbeit in Berlin 1938-1945*, hrsg. vom Arbeitskreis Berliner Regionalmuseen, Berlin 2003; Cord Pagenstecher, Bernhard Bremberger und Gisela Wenzel, *Zwangsarbeit in Berlin. Archivrecherchen, Nachweissuche und Entschädigung*, Berlin 2008.

8 Nur zwei Beispiele: *Zwangsarbeit 1940-1945. Erinnerungsberichte aus Polen, Weißrußland und der Ukraine*, hrsg. von der Berliner Geschichtswerkstatt, Erfurt 2000; Online-Archiv „Zwangsarbeit 1939-1945. Erinnerungen und Geschichte“, www.zwangsarbeit-archiv.de; *Sklaven Hitlers. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich*, hrsg. von Alexander von Plato, Almut Leh und Christoph Thonfeld, Wien 2008.

9 Als Standardwerke gelten Mark Spoerer, *Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1939-1945*, Stuttgart, München 2001, Ulrich Herbert, *Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches*, Berlin und Bonn 1986. Vgl. die Bibliografie des Bundesarchivs unter www.zwangsarbeit.eu.

10 Vgl. *Zwangsarbeit während der NS-Zeit in Berlin und Brandenburg. Formen, Funktion und Rezeption*, hrsg. von Winfried Meyer und Klaus Neitmann, Potsdam 2001; *Zwangsarbeit in Berlin 1938-1945*, hrsg. vom Arbeitskreis Berliner Regionalmuseen, Berlin 2003; Cord Pagenstecher, Bernhard Bremberger und Gisela Wenzel, *Zwangsarbeit in Berlin. Archivrecherchen, Nachweissuche und Entschädigung*, Berlin 2008.

11 Nur zwei Beispiele: *Zwangsarbeit 1940-1945. Erinnerungsberichte aus Polen, Weißrußland und der Ukraine*, hrsg. von der Berliner Geschichtswerkstatt, Erfurt 2000; Online-Archiv „Zwangsarbeit 1939-1945. Erinnerungen und Geschichte“, www.zwangsarbeit-archiv.de; *Sklaven Hitlers. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich*, hrsg. von Alexander von Plato, Almut Leh und Christoph Thonfeld, Wien 2008.

unterschiedlichen Herkunft der als Zwangsarbeiter eingesetzten Bauern, Ingenieure oder Schüler handelte es sich nicht unbedingt um Arbeiterwiderstand, wenn man diesen sozialgeschichtlich im engeren Sinn als Widerstand aus dem proletarischen Milieu definiert. Die großen Barackenlager Berlins, in denen die meisten Ausländer unter oft unmenschlichen Bedingungen leben mussten, schufen allerdings ein spezifisches Zwangsarbeitermilieu, das trotz interner Konflikte und Denunziationen das Entstehen einer Solidarität jedenfalls ermöglichte.¹² Der Widerstand der Zwangsarbeiter war – wie der europäische Widerstand überhaupt – vielfach eher national als antifaschistisch motiviert. Auch wenn viele Ausländer sehr wohl zwischen Deutschen und überzeugten Nationalsozialisten differenzierten, erlebten sie im Alltag doch häufig nicht den Faschismus, sondern die ganz überwiegende Mehrheit der deutschen Bevölkerung als Feinde.

Ein aus seinem Heimatland verschleppter Zwangsarbeiter war ohne eigenes Zutun Opfer einer kollektiven Verfolgung. Er hatte ungleich weniger Spielraum für oppositionelle Aktivitäten als deutsche Widerständler, konnte aber anders als diese auch nicht einfach nach Hause gehen. Zugespitzt könnte man sagen: Deutsche riskierten ihr Leben, wenn sie Widerstand leisteten; Ausländer mussten widerstehen, um zu überleben. Widerstand von Zwangsarbeitern war tatsächlich „Widerstand von unten“.

Dabei unterschieden sich die Handlungsspielräume für Selbstbehauptung und Widerstand zwischen verschiedenen Zwangsarbeiter-Gruppen erheblich. Zivilarbeitskräfte konnten sich autonomer bewegen als Kriegsgefangene oder gar KZ-Häftlinge, westeuropäische Facharbeiter mehr als die besonders diskriminierten Menschen slawischer Herkunft. Auf dem Land eingesetzte Zwangsarbeiter konnten sich schlechter organisieren als in der Stadt. Auch zeitlich muss differenziert werden: Widerstand wurde im

Kriegsverlauf hoffnungsreicher, angesichts der zunehmenden Brutalisierung des NS-Regimes aber auch immer riskanter.

1945 machten die zurückgekehrten Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in ihren Herkunftsländern mit deren höchst unterschiedlichen Erinnerungskulturen eine gemeinsame Erfahrung: Im Vergleich mit dem militärischen Widerstand der Partisanen, der Resistenza, des Maquis galten sie bestenfalls als unpolitische Opfer und wurden nicht selten der Kollaboration beschuldigt. Sie versuchten, sich in die nationale Widerstandserzählung einzureihen – der Verband der früheren STO in Frankreich kämpfte jahrelang um die Anerkennung als Deportierte¹³ – oder sie schwiegen verbittert. Individuelle Strategien der Selbstbehauptung hatten in diesen Deutungskonflikten kaum Raum.

Deutscher Widerstand und Zwangsarbeit

Die Widerstandsforschung nennt viele Beispiele für die internationalistische Solidarität deutscher Widerstandsgruppen in Berlin: Die von der Gestapo „Rote Kapelle“ genannte Widerstandsgruppe und die Saefkow-Jacob-Baestlein-Organisation unterstützten in Berlin eingesetzte Zwangsarbeiter ebenso wie die Gruppe Mannhart bei Borsig oder die Gruppe 100,05 in Spandau.¹⁴ John Sieg, der frühere Redakteur der „Roten Fahne“, verbreitete seit Ende 1941 regelmäßig die vervielfältigte Druckschrift „Die innere Front“, die sich mit fremdsprachigen Texten auch an Zwangsarbeiter wendete.¹⁵ Viele deutsche Kommunisten sahen besonders in den Sowjetbürgern ihre Verbündeten.¹⁶ Paul Hirschs Mariendorfer Widerstandsgruppe, die Verbindungen zu Mitstreitern von Franz Jacob und Anton Saefkow hatten, versuchte, französische Zwangsarbeiter der Askania-Werke anzusprechen; dabei hatte sie schon das Schicksal Deutschlands nach der Niederlage im Blick.¹⁷ In

12 Eine Übersicht der großen Lager bei Cord Pagenstecher, *Lagerlisten und Erinnerungsberichte. Neue Quellen zur Topografie und ärztlichen Betreuung der Berliner Zwangsarbeiterlager*, in: *Medizin und Zwangsarbeit im Nationalsozialismus. Einsatz und Behandlung von „Ausländern“ im Gesundheitswesen*, hrsg. von Andreas Frewer und Günther Siedbürger, Frankfurt/Main und New York: Campus 2004, S. 91-107. Als belletristische Schilderung dieses Milieus: François Cavanna, *Das Lied der Baba*, Berlin 1988.

13 Vgl. Raphael Spina, *Hüterin der Erinnerung an die Zwangsarbeit in Deutschland*. Die „Fédération Nationale des Déportés du Travail“ seit 1945, in: *Rüstung, Kriegswirtschaft und Zwangsarbeit im „Dritten Reich“*, im Auftrag von MTU Aero Engines und BMW Group, hrsg. von Andreas Heusler, Mark Spoerer, Helmuth Trischler, München 2010, S. 315-344.

14 Vgl. Hans-Rainer Sandvoß, *Die „andere“ Reichshauptstadt. Widerstand aus der Arbeiterbewegung in Berlin von 1933 bis 1945*, Berlin 2007, insb. S. 258 ff., S. 264 ff.; Brodski, *Im Kampf*, S. 186 ff.; Jürgen Danyel, *Die Rote Kapelle*, in: *Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur*, hrsg. von Peter Steinbach und Johannes Tuchel, Bonn und Berlin 2004, S. 396-413; Bärbel Schindler-Saefkow, Annette Neumann, Susanne Reves, *„Weg mit Hitler – Schluß mit dem Krieg!“ Berliner Arbeiterwiderstand 1942-1945. Die Saefkow-Jacob-Baestlein-Organisation*. Katalog zur Ausstellung, Berlin 2009, u. a. S. 26.

15 Vgl. Stefan Grabowski und Valentin Tomin, *Die Helden der Berliner Illegalität. Reportage über den gemeinsamen Kampf deutscher und sowjetischer Antifaschisten*, Berlin 1967, S. 42 ff.; vgl. auch John Sieg, *Einer von Millionen spricht. Skizzen, Erzählungen, Reportagen, Flugschriften*, Berlin 1989; Alfred Gottwaldt: *Eisenbahner gegen Hitler. Widerstand und Verfolgung bei der Reichsbahn 1933-1945*, Wiesbaden 2009.

16 Vgl. Natascha und Marja, <http://www.bundesarchiv.de/zwangsarbeit/dokumente/texte/00369/index.html> (Abruf am 23.04.2010).

17 „Soll nach dem Sturz Hitlers, den wir alle wünschen, das deutsche Volk aufs Schwerste bestraft werden? [...] Habt Ihr nicht Beweise der Sympathie, der guten Kameradschaft und der Freundschaft erlebt?“, zitiert nach: Schindler-Saefkow, S. 25. Vgl. auch Ursel Hochmuth, *Illegale KPD und Bewegung „Freies Deutschland“ in Berlin und Brandenburg 1942-1945. Biografien und Zeugnisse aus der Widerstandsorganisation um Saefkow, Jacob und Bästlein* [= Schriftenreihe der Gedenkstätte Deutscher Widerstand], Berlin 1998.

seltenen Fällen, so im Autoreparaturbetrieb Bittrich in der Rungestraße, half auch die Firmenleitung den Zwangsarbeitern.¹⁸ Weitere Beispiele ließen sich nennen.

In den Erinnerungen ehemaliger Zwangsarbeiter finden sich dagegen nur wenige Hinweise auf den deutschen Widerstand. Schon wegen der Sprachschwierigkeiten konnten die Ausländer meist wenig über die politische Einstellung der Deutschen erfahren. Aufmerksam registrierten sie aber Anzeichen von Solidarität. Jerzy Bukowiecki aus Polen etwa erinnerte sich 1998: „Es arbeitete dort auch ein alter Mann [...]. Dieser sehr sympathische alte Mann fing jede Unterredung mit ‚Hitler kaputt‘ an. Er hasste, nicht weniger als wir, Hitler und alle Nazileute. Sein Gruß war: ‚Hitler kaputt‘. Allen Ausländern war er sehr sympathisch.“¹⁹ Viele Zeitzeugen berichten von konkreten Hilfsleistungen wie dem Zustecken von Nahrungsmitteln. Dieses zwischenmenschliche Mitgefühl war von großer Bedeutung für das Überleben der Ausländer, aber auch für die moralische Integrität der Helfenden. Manchmal entsprang diese individuelle Hilfe der internationalistischen Gesinnung und der Solidarität der mittlerweile unterdrückten Arbeiterkultur. Selten aber erreichte sie die kollektive Form eines organisierten Widerstands.

Wegen der von der NS-Sondergesetzgebung vorgegebenen Abschottung der „Fremdvölkischen“ blieben gemeinsame Aktionen von Deutschen und Ausländern – trotz vieler Berührungspunkte am Arbeitsplatz und im Wohnumfeld – voneinander isoliert. Schon die Kontaktaufnahme war gefährlich.²⁰ Viele Hindernisse erschwerten die Kooperation, von der Sprachbarriere bis zum beiderseits vorhandenen Misstrauen zwischen Deutschen und Fremden. So stießen die Gespräche des Romanisten Werner Krauss mit französischen Zwangsarbeitern auf zurückhaltende Reaktionen.²¹ Eine konkrete Zusammenarbeit auf gleicher Augenhöhe blieb die Ausnahme: Bei Georg Groscurths und Robert Havemanns „Europäischer Union“²² etwa engagierten sich die als Zwangsarbeiterin nach Wildau, später nach Oranienburg verschleppte ukrainische Ärztin Galina Romanowa und die bei der Elektrofirma Lorenz in Berlin-Tempelhof zwangseingesetzten Konsantin Zadkevicz und Wladimir Boisselier.²³

Die bislang genannten Widerstandsgruppen waren in der Regel sehr kleine Gruppen. Sie sind der Forschung meist aus Prozessakten als Quelle bekannt, das heißt diese Widerstandsversuche endeten fast immer mit der Hinrichtung der Akteure. Trotz dieser Ausnahmen war aktive Solidarität mit den „Fremdvölkischen“ in der Berliner Kriegsgesellschaft ebenso selten wie aktiver Widerstand. Die allgegenwärtige und überall sichtbare Ausbeutung und Diskriminierung der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter wurde von der Berliner Bevölkerung weithin hingenommen oder – wie die hohe Zahl von Denunziationen bei der Gestapo zeigt – gar begrüßt und unterstützt. Auch die deutschen Arbeiter profitierten schließlich vom massenhaften Einsatz von Zwangsarbeitern. Zwar trug er dazu bei, dass auch immer mehr Facharbeitern die Einberufung an die Front drohte, da Ausländer ihre Arbeit übernahmen. Andererseits erlaubte die Zwangsarbeit einfachen Arbeitern objektiv einen sozialen Aufstieg, etwa durch Aufrücken in Vorarbeiterstellen, und bewahrte viele, vor allem allerdings bürgerliche, Frauen vor einer Dienstverpflichtung in die Rüstungsindustrie.

Arbeitseinsatz und Aufstandsszenarien

Von Beginn des Ausländereinsatzes an befürchteten die deutschen Sicherheitsorgane Aufstände unter den auf Bestreben der Wirtschaft massenhaft ins Reich geholten, feindlich eingestellten Ausländern. Gerade im „roten Berlin“ wurden auch Solidarisationen der klassenbewussten deutschen Arbeiterschaft befürchtet. Polen- und Ostarbeitererlasse dienten nicht nur der rassischen, sondern auch der sicherheitspolizeilichen Überwachung der Fremden. Zahlreiche Erlasse und Gestapo-Verordnungen sind mit Aufstandsgefahren begründet; viele Dokumente zeigen, dass auch lokale Gestapo-Stellen diese Befürchtungen hatten.

So regelte im Oktober 1942 ein geheimer Alarmplan der Berliner Schutzpolizei den Einsatz von SA-Männern als Hilfspolizisten bei Polizeirevieren, „in deren Bereich sich Lager mit über 200 russischen, polnischen oder tschechischen Arbeitern befinden.“²⁴ Nach den ersten deutschen Niederlagen häuften sich die Gerüchte über geplante Racheaktionen der Ostar-

18 Vgl. Grabowski und Tomin, S. 35 ff.

19 Archiv Berliner Geschichtswerkstatt, Bericht Jerzy Bukowiecki, *zwa.br.pl* 599.

20 Zur Bestrafung des „verbotenen Umgangs“: Herbert, S. 123.

21 Vgl. Peter Jehle, *Ein Romanist im Widerstand*, Berlin 2004.

22 Vgl. Bernd Florath: *Die Europäische Union*, in: *Der vergessene Widerstand. Zu Realgeschichte und Wahrnehmung des Kampfes gegen die NS-Diktatur, Dachauer Symposien zu Zeitgeschichte*, hrsg. von Johannes Tuchel, Göttingen 2005, S. 114–139.

23 Vgl. Sandvoß, S. 245 ff., 258 f., 264 f.; Brodski, *Im Kampf*, S. 194 ff.; Urteil gegen Galina Romanowa u. a., 27.04.1944: http://www.gedenkstaette-ploetzensee.de/zoom/05_1_dt.html (Abruf am 04.05.2010).

24 Landesarchiv Berlin [künftig zitiert: LA Berlin], A Rep 080, Nr. SU 1866, *Reichsbahn-Gemeinschaftslager Wuhlheide*.

beiter. Das Regime registrierte missmutig die „schadenfrohe, siegesbewusste und zum Teil sogar aufsässige Haltung, welche von einer Reihe von Ausländern, vor allem von Ostarbeitern, seit Stalingrad an den Tag gelegt werden“²⁵. Besonders für den Tag der alliierten Invasion im Westen rechnete die Gestapo mit einem Zwangsarbeiter-Aufstand; in Planspielen wurde die Beschießung aufständischer Ausländerlager vorgesehen. Auch die Stauffenberg-Gruppe nutzte das in der „Operation Walküre“ beschriebene Szenario eines Zwangsarbeiteraufstands in Berlin als Vorwand für die Umsturzpläne des 20. Juli 1944.²⁶

Zu einem tatsächlichen Zwangsarbeiter-Aufstand kam es aber weder in Berlin noch in anderen deutschen Städten. Verzweifelte Revolten wie in den Ghettos Warschau und Białystok oder den Vernichtungslagern Treblinka und Sobibór sind aus den Lagern im Berliner Raum nicht bekannt. Hier drohte die Vernichtung nicht unmittelbar; die Insassen hätten mit solch gewagten Aktionen viel riskiert.

Streiks und Revolten

In den zehntausenden von Zwangsarbeiterlagern im Reich blieb es relativ ruhig. Zu mächtig und fest gefügt erschien die deutsche Herrschaft, als dass ein kollektives Aufbegehren den über das Reich verteilten Ausländern Erfolg versprechend erschien. Seit 1942 stieß die Gestapo zwar vielerorts auf antifaschistische Handzettel oder Wandinschriften, die aber meist das Ergebnis von Einzelaktionen blieben.²⁷ Erst ab Frühjahr 1944 traten erste Widerstandsgruppen in den Zwangsarbeiterlagern in Erscheinung; die deutschen Niederlagen eröffneten erst jetzt realistische Hoffnungen auf eine Befreiung. Allein von März bis September 1944 berichtete die Gestapo über organisierte Widerstandsgruppen von Zivilarbeitern und Kriegsgefangenen in mindestens 38 Städten, mit insgesamt mindestens 2.700 Beteiligten oder Festgenommenen.²⁸ Ausgedehnte Netzwerke gab es etwa in den Räumen Hannover und Leipzig.²⁹

Von den Alliierten war wenig Hilfe zu erwarten: Der amerikanische Oberkommandierende Eisenhower rief die Zwangsarbeiter September 1944 dazu auf, Ruhe zu bewahren und den Vormarsch der Alliierten abzuwarten; die Warschauer Aufständischen

wurden von der an der Weichsel stehenden Sowjetarmee nicht unterstützt. Zu einem von Zwangsarbeitern getragenen Aufstand kam es jedenfalls nirgends.

Weit verbreitet und – im Vergleich zum intensiv erforschten deutschen Widerstand noch kaum untersucht – waren dagegen widerständige Handlungen unterschiedlichster Art, von Sabotageaktionen und Fluchtversuche bis hin zu individuellen Akten der Selbstbehauptung wie langsamem Arbeiten, dem Verstecken vorgeschriebener Abzeichen, dem Stehlen von Feldfrüchten oder einem illegalen Kinobesuch.



Tschechische Zwangsarbeiter beschriften eine Tafel mit dem Titel *Otroci XX. století, Berlin 43* (Skaven des 20. Jahrhunderts, Berlin 43) Quelle: Privatfoto tschechischer Zwangsarbeiter im Ambi Budd-Lager in Johannisthal (Archiv Berliner Geschichtswerkstatt)

In Konzentrationslagern, Kriegsgefangenenlagern und Zivilarbeiterlagern herrschten sehr unterschiedliche Bedingungen für kollektive Widerstandsaktionen. Die militärisch organisierten Kriegsgefangenen galten den NS-Behörden als besonders gefährlich. Die hauptsächlich aus sowjetischen Zwangsarbeitern bestehende „Brüderliche Zusammenarbeit der Kriegsgefangenen“ (BSW) war die wohl größte ausländische Widerstandsgruppe überhaupt. Die in München entstandene und auch in Baden sehr aktive Gruppe hatte offenbar keine nennenswerten Verbindungen nach Berlin.³⁰ Über Widerstandsaktivitäten im – generell vollkommen unerforschten – Berliner Kriegsgefangenenlager (Stalag III D) ist allerdings nichts bekannt. Im Som-

25 *Mitteilungen aus dem Reich*, 01.03.1943, zitiert nach Herbert, S. 323

26 Vgl. Herbert, S. 314; Gerd Ueberschär, *Der militärische Umsturzplan „Walküre“*, in: *Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur*, hrsg. von Peter Steinbach und Johannes Tuchel, Bonn und Berlin 2004, S. 489-504.

27 Vgl. Beispiele bei Brodski, *Im Kampf*, S. 117 ff.

28 Vgl. Herbert, S. 320 f.

29 Vgl. Brodski, *Im Kampf*, S. 166 ff., 202 ff.

30 Vgl. *ebd.*, S. 215 ff. Zwischen Februar und Mai 1944 deckte die Gestapo die in München entstandene BSW auf; die meisten der insgesamt rund 400 Festgenommenen wurden im KZ Dachau ermordet. Vgl. Herbert 1986, S. 316-318; vgl. auch Joseph A. Brodski, *Gegen das Vergessen. Aus dem Widerstand sowjetischer Kriegsgefangener in deutschen Lagern*, in: *Dachauer Hefte*, 7 (1991), S. 13-23, 14.

mer 1944 sollen Kampfgruppen von geflüchteten Sowjetbürgern Anschläge auf aktive Nazis in Berlin verübt haben.³¹

Die zahlenmäßig größte Verweigerungsaktion fand in den quer über Berlin verteilten Arbeitskommandos des Stalag III D statt: Wie in den anderen Stalags lehnte es die überwiegende Mehrheit der rund 30 000 in Berlin eingesetzten Italienischen Militärinternierten (IMI) trotz wiederholter Pressionen ab, mit den Deutschen und ihrer italienischen Marionettenregierung von Salò zusammen zu arbeiten. Nicht nur im Arbeitskommando Wittenau wurden Italiener misshandelt, um sie zum Unterschreiben der Übertrittserklärung zu zwingen.³² Die Gefangenen verweigerten die Zusammenarbeit aus einer allgemeinen Kriegsmüdigkeit heraus. Neben der Skepsis gegenüber dem deutschen Heimkehr-Versprechen trat die Angst, als Soldat an die Ostfront geschickt zu werden. Dass die italienische Nachkriegsgesellschaft das „Nein“ der IMI, diese mit eineinhalb Jahren Lageraufenthalt unter schlimmsten Lebensbedingungen erkaufte Weigerung nie würdigte, hat die nach 1945 zurückgekehrten Militärinternierten schwer enttäuscht.

Auch in den rund 3 000 größeren und kleineren Zwangsarbeiterlagern Berlins blieben organisierte Revolten aus. Auf Betriebsebene gab es durchaus kollektive Protestaktionen, die sich meist auf eine konkrete Verbesserung der eigenen Lebenssituation richteten. So kam es bei Siemens in Berlin zu Beginn des Ostarbeitereinsatzes Anfang 1942 zu einem kollektiven Protest russischer Frauen gegen das Kantinenessen. Wie auf einer Tagung von Betriebsobmännern der Deutschen Arbeitsfront (DAF) berichtet wurde, hatten „500-600 Frauen vor der Kantine unter ungeheurem Lärm demonstriert und sofortige Absetzung des gesamten Kantinenpersonals verlangt. Nur mit polizeilicher Hilfe konnte dieser Vorfall in Ordnung gebracht werden, d. h. durch Festnahme der Rädelführerinnen.“³³ Die DAF-Verantwortlichen merkten an, dass die generell arbeitswilligen Ostarbeiterinnen wenn überhaupt, dann nur über die Verpflegung

klagen würden. Nur bei den Männern bilde sich „wegen Wühlarbeit einer Minderheit“ eine gewisse Arbeitsunlust. Auch bei anderen Nationalitäten war die mangelhafte Ernährung der wichtigste Anlass für kollektiven Protest.³⁴

Eine politische Demonstration wurde im Henschel-Lager in Johannisthal aus Anlass des französischen Nationalfeiertags veranstaltet: Am 14. Juli 1943 hissten die Franzosen unmittelbar vor dem Morgenappell die französische Flagge und sangen die Marseillaise, ehe sie zur Arbeit gingen.³⁵ Neben dem mit solchen Kundgebungen bekräftigtem Nationalbewusstsein spielte auch die Religion eine wichtige Rolle für die Selbstbehauptung der in die Fremde Verschleppten. Unter belgischen Zwangsarbeitern etwa hatte die katholische Christliche Arbeiterjugend (KAJ) allein in Berlin 235 Mitglieder. Die KAJ entfaltete neben seelsorgerlichen Aktivitäten und heimlichen Treffen eine umfangreiche Korrespondenz zwischen verschiedenen Lagern, dem Heimatland und der Exilregierung, ohne offen Widerstand zu proklamieren.³⁶

In den Konzentrationslagern gab es die geringsten Spielräume. In den Stammlagern beschränkte sich der Widerstand zwangsläufig auf Hilfsaktionen im Krankenrevier und bei der Zusammenstellung von Transportlisten sowie auf die Dokumentation von Verbrechen. Über die Berliner Außenlager ist in dieser Hinsicht noch wenig bekannt. Jedoch sind in Schöneweide, Lichterfelde und Hennigsdorf Fluchtfälle dokumentiert, die ohne solidarische Hilfe nicht möglich gewesen wären. 1944 kam es im KZ-Außenlager Pertrix in Berlin-Schöneweide zu einem Streik gegen die Anordnung von Sonderschichten, der durch Prügelstrafen und Rücksendung der Akteurinnen ins Stammlager Ravensbrück unterdrückt wurde.³⁷ Im Außenlager Bernau soll zeitweise eine kommunistische Gruppe existiert haben.³⁸

Flucht und „Arbeitsvertragsbruch“

Die individuelle Flucht beschäftigte die nationalsozialistischen Behörden schon bald nach dem Beginn

31 Vgl. Brodski, *Im Kampf*, S. 192 f. 32 Vgl. Gerhard Schreiber, *Die italienischen Militärinternierten im deutschen Machtbereich 1943-1945: Verraten – verachtet – vergessen*, München, Wien 1990, S. 429.

33 Bericht des DAF-Betriebsobmanns Müller von einer Tagung bei der Kreisverwaltung Nauen der DAF, o. D. (ca. April 1942) über Erfahrungen mit Ostarbeitern, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Pr. Br. Rep. 75 Bastfaser GmbH Fehrbellin, Nr. 209.

34 Evrard, S. 336, erwähnt einen Streik der Franzosen wegen des schlechten Essens bei Schwartzkopff in Wildau.

35 Vgl. Evrard, S. 338 ff.

36 Vgl. Coine Eugeen, *Omtrent mijn reis naar Magdeburg*, <http://www.getuigen.be/Getuigenis/Coine-Eugeen> (Abruf am 28.01.2009); Selleslagh, F., *De klandestiene K.A.J. in Duitsland (1942-1944), Bijdragen tot de geschiedenis van de Tweede Wereldoorlog*, nr. 2, Oktober 1972, S. 87-114, <http://www.npdac.be/Selleslagh-Frans> (Abruf am 28.01.2009).

37 So Zeugenaussagen bei Nachkriegsermittlungen: Bundesarchiv (Ludwigsburg), ZStL IV 406 AR 1886/68. Vgl. Gabriele Layer-Jung, Cord Pagenstecher, *Berlin-Schöneweide*, in: *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Band 3: Sachsenhausen, Buchenwald*, hrsg. von Wolfgang Benz und Barbara Distel, Redaktion Angelika Königseder, München 2006, S. 120-123.

38 Andreas Weigelt, *Bernau*, in: *Der Ort des Terrors*, S. 133.

des Arbeitseinsatzes. Im April 1941 klagte der Sicherheitsdienst „über die beinahe tägliche Erscheinung, dass ausländische Arbeitskräfte ihre Arbeitsplätze verlassen und flüchtig werden.“³⁹ Von 73 000 Verhaftungen wegen „Arbeitsniederlegung“ im Jahr 1941 betrafen 56 000 Fälle Ausländer.⁴⁰ Allerdings befanden sich darunter höchst unterschiedliche Fallkonstellationen, die in den Akten als „Arbeitsvertragsbruch“, „unentschuldigtes Fehlen“ oder „Bummelei“ bezeichnet wurden. Auch aus den strenger bewachten Kriegsgefangenenlagern flohen außerordentlich viele Soldaten und Offiziere aller Nationalitäten.⁴¹

Seit der Intensivierung des Kriegs und der großflächigen Bombardierung der Städte wurde die Flucht von Zwangsarbeitern ein echtes Massenphänomen. Von den reichsweit 388 000 Verhaftungen, die die Gestapo in den ersten 9 Monaten des Jahres 1943 aus politischen Gründen vornahm, betrafen 260 000 das Delikt „Arbeitsvertragsbruch von Ausländern“.⁴² Die Verfolgung von Zwangsarbeiter-Fluchten stellte damit das Haupttätigkeitsgebiet der Gestapo dar.

Die lokalen Gestapostellen reagierten in erster Linie auf Anzeigen der Betriebe. Sie nutzten für die Verfolgung geflüchteter Zwangsarbeiter das gestaffelte Fahndungsnetz der Ordnungspolizei und anderer Behörden ebenso wie die Denunziationsbereitschaft der Bevölkerung. In Berlin wurden im Juni 1943 bei einer der regelmäßig durchgeführten Bahnfahndungen 1081 Personen festgenommen, darunter 920 „vertragsbrüchige“ Ausländer.⁴³ Den Verhafteten drohten verschiedenste Repressalien – von der simplen Verwarnung bis zur Einweisung in eines der Arbeitserziehungslager Wuhlheide, Großbeeren oder – für Frauen – Fehrbellin.⁴⁴ Französische und niederländische Zwangsarbeiter kehrten häufig aus dem – ihnen gelegentlich gewährten – Heimaturlaub nicht wieder ins Reich zurück.⁴⁵ Im März 1944 waren

bei den Arado-Flugzeugwerken Brandenburg 30,5 Prozent der zwangsweise dort eingesetzten Franzosen flüchtig gemeldet.⁴⁶ Aber auch ohne Urlaub flüchteten viele Zwangsarbeiter in Richtung Heimat: Zahlreiche Franzosen entkamen beispielsweise aus dem Henschel-Lager in Schönefeld.⁴⁷

Relativ gute Chancen zur Rückkehr in ihr nahe gelegenes Heimatland hatten die oft deutsch sprechenden tschechischen Zwangsarbeiter, die jedoch auch in der Heimat dem langen Arm der deutschen Arbeitsverwaltung unterworfen waren. Allein im Winter 1943/44 nahm die Gestapo im Protektorat jeden Monat rund 2 000 Arbeitsvertragsbrüchige fest.⁴⁸ Andere von der Gestapo bei der Bahnfahndung oder nach Denunziationen aufgegriffene Zwangsarbeiter waren einfach in Panik nach einem Streit mit dem Chef davon gelaufen. Sie waren es oft, die nach Bombenangriffen „umhertreibend“ oder „obdachlos“ bei der Kriegsfahndung aufgegriffen wurden.⁴⁹

Kaum Fluchtchancen hatten sowjetische Zwangsarbeiter. Meist flüchteten Ostarbeiter nur von einem besonders schlimmen Arbeitsplatz oder Lager, um sich an einem anderen Ort, wo bessere Lebensbedingungen oder Familienangehörige warteten, wieder in den Arbeitseinsatz eingliedern zu lassen. Die Ukrainerin Jekaterina Woronenko beispielsweise war in einem Saallager im Dorfkino Rahnsdorf untergebracht und musste für die AEG in Oberschöneweide Zwangsarbeit leisten. 1944 beschloss sie mit zwei Freundinnen, ihren Arbeitsplatz zu verlassen. „Wir drei sind zum Arbeitsamt gegangen und haben uns dorthin mit der Bitte gewandt, dass man für uns eine andere Arbeit findet. Und man hat uns zur Gestapo geschickt.“ Nach einem Monat Haft im Gestapo-Gefängnis Oranienburger Straße wurden die drei Ostarbeiterinnen für zwei Monate ins

39 Zitiert nach Herbert, S. 112.

40 Vgl. ebd., S. 113.

41 Beispiele bei Brodski, *Im Kampf*, S. 113 ff., 140 ff.

42 Vgl. Herbert, S. 305.

43 Vgl. Bundesarchiv [künftig zitiert: BArch], ZB 6249, Bl. 872 f., Bericht über Stand und Bewegung der Kriminalität im Monat Juni 1943, zusammengestellt vom Leiter der KPLSt Berlin, Scheffé, 19.07.1943.

44 Vgl. Gabriele Layer-Jung, *Tatbestand Arbeitsvertragsbruch. Die polizeiliche Verfolgung von ZwangsarbeiterInnen in Berlin und Brandenburg während der NS-Zeit*, in: *Arbeitserziehungslager Fehrbellin. Zwangsarbeiterinnen im Straflager der Gestapo*, hrsg. von d. Berliner Geschichtswerkstatt (online unter <http://www.politische-bildung-brandenburg.de/publikationen/pdf/fehbellin.pdf>), Potsdam 2004, S. 49-70.

Allgemein: Cord Pagenstecher, *Arbeitserziehungslager*, in: *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Band 9: Arbeitserziehungslager, Ghettos, Jugendschutzlager, Polizeihafllager, Sonderlager, Zigeunerlager, Zwangsarbeitslager*, hrsg. von Wolfgang Benz und Barbara Distel, Redaktion Angelika Königseder, München 2009, S. 75-99.

45 Vgl. Evrard, S. 293-298.

46 Vgl. Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Rep. 2 A Reg. Pdm. I Pol. 2894, Schreiben der Stapostelle Potsdam an den Potsdamer Regierungspräsidenten, 02.03.1944.

47 Vgl. Evrard, S. 301 zitiert einige Fälle aus dem Tagebuch des dort eingesetzten Fernand Facquez.

48 Vgl. Lucie Vondryšková, *Lebens- und Arbeitsbedingungen in Arbeitserziehungslagern für Frauen*, in: „Kommt die Arbeit nicht zu Dir...“ *Verschiedene Formen der Zwangsarbeit in Studien und Dokumenten*, hrsg. vom Büro für Opfer des Nationalsozialismus, Prag 2003, S. 234-243, S. 237.

49 Vgl. LA Berlin, B Rep. 020 Nr. 6941, Tätigkeitsbericht des 173. Polizeireviers, Schöneberg, Gothaer Str. 19.

Arbeitserziehungslager Fehrbellin gebracht.⁵⁰ Eine spektakuläre Ausnahme ereignete sich an der Ostsee: Dem sowjetischen Kampfflieger und Kriegsgefangenen Michael Dewjatajew gelang im Februar 1945 die Flucht aus dem KZ-Außenlager Peenemünde-Karls- hagen in einem gekaperten deutschen Bomberflugzeug. Vom Flugplatz Peenemünde aus flog er damit über die Ostfront in die – ihn mit großer Skepsis aufnehmende – Sowjetunion.⁵¹ Alle diese Fluchten wurden individuell oder in kleinen Gruppen geplant. Kollektive Gefangenausbrüche wie die als „Mühlviertler Hasenjagd“ bekannt gewordene Massenflucht aus dem KZ Mauthausen gab es in Berlin nicht.⁵²

Sabotage und „Bummelei“

Die NS-Behörden legten den Begriff Sabotage sehr weit aus; er konnte sogar langsames Arbeiten oder absichtliches Krankwerden umfassen. Manchmal versuchten beispielsweise Ostarbeiter, sich durch Selbstinfektion der Zwangsarbeit zu entziehen; das wurde schwer bestraft.⁵³ Albert Speer definierte für die Nürnberger Richter: „Unter Bummelanten verstanden wir Arbeitskräfte, die nicht rechtzeitig zur Arbeit kamen oder die Krankheit vorschützten, und gegen diese Arbeitskräfte wurde während der Kriegszeit bei uns scharf vorgegangen; ich habe diese Maßnahmen gebilligt.“⁵⁴ Jeder Versuch gezielter Störung der Produktion war hochriskant; die Strafen in aufgedeckten Fällen von Sabotage waren äußerst brutal. So wurden im Februar 1945 etwa 30 „Ostarbeiterinnen“ wegen angeblicher Sabotage bei den Heinkel-Flugzeugwerken Oranienburg im KZ Sachsenhausen ermordet.⁵⁵

Viele Zwangsarbeiter erwähnen in ihren Erinnerungen Sabotageversuche.⁵⁶ Im Mai 1944 sollen sowjetische Zwangsarbeiter bei Erkner einen Munitionszug durch eine Mine gesprengt haben.⁵⁷ Angesichts der umfassenden Kontrolle gelang es aber nur selten, durch die Beschädigung von Maschinen die Produktion wirksam zu unterbrechen oder Ausschuss

produzieren zu lassen. Ein in Bayern eingesetzter französischer Zwangsarbeiter erinnert sich: „Während der Zement fest wurde, pinkelten einige manchmal in den Zement. Man hatte uns gesagt, dass durch den Urin der Zement zerbrechlicher würde.“⁵⁸ Einen nennenswerten Schaden für den jeweiligen Betrieb oder gar die gesamte Kriegswirtschaft stellten solche Aktivitäten nicht dar. Es liegt in der Natur der Sache, dass Umfang und Wirkung der notwendigerweise heimlichen Sabotage schwer bestimmbar sind. Der zuständige RSHA-Referent Hässler sagte 1948, „dass im Jahresdurchschnitt etwa 6.800 Fälle von Einzelsabotage von kleiner Bedeutung zu verzeichnen waren, die nach den Ergebnissen der Ermittlungen fast ausnahmslos auf persönliche Verärgerung oder Vernachlässigung zurückzuführen waren. Zu großen oder Gruppensabotagen kam es nie.“⁵⁹ Für die völlig entrechteten Zwangsarbeiter waren aber selbst kleinste Sabotageversuche ein überlebenswichtiger Versuch, ihre Würde zu wahren.

Selbstbehauptung und Würde

Daneben gab es zahlreiche Formen individueller Auflehnung und symbolischen Protests. Die „Ostarbeiterin“ Nadeshda Koroljowa arbeitete als Küchenhilfe in einem Franzosenlager in Marienfelde. Als ihre deutsche Chefin sie bei der Arbeit einmal so gegen den Herd stieß, dass ihre Kleidung Feuer fing, warf sie ihr eine Schüssel mit Pudding an den Kopf. Auf diese spontane Abwehrreaktion folgte sofort die Verhaftung, aber auch im Gestapo-Verhör beehrte sie auf: „Als ich verhört wurde, wurde ich gefragt, wie ich es wagen konnte, eine deutsche Frau zu schlagen. Ich bin aufgestanden und antwortete: ‚Und wie konnte sie ein russisches Mädchen so behandeln?‘“⁶⁰

Wie viele andere polnische und sowjetische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter versteckten die Polin Maria Andrzejewska und die Ukrainerin Sinaida Baschlai ihre diskriminierenden P- und OST-Abzeichen, wenn sie in Berlin unterwegs waren.

50 Vgl. Archiv Berliner Geschichtswerkstatt, zwa.br.ost 333/364; vgl. Arbeitserziehungslager Fehrbellin. Zwangsarbeiterinnen im Straflager der Gestapo, hrsg. von der Berliner Geschichtswerkstatt, Berlin und Potsdam 2004, S. 41, 104 (online unter <http://www.politische-bildung-brandenburg.de/publikationen/pdf/fehrbellin.pdf>).

51 Vgl. Michail P. Devjataev, *Flucht von der Insel*, Berlin 1972.

52 Bei der durch den Spielfilm „Hasenjagd“ bekannt gewordenen Massenflucht sowjetischer Häftlinge aus dem KZ Mauthausen wurden fast alle Entflohenen durch die tatkräftige Hilfe der Zivilbevölkerung in den umliegenden Dörfern wieder eingefangen und ermordet. Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/M%C3%BChlviertler_Hasenjagd (Abruf am 23.04.2010).

53 Vgl. Herbert, S. 300.

54 Albert Speer, *IMT 1947-1949*, Bd. XVI, S. 566, zit. nach: Gudrun Schwarz, *Die nationalsozialistischen Lager*, Frankfurt/Main 1996, S. 101.

55 Vgl. Hermann Kaienburg, *Sachsenhausen – Stammlager*, in: *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, Band 3: Sachsenhausen, Buchenwald, hrsg. von Wolfgang Benz und Barbara Distel, Redaktion Angelika Königseder, München 2006, S. 65.

56 Vgl. Evrard, S. 344 ff.

57 Vgl. Grabowski und Tomin, S. 106 ff.

58 Interview mit Victor L., Archiv „Zwangsarbeit 1939-1945“, www.zwangsarbeit-archiv.de, za086 (Abruf: 17.10.2010).

59 Herbert, S. 442, Anm. 198: der zuständige RSHA-Referent Hässler, *Affidavit*, 15.03.1948

60 Bericht Nadeshda Koroljowa., Archiv Berliner Geschichtswerkstatt, zwa.br.ost 304.



Nadeshda Koroljowa (oben rechts) mit anderen sowjetischen Zwangsarbeiterinnen vor dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal an der Schloßfreiheit Berlin

Quelle: Archiv Berliner Geschichtswerkstatt

Sinaida Baschlai traf sich heimlich mit russischen Emigranten und beriet sich mit ihnen über ihre Fluchtpläne, ohne sie aber in die Tat umzusetzen.⁶¹ Die in Hennigsdorf bei Berlin eingesetzte Polin Halina Głowacka verweigerte es aus Prinzip, Deutsch zu lernen.⁶² Der SD meldete im November 1943 aus Potsdam, „dass sich Franzosen, Polen und Ostarbeiter durch Heben des Armes und Ballen der Faust, wobei der Daumen ausgestreckt wird, begrüßt haben. Ein festgenommener Pole hat bestätigt, dass es sich nicht um einen Zufall, sondern um einen verabredeten Gruß handelt. Die politischen Hintergründe konnten bisher nicht einwandfrei geklärt werden.“⁶³

Tschechische Zwangsarbeiter posierten auf einem privaten Foto in ihrer Baracke mit einer Akten- tasche, auf die sie „Sklaven des 20. Jahrhunderts“ geschrieben hatten. Auch andere private Zwangsar- beiter-Fotos zeigen visuelle Strategien der System- kritik und Selbstbehauptung.⁶⁴ Schon ein privates Erinnerungsfoto, für das sich die unterernährten und in den verlausten Barackenlagern als „Russenweiber“ angeschrienen Frauen frisier- ten und schön anzo- gen, war ein Widerspruch gegen die nationalsozialisti- sche Herrenmenschen-Ideologie und ein Schritt zur Selbstbehauptung.

Widerstand und Kriminalität

Die Grenzen zwischen Widerstand und Kriminalität waren zwangsweise fließend. Die Beschaffung von Nahrungsmitteln oder die Bestechung von Lager- führern erforderte in der Regel illegale Handlungen. Bei der Abwehr und Bestrafung von Spitzeln kam es auch zu gewaltsamen Maßnahmen innerhalb der Lager. Im Strafgefangenenlager Moosburg etwa beschlossen improvisierte Gerichte unter den russi- schen Kriegsgefangenen die Tötung mutmaßlicher Gestapo-Spione.⁶⁵

Der weit verbreitete Schwarzmarkt mit seinen mafiösen Begleiterscheinungen widersprach zwar dem totalitären Machtanspruch des NS-Regimes, behinderte den Arbeitseinsatz jedoch nicht. Ein 1942 wegen systematischen Postdiebstahls verhafteter Franzose sagte zwar aus, er „habe das französische Nationalgefühl und habe deshalb jede Gelegenheit ausgenutzt, um durch die Beraubung von Postsen- dungen das Deutsche Reich zu schädigen“⁶⁶. Die meisten Gesetzesübertritte – von kleineren Nah- rungsdiebstählen bis zu durchorganisierten Serie- neinbrüchen – resultierten aber nicht aus politischen Motiven, sondern aus materieller Not. So ernährten sich im August 1944 sechs russische Zivilarbeiter im Wald bei Caputh von Feld- und Obstdiebstählen, ehe sie von Landwachtmännern bei einer Durch- kämmung des Geländes festgenommen wurden.⁶⁷ In Berlin brachen „Ostarbeiter“ Anfang 1944 Güter- waggons am Bahnhof Pankow und Lebensmittelge- schäfte in verschiedenen Vierteln auf, um Nahrungs-

61 Vgl. Bericht Maria Andrzejewska, Archiv Berliner Geschichtswerkstatt, zwa.br.pl 588/590; Interview mit Sinaida Baschlai, Archiv „Zwangsarbeit 1939-1945“, za465. Ausschnitte aus diesem Interview finden sich auch auf der Lern-DVD „Zeitzeugen-Interviews für den Unterricht“ des Online-Archivs „Zwangsarbeit 1939-1945“, bestellbar unter www.bpb.de.

62 Vgl. Interview mit Janina Halina Głowacka, Archiv „Zwangsarbeit 1939-1945“, za255.

63 Vgl. Herbert, S. 318 f.

64 Vgl. Cord Pagenstecher, *Erfassung, Propaganda und Erinnerung. Eine Typologie fotografischer Quellen zur Zwangsarbeit, in: Zwangsarbeit in Deutschland 1939-1945. Archiv- und Sammlungsgut, Topographie und Erschließungsstrategien*, hrsg. von Wilfried Reininghaus und Norbert Reimann, Bielefeld und Gütersloh 2001, S. 254-266.

65 Vgl. Brodski, *Im Kampf*, S. 348.

66 *Betrogen – Verschleppt – Hingerichtet*, S. 18.

67 Vgl. Gendarmerie Potsdam, BArch, ZB 6715, Bl. 44.

mittel zu besorgen.⁶⁸ Auf Grund einer Denunziation ermittelte die Polizei in Spandau gegen Franzosen, die markenfrei Brot aus einer Bäckerei am Senefelder Platz besorgten und im Auto-Union-Lager in Ruhleben verkauften.⁶⁹

Viele Zwangsarbeiterinnen besuchten die Berliner Schwarzmärkte: „Irgendwann am Sonntag – am freien Tag – fuhr ich zum Alexanderplatz, um auf dem Markt einen Laib Brot zu kaufen. Die Männer haben manchmal Brotmarken gekauft, meistens bei den Franzosen und Polen. Der Markt – das war eine große Menge Menschen der unterschiedlichsten Nationalitäten, die damals zeitweilig in Berlin lebten. Er befand sich in einer Quergasse unmittelbar in der Nähe des Alexanderplatzes.“⁷⁰ Eindrückliche Schilderungen der ausländischen Schwarzmarktszene in deutschen Großstädten bieten insbesondere autobiografische Romane.⁷¹ Entgegen den rassistischen Vorbehalten der Nationalsozialisten waren Franzosen hier sehr viel stärker tätig als „Ostarbeiter“, da sie mehr Bewegungsspielraum und bessere Sprachkenntnisse hatten.

Nach Berichten der Berliner Kriminalpolizei vom Sommer 1943 über „Stand und Bewegung der Kriminalität“ stellte die Ausländerkriminalität für den hochgerüsteten und von bereitwilligen Denunziationen profitierenden Polizeiapparat freilich kein nennenswertes Problem dar.⁷² Mit der Zunahme der Bombenan-

griffe änderte sich das mancherorts allerdings; in Köln etwa lieferten sich im Herbst 1944 bewaffnete Gruppen von Zwangsarbeitern intensive Feuergefechte mit der Polizei.⁷³ Zum Kriegsende fielen zahllose Zwangsarbeiter der erbarmungslosen polizeilichen „Bandenbekämpfung“ in den deutschen Städten zum Opfer.

Resümee

Widerständiges Verhalten von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern nahm sehr unterschiedliche Formen an. Insgesamt blieb die Wirksamkeit dieser Aktivitäten begrenzt. Trotz ihrer großen Zahl konnten die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter das nationalsozialistische Regime zu keiner Zeit ernsthaft bedrohen – der ausländische war letztlich ebenso machtlos wie der deutsche Widerstand.

Ganz anders als auf der Makroebene zu bewerten ist die Bedeutung dieser Widerständigkeit auf der Mikroebene: Für die Akteure selbst waren auch kleine Akte der Selbstbehauptung eine wichtige Hilfe zum Überleben. Mit Protest und Regelverstoß, Flucht und Sabotage versuchten viele der zur Arbeit für den Feind Verschleppten, diesem Feind zu schaden und ihre eigene Würde zu bewahren. Auch um ihren Mut zu würdigen, sollte die Geschichte des ausländischen Widerstands – gerade in Berlin – zur Kenntnis genommen und genauer erforscht werden.

68 Vgl. Grabowski und Tomin, S. 139.

69 Vgl. Ernährungsamt Spandau, LA Berlin, Rep 208, Acc. 2130, Nr. 9508.

70 Bericht Raissa S., Archiv Berliner Geschichtswerkstatt 375/383.

71 Vgl. zu München bei Luce d'Eramo, *Der Umweg*, Reinbek 1984, S. 8 ff.

72 Vgl. BArch, ZB 6249, Berichte der Kripo-Leitstelle, 19.07. und 21.08.1943.

73 Vgl. Herbert, S. 332 f.; vgl. auch Bernd A. Rusinek, *Gesellschaft in der Katastrophe: Terror, Illegalität, Widerstand – Köln 1944/45*, Essen 1990.

Thomas Irmer

(Politologe, Historiker und Ausstellungskurator. Zuletzt war er Kurator der neuen Dauerausstellung „Alltag Zwangsarbeit 1938-1945“ des Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit. Sein heutiger Beitrag steht im Zusammenhang mit seinen Forschungen zur Geschichte des Elektronunternehmens AEG und Telefunken.)

Widerstehen an der Werkbank - Politischer Widerstand und widerständiges Verhalten ausländischer Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter am Beispiel des Elektrokonzerns AEG/Telefunken in Berlin

Bis 1945 war Berlin das Zentrum der deutschen Elektroindustrie, die die Elektrifizierung der Stadt wie des ganzen Landes maßgeblich vorangetrieben hat. Als Berlin noch eine Industriemetropole war, konzentrierten sich dort circa 60 Prozent der deutschen elektrotechnischen Produktion. Von Berlin aus wurde die deutsche Elektroindustrie zu einem internationalen Wirtschaftsakteur. Ein Kennzeichen der deutschen Elektroindustrie waren die beiden elektrotechnischen Großunternehmen Siemens und Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft (AEG), die sich in die industrielle und urbane Struktur der Metropole Berlin eingeschrieben haben.

Mit der Geschichte der in den 1990er Jahren aufgelösten AEG wird häufig die Ära Rathenau, die vom Firmengründer Emil Rathenau geprägte Zeit der Firmenentwicklung verbunden. Gegenstand dieser Ausführungen ist aber die Zeit nach Rathenau, d.h. eine Phase in der Firmengeschichte der AEG, in der die Familie Rathenau oder andere Mitglieder der Gründergeneration der AEG keinen Einfluss mehr auf das Unternehmen hatten. Im Gegenteil, sie bzw. ihre Familienangehörigen und Nachfahren wurden zu Verfolgten des NS-Regimes. Die Gründer und bis Ende der 1920er Jahre führende Köpfe der AEG waren deutsche Juden⁷⁴.

Während Siemens einen Großteil seiner Produktionsstätten im Stadtteil Siemensstadt errich-

tete, befanden sich die Werke der AEG dezentral in verschiedenen Berliner Bezirken. Es gab zwei Ansiedlungsschwerpunkte: nördlich der Stadtmitte im innerstädtischen Arbeiter- und Industriebezirk Wedding (mit den Erst-Fabriken Acker-, Brunnen- und Dronheimerstraße) und in Moabit (Telefunken-Röhrenwerk und Turbinenfabrik Huttenstraße). Das andere Zentrum der Produktionsstätten der AEG war im Berliner Südosten, in Treptow und Kreuzberg (Apparatefabrik Treptow) und insbesondere in Oberschöneweide, wo sich das Kabelwerk Oberspree und sechs weitere Fabriken befanden.⁷⁵

Spätestens mit Beginn des Zweiten Weltkrieges richtete auch die Berliner Elektroindustrie ihre Produktion auf die Kriegswirtschaft aus. AEG, Siemens und deren Tochterunternehmen Telefunken und Osram sowie die anderen großen und kleinen Elektrobetriebe setzten in ihren Werken zahlreiche Menschen zur Zwangsarbeit ein. Dazu zählten ab 1940 deutsche Jüdinnen und Juden im Rahmen des „Geschlossenen Arbeitseinsatzes“ und zivile Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus West- und seit dem Schlüsseljahr 1942 vor allem aus Osteuropa.⁷⁶ Ende 1944/45 mussten auch Häftlinge aus den Konzentrationslagern Sachsenhausen, Ravensbrück und -im Fall von Siemens- auch aus Auschwitz in Berliner Fabriken der beiden Großkonzerne Zwangsarbeit leisten.⁷⁷ 1942 war ein Schlüsseljahr, weil der

74 Vgl. Thomas Irmer, »Es wird der Zeitpunkt kommen, wo das alles zurückgezahlt werden muss«. Die AEG und der Antisemitismus, in: *Christof Biggeleben, Beate Schreiber, Kilian J.L. Steiner (Hrsg.): "Arisierung" in Berlin*, Berlin: Metropol 2007, S. 121-149.

75 Vgl. »... eine Art Sklavenhandel« – Zwangsarbeit bei AEG/Telefunken in Berlin und Wedding, in: *Zwangsarbeit in Berlin 1938-1945*, Hrsg. vom Arbeitskreis Berliner Regionalmuseen, Redaktion: Helmut Bräutigam, Doris Fürstenberg, Bernt Roder, Berlin 2003, S. 154-166.

76 Vgl. Thomas Irmer, *NS-Zwangsarbeit in der Rüstungsproduktion in Berlin*, in: *Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.), Kein Ort der Freiheit - Das Tempelhofer Feld 1933-1945. Konzentrationslager-Luftwaffenstützpunkt-Rüstungszentrum. Beiträge zur gedenkpolitischen Debatte über den Flughafen Tempelhof*, Berlin 2012, S. 33-41.

77 Vgl. Thomas Irmer, *Zwangsarbeit von jüdischen KZ-Häftlingen in der Rüstungsproduktion in der Region Berlin-Brandenburg in der Schlussphase des Zweiten Weltkrieges – die Außenlager Glöwen und Schwarzheide des KZ Sachsenhausen*, in: *Winfried Meyer, Klaus Neitmann (Hg.): Zwangsarbeit während der NS-Zeit in Berlin und Brandenburg – Formen, Funktion und Rezeption (= Bibliothek der Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Bd. 7)*, Potsdam 2001, S. 163-175; »... warum es lebenswichtig ist, die Erinnerung wachzuhalten«. *Zwangsarbeit für Siemens in Auschwitz und Berlin. Dokumentation einer Begegnung mit ehemaligen KZ-Häftlingen*, hrsg. v. *Zwangsarbeit erinnern e.V.*, Redaktion: Thomas Irmer, Berlin 2006; Thomas Irmer, *Auschwitz-Bobrek*, in: *The United States Holocaust Memorial Museum, Encyclopedia of Camps and Ghettos, 1933-1945*, ed. by Geoffrey P. Megargee, Vol. 1, Part A, Bloomington and Indianapolis 2009, p. 228-231.

Zwangsarbeitseinsatz als Teil der Radikalisierung der NS-Politik nach der Niederlage in Stalingrad durch die Einrichtung der Sonderbehörde „Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz“, umfangreichen Zwangsrekrutierungen in Osteuropa und durch den Bau von zahlreichen Unterkunftsbarackenlagern umfassend ausgeweitet wurde.

Im Fall der deutschen Elektroindustrie lag der Anteil ziviler Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter an der Belegschaft bei durchschnittlich etwa 20 bis 25 Prozent. Auch bei AEG und Siemens waren zivile Ausländer die größte Gruppe der zur Zwangsarbeit eingesetzten Menschen. Das widerständige Verhalten von zivilen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern des Elektrokonzerns AEG stehen im Mittelpunkt meines Beitrages.⁷⁸ Dabei lege ich einen erweiterten Widerstandsbegriff zugrunde, der auch Formen widerständigem Verhaltens einbezieht.

Zum Widerstandsbegriff

Widerständiges Verhalten unter den mehr als zwölf Millionen zur Zwangsarbeit ins Reichsgebiet und nach Berlin verschleppten Ausländerinnen und Ausländer – die zahlenmäßig größte Gruppe von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern – stellte lange ein Randphänomen der historischen Forschung dar. Mitte der 1980er Jahre markierte die Untersuchung von Ulrich Herbert über „Fremdarbeiter“ auch für die Forschung über den Zwangsarbeiter-Widerstand einen Paradigmenwechsel. Herbert versuchte, eine „Typologie des Widerstandes von Zwangsarbeitern“ zu entwerfen, die weniger an Gruppen-Identitäten, sondern am Alltag der ausländischen Arbeitskräfte ansetzte. Ulrich Herbert unterscheidet drei verschiedene Formen von widerständigem Verhalten: „Formen der individuellen Versorgung (Tausch, Kleindiebstahl, Schwarzmarkt)“, „Formen der Arbeitsverweigerung wie „Arbeitsbummelei“, Krankfeiern, Selbstverstümmelung, organisierter Ausstand „und die wichtigste Form der Widerständigkeit der Ausländer, die „Arbeitsflucht“ sowie „Formen individueller, aber hochriskanter politischer Aktionen (etwa Sabotage oder Spionage) bis hin zu den verschiedenen Schattierungen des organisierten politischen Widerstandes“.⁷⁹ Ende der 1980er Jahre plädierten auch DDR-Historiker wie Lothar

Elsner und Joachim Lehmann im Hinblick auf den „antifaschistischen Kampf der Ausländer“ für einen „breitgefassten Widerstandsbegriff“. Dabei hoben sie Arbeitsverweigerung und Flucht als ein besonderes Merkmal hervor.⁸⁰

In der Folgezeit hat die historische Forschung auf eine Vielzahl von unorganisierten und individuellen Verhaltensweisen ausländischer Arbeitskräfte hingewiesen, von denen „Bummelei“, Fernbleiben von der Arbeit und Flucht während des Urlaubs als die wohl wichtigsten Formen widerständigen Verhaltens gelten. Dazu zählten – insbesondere von westeuropäischen Arbeitern – getragene Arbeitskonflikte, die aus unzureichenden Arbeits- und Lebensbedingungen entstanden. Beobachtet wird auch ein Zusammenhang zwischen dem Abfall von Arbeitsleistungen oder ansteigenden Krankmeldungen und den Kriegseignissen etwa bei militärischen Erfolgen der Alliierten. Andreas Heusler hat die wohl weitestgehende Interpretation dieser Aktivitäten angeboten. Heusler schlägt vor, die sich während des Kriegsverlaufs häufenden Krankmeldungen und Arbeitsvertragsbrüche „in ihrer Verbreitung und Wirkung durchaus auch als eine spezifische Form der kollektiven Verweigerung zu begreifen“⁸¹. Dabei würde „ein Gruppenkonsens sichtbar, dem zwar kein einheitlich gesteuerter, überörtlich kodifizierter Willensbildungsprozess zugrunde lag, der aber doch als eine gemeinschaftliche Willensbekundung anzusprechen ist und – vor allem bei Arbeitsvertragsbrüchen und Fluchtaktionen – auch durchaus tragfähige Elemente von Gruppensolidarität voraussetzte“⁸².

Dennoch ist sich die historische Forschung im Grundsatz einig, dass es einen eigenen organisierten politischen Widerstand von ausländischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern kaum gegeben hat. Als wichtige eigene politische Widerstandsorganisation von Ausländern gilt die Ende 1942 gebildete „Brüderliche Vereinigung der Kriegsgefangenen“, die von zur Zwangsarbeit eingesetzten Offizieren der Roten Armee in einem Kriegsgefangenenlager in München gegründet wurde. Die soldatische Untergrundorganisation wollte Ostarbeiter anwerben und konnte sich bis zur ihrer Zerschlagung durch die Gestapo 1944 überwiegend in Süddeutschland ausbreiten.⁸³ Sie war

78 *Der Beitrag fußt auf meinen Aufsatz „allmand cochon“ – Widerständiges Verhalten von ausländischer Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter am Beispiel von AEG/Telefunken in Berlin. In: Hans Coppi, Stefan Heinz (Hrsg.): Der vergessene Widerstand der Arbeiter. Gewerkschafter, Kommunisten, Sozialdemokraten, Trotzkisten, Anarchisten und Zwangsarbeiter, Berlin 2012, S. 248–262.*

Vgl. Ulrich Herbert, *Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Berlin und Bonn 1985, S. 296.*

80 Vgl. Lothar Elsner und Joachim Lehmann, *Ausländische Arbeiter unter dem deutschen Imperialismus 1900 bis 1985, Berlin 1988, S. 209.*

81 Vgl. Andreas Heusler, *Ausländereinsatz. Zwangsarbeit für die Münchener Kriegswirtschaft 1939–1945, München 1996, S. 276.*

82 *Ebenda.*

83 Vgl. Jefim A. Brodski, *Im Kampf gegen den Faschismus. Sowjetische Widerstandskämpfer in Hitlerdeutschland 1941–1945, Berlin 1975, S. 251ff.;* Herbert, *Fremdarbeiter, S. 316ff.;* Bernd Boll, „Das wird man nie mehr los...“ *Ausländische Zwangsarbeiter in Offenburg 1939 bis 1945, Pfaffenweiler 1994, S. 281 f.;* Heusler, *Ausländereinsatz, S. 277 ff.*

jedoch keine „typische“ Widerstandsgruppe von zivilen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern.

Als andere und wohl bedeutendste Widerstandsgruppe ziviler Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter verschiedener Nationen kann die lange kaum erforschte „Europäische Union“ in Berlin angesehen werden, die von zwei Deutschen, dem Arzt Georg Groscurth und dem Chemiker Robert Havemann gegründet worden war. Sie versuchten seit 1942, die Europäische Union als klandestines Netzwerk verschiedenster ausländischer Gruppen zu organisieren.⁸⁴ Eine entscheidende Rolle nahm die ukrainische Ärztin Galina Fjodorowna Romanowa ein, die durch ihre Arbeit in Unterkunftslagern von Zwangsarbeitern in Berlin und Brandenburg wie ein Relais zwischen Einzelpersonen und kleinen Gruppen fungierte.⁸⁵ Groscurth und Havemann setzten ihre Hoffnungen auf den Widerstand der vielen in Berlin und Brandenburg lebenden ausländischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter - nicht auf den von Deutschen. Die „Europäische Union“ wurde jedoch schon 1943 von der Gestapo entdeckt und die Nationalsozialisten richteten führende Mitglieder wie Georg Groscurth oder Galina Romanowa in Plötzensee durch das Fallbeil hin. Dennoch verdient die „Europäische Union“ gerade als Netzwerkorganisation von Menschen verschiedenster Nationalitäten in einer für sie fremden, gar feindlichen Umgebung eine viel intensivere Würdigung, Analyse und weitergehende Diskussion als bisher in historischer Forschung und Öffentlichkeit geschehen.

Ebenfalls stärker im Fokus der historischen Forschung stehen religiöse, insbesondere christlich-kirchliche Gruppen. Ein Beispiel sind die französischen Untergrund-Priester der „Action Catholique“.⁸⁶ Aufschlussreiche neue Erkenntnisse zeigen erste Ergebnisse der Forschung von Herbert Reinecke über die Kriminalität von westeuropäischen Ausländern. Ein Desiderat stellt die Untersuchung des Widerstands von jüdischen und nicht-jüdischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern -wie er sich auch für den Fall der AEG zeigen lässt⁸⁷- sowie von KZ-Häftlingen in Betrieben der Wehrmacht

und privater Unternehmen im besetzten Osteuropa dar.

Zusammengefasst zeigen diese Beispiele aber, dass der erweiterte Widerstandsbegriff den Blick auf ein facettenreiches Bild widerständigen Verhaltens neben den beiden großen Erzählungen über den antifaschistischen und bürgerlichen Widerstand öffnet. Die historische Forschung kann so nach alltäglichen Verhaltensformen von Menschen jenseits sozialer Organisierung unter den Bedingungen der Diktatur fragen.

Zur Zwangsarbeit bei AEG/Telefunken

Die ersten Zwangsarbeiter in den Berliner Werken der AEG waren deutsche Juden, gefolgt von ausländischen Arbeitskräften aus West- und Osteuropa. 1941 lag der Anteil von ausländischen Arbeitskräften in den AEG-Werken bei etwa 10 000 Menschen, d.h. 10 bis 15 Prozent der Gesamtbelegschaft. Ab 1942 stieg die Zahl der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter stark an und lag in einzelnen Werken bei etwa 35 Prozent oder höher. 1943 arbeiteten etwa 23 000 Männer und Frauen aus West- und Osteuropa in Berlin für die AEG, darunter etwa 1/3 Frauen. 1944 waren es mit etwa 25 000 Menschen mehr als 20 Prozent der Beschäftigten.⁸⁸

Anhand dieser Zahlen wird deutlich, dass sich die Zahl der bei der AEG eingesetzten ausländischen Arbeitskräfte zwischen 1941 und 1944 vermutlich mehr als verdoppelte.

Unter ihnen befanden sich viele Frauen, die für die Arbeit in der industriellen Massenfertigung der Elektroindustrie schon seit deren Entstehung ein bedeutendes Arbeitskräftepotential gewesen waren. 1938, zwei Jahre vor dem Einsatz von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern, hatte der Anteil deutscher Frauen in den Fertigungen der AEG circa 25 Prozent betragen. Über den Anteil von Ausländerinnen in den AEG-Werken liegen dagegen keine genauen Zahlen vor. Auch im Fall der bei der AEG zur Zwangsarbeit eingesetzten deutschen Juden und der aus mehr als 20 Nationen stammenden ausländischen Zwangsarbeiter kann jedoch davon ausgegangen werden, dass sich unter ihnen mehr als ein

84 Vgl. Simone Hannemann, Werner Theuer & Manfred Wilke: Robert Havemann und die Widerstandsgruppe „Europäische Union“. Eine Darstellung der Ereignisse und deren Interpretation nach 1945; Berlin 2001; Vgl. Bernd Florath: Die Europäische Union, in: Johannes Tuchel (Hrsg.), Der vergessene Widerstand. Zu Realgeschichte und Wahrnehmung des Kampfes gegen die NS-Diktatur. Dachauer Symposien zu Zeitgeschichte, Göttingen 2005, S. 114–139.

85 Vgl. Biografie Galina Fjodorowna Romanowa, in: Uta Fröhlich, Christine Glauning, Iris Hax, Thomas Irmer & Frauke Kerstens, Zwangsarbeit im NS-Staat. Ein Überblick. In: Alltag Zwangsarbeit 1938-1945, hrsg. Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit, Berlin 2013, S. 150-151.

86 Vgl. Wolfgang Knauff, Zwischen Fabriken, Kapellen und KZ. Französische Untergrundseelsorge in Berlin 1943-1945, Heiligenstadt 2005.

87 Vgl. Thomas Irmer, Zwangsarbeit für die deutsche Elektroindustrie im besetzten Polen. Die „Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft“ (AEG) und das Kabelwerk Krakau 1941-1944, in: Rüstung, Kriegswirtschaft und Zwangsarbeit im „Dritten Reich“, Andreas Heusler, Mark Spoerer und Helmut Trischler, München 2010, S. 87-105.

88 Vgl. Irmer, „allmand cochon“, S. 248-262. Zu den Quellen

Drittel Frauen befanden. Bei den in Berlin im KWO eingesetzten KZ-Häftlingen lag er bei 100 Prozent.⁸⁹

Selbstbehauptung ausländischer Arbeitskräfte

Die Handlungsspielräume von ausländischen Arbeitern in den Fabriken waren sehr unterschiedlich und hingen eng mit dem ihnen zugewiesenen nationalen Herkunfts-Status bzw. den rassistischen Vorgaben der NS-Politik zusammen.

Dies wird insbesondere im Zusammenhang mit von ausländischen Arbeitskräften in den Fabriken ausgetragenen Arbeitskonflikten deutlich. So protestierten beispielsweise Anfang März 1943 15 französische Arbeiter mit einer von allen unterzeichneten schriftlichen Eingabe gegenüber dem Werksdirektor des Kabelwerks Oberspree, dass sie in der Kantine keinen Traubenzucker kaufen dürften und auch bei der Zuteilung von Theater- und Konzertkarten benachteiligt würden. Die Werksleitung teilte mit, dass die laufende Zuteilung von Traubenzucker nur für Reichsdeutsche bestimmt sei, man sich aber darum bemühen wolle, bei zukünftigen Zuteilungen den Kreis der Berechtigten zu erweitern.

Eine solche Behandlung und der begrenzte Erfolg von Protesten im Rahmen von Arbeitskonflikten war für andere Zwangsarbeiter-Gruppen in dieser Form allerdings schon aus strukturellen Gründen kaum vorstellbar. So wurden im selben Monat beispielsweise alle AEG-Betriebe in Oberschöneweide darauf aufmerksam gemacht, dass Polen von der Kantineverpflegung ausgeschlossen und nur durch die Lagerküchen zu verpflegen seien.⁹⁰ Die Vorgaben der NS-Politik, wonach für Zwangsarbeiter einer rassistischen Hierarchie folgend, unterschiedliche Lebens- und Arbeitsbedingungen galten, bildeten sich auch auf betrieblicher Ebene ab.

Im Zusammenhang mit französischen Arbeitern sind auch noch weitergehende Beispiele für Formen individueller Selbstbehauptung in den Fabriken dokumentiert. So der Fall der Französin Madeleine J., die 1941 in den Apparatewerken Treptow (AT) arbeitete und mehrfach wegen „Bummelei“ verwarnt wurde. Nach einer Meldung bei der Gestapo wurde sie vermutlich mehrere Tage inhaftiert. Als sie nach der Wiederaufnahme der Arbeit von einer deutschen Arbeitskollegin wegen des vorzeitigen Verlassens des Arbeitsplatzes kritisiert wurde, soll

sie sie angespuckt haben. Obwohl sie daraufhin erneut bei der Gestapo angezeigt wurde, wurde sie vom Betrieb nur verwarnt.

Ähnlich reagierte der Betrieb im Fall der französischen Arbeiterin Suzanne L., die 1943/44 unter anderem als Löterin eingesetzt war. Ein Werkmeister beschuldigte sie der Faulheit, weil sie in der Arbeitsleistung nachgelassen hatte und verdächtigte sie als „raffinierte Simulantin“, nachdem sie mehrere ärztliche Atteste vorgelegt hatte, die ihr eine Schwangerschaft bescheinigten und eine sitzende Tätigkeit empfahlen. Sie beschwerte sich über die Behandlung durch den Werkmeister, der das als eine „schwere Beleidigung eines deutschen Werkmeisters gegenüber“ einstuft. Als sie von einem anderen deutschen Mitarbeiter dabei gesehen wurde, wie sie eine Zeichnung anfertigte, angeblich eine Lageskizze über das Treptower Werk, forderte der Werkmeister, dies als „schweren Spionagefall“ einzustufen. Da Suzanne L. auch verschiedene Kleidungsstücke wie eine Arbeitsschürze entwendet habe, verlangte der Werkmeister, „eine strenge Bestrafung vorzunehmen“, um ein Exempel zu statuieren. „Nach meiner Meinung“, so der Werkmeister, gehört eine solche Ausländerin in ein Arbeits- oder KZ-Lager“. Die Treptower Werksleitung gab dieser Forderung aber offensichtlich nicht nach, sondern verwarnte Suzanne L. wegen unentschuldigtem Fehlen.⁹¹

Ein weniger glimpflich endendes Beispiel ist der Fall einer anderen französischen Arbeiterin, die im selben Werk eingesetzt war und sich im Oktober 1944 bei einem Werkmeister über geringere Lohnzahlungen beschwerte. Der Werkmeister teilte ihr mit, dass ihr Lohn gemindert worden sei, da sie ihre Arbeit später aufgenommen und früher beendet habe. Er selbst habe sie mehrfach dabei angetroffen, wie sie ihre Arbeit eine Viertelstunde vor Dienstschluss beendet habe. „Meine Antwort“, so der Werkmeister, „beantwortete sie mit einigen französischen Worten, in denen unter anderem vorkam ‚allemand cochon‘ – daraufhin kriegte sie von mir eine Backpfeife. Mehrere deutsche Arbeitskräfte, die in der Nähe standen, wurden von ihr gleichfalls beschimpft. Auf das Gelächter der deutschen Arbeitskräfte hin wollte sie sich auf diese stürzen und ich hatte Mühe, sie zurückzuhalten. Da sie immer renitenter wurde, holte ich mir einen Gummiknüppel und brachte sie damit zur Ordnung. Um wieder Ruhe in der Werkstatt zu

⁸⁹ Vgl. Thomas Irmer, *Berlin-Oberschöneweide*, in: Wolfgang Benz/Barbara Distel (Hrsg.): *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, Bd.3: Sachsenhausen/ Buchenwald, München 2006, S. 115-117.; Thomas Irmer, *Hennigsdorf*, in: *The United States Holocaust Memorial Museum, Encyclopedia of Camps and Ghettos, 1933-1945*, ed. by Geoffrey P. Megargee, Bloomington and Indianapolis 2009, p. 1315-1317.

⁹⁰⁻⁹¹ Vgl. Irmer, „allemand cochon“, S. 248-262.

haben, bat ich die Wache Tor II mir einen Wachmann zu schicken und sie bis zur Klärung dieses Vorfalls in Haft zu behalten. Einen ihrer Hauptschimpfworte, die sie gebrauchte, war immer wieder das berüchtigte Wort ‚Sal boches‘. Anschließend wurde sie für mehrere Tage in Haft genommen und später wieder zur Arbeit im Werk eingesetzt.⁹²

Der Protest dieser Arbeiterin endete in einem brutalen Übergriff durch den deutschen Werkmeister. Es ist ein Beispiel für Formen innerbetrieblicher Gewalt. Hinzu kam das von Gestapo, Polizei und Justiz errichtete Kontroll- und Strafsystem, auf das hier nicht näher eingegangen werden kann.

Religiöse Gruppen

Ein besonderer Fall religiöser Selbstbehauptung ist das Beispiel der französischen Untergrund-Priester der „Action Catholique“, die für französische Arbeiterinnen und Arbeiter in AEG-Werken in Berlin-Treptow und Hennigsdorf aktiv waren. Die katholische Kirche in Frankreich hatte Priester, getarnt als Zwangsarbeiter, nach Deutschland geschickt, die dort französische Arbeitskräfte betreuen sollten. Neben der Durchführung von seelsorgerischen Aufgaben wie Gottesdiensten organisierten sie Aktivitäten, die auf den Zusammenhalt der französischen Arbeiter gerichtet waren: Etwa die Gestaltung der Freizeit, die Verteilung von Lebensmitteln oder der Aufbau von Freundschaftsgruppen. In Berlin und im Umland waren im Rahmen der Untergrundseelsorge zwischen 1943 und 1944 mehrere Priester aktiv, von denen 17 im Verlauf des Jahres 1944 von der Gestapo verhaftet wurden. Zehn von ihnen wurden Ende September 1944 aus der Gestapo-Haft in das KZ Sachsenhausen überstellt.⁹³

Organisierter politischer Widerstand

Im Zusammenhang mit der AEG wird in Forschungen über den Widerstand von Sozialdemokraten, Gewerkschaftern und Kommunisten hervorgehoben, dass zeitweise in mindestens fünf AEG-Werken kleinere Widerstandsgruppen von Deutschen bestanden, die Kontakte zu dort eingesetzten ausländischen Zwangsarbeitern hatten. Als ein Beispiel organisierten politischen Widerstands ausländischer Arbeiter, die bei der AEG beschäftigt waren, gilt der Fall des Russen Alexej Nikolajewitsch Kotschetkow, der allerdings kein „typischer“ Ostarbeiter war. Kotschetkow war bereits im März 1941 als staatenloser Ausländer in der in Oberschöneweide gelegenen Transformatorenfabrik Oberspree (TRO) eingestellt worden. Kotschetkow hatte auf Seiten der Internati-

onalen Brigaden am Spanischen Bürgerkrieg teilgenommen und war nach dessen Ende zunächst in verschiedenen Internierungslagern in Südfrankreich inhaftiert worden, bevor er sich offenbar in Paris für einen Arbeitseinsatz in Deutschland hatte anwerben lassen. In der TRO arbeitete er bei der Verteilung von Materialien aus dem Magazin. Bei seinen Transportarbeiten war er häufig im gesamten Werk unterwegs und nahm dabei Kontakte zu anderen ausländischen Arbeitern auf, um eine antifaschistische Widerstandszelle aufzubauen. Auch außerhalb des Werkes suchte er Kontakt zu Gleichgesinnten in anderen Arbeitsstellen. Über einen deutschen Lagerarbeiter bei der TRO erhielt er außerdem Kontakt zu dem aus Berlin-Neukölln stammenden kommunistischen Widerstandskämpfer Otto Grabowski und versuchte in der Folgezeit beispielsweise Flugblätter zu verteilen.⁹⁴

Unorganisierter politischer Widerstand

Bereits bei ersten Nachkriegsermittlungen Ende der 1940er Jahre war im Fall der AEG festgestellt worden, dass es etwa 40 Fälle gegeben haben soll, bei denen ausländische Arbeitskräfte „wegen politischer Vergehen (meist Verteilen von Flugblättern) oder Arbeitsverweigerung den staatlichen Aufsichtsstellen gemeldet“ worden waren. Abgesehen von eher als euphemistisch einzustufenden Formulierungen wie „staatliche Aufsichtsstellen“, mit denen die Gestapo gemeint war, deutet diese aus Firmenquellen stammende Angaben daraufhin, dass es auch Formen politischen Widerstandes innerhalb der Werke der AEG gab, die offenbar von -wenigen- Einzelnen ausgingen.

Für die Transformatorenfabrik Oberspree sind weitere Fälle politischen Widerstandes überliefert, von denen allerdings noch unklar ist, ob sie Ausdruck einer Gruppenhandlung waren oder die Aktivität von einzelnen. So geht aus erhaltenen Unterlagen hervor, dass zwischen Ende 1941 und 1943 zwei ausländische Zwangsarbeiter wegen politischer Vergehen an die Gestapo gemeldet wurden. Dazu zählte der in Hilversum geborene Arbeiter Thomas B. Der Niederländer, der in dem TRO als Packer arbeitete, wurde am 12. Dezember 1941 wegen „Hetzbriefen“ an die Gestapo ausgeliefert. Außerdem wurde der polnische Schlosser Paul W. bei der Gestapo angezeigt, weil er als „politisch unzuverlässig“ galt.⁹⁵

Zu weitergehenden Ermittlungen der Gestapo führte der Fall des dänischen Arbeiters Tage M., in dessen Unterkunft Mitte Mai 1943 ein Waffenlager entdeckt wurde. Dabei wurden Gewehre, Trommelrevolver, Degen und Munition gefunden. Ob dieses Waffendepot Ausdruck der Vorbereitung einer

92-95 Vgl. Irmer, „allmand cochon“, S. 248-262.

Widerstandsaktion gewesen war, ist unklar. Der damals 32jährige Däne Tage M. war bei dem Versuch festgenommen worden, die Waffen an einen Kollegen zu verkaufen. Die Ermittlungen der Berliner Gestapo, die auch im Reichssicherheitshauptamt und Reichsjustizministerium auf Interesse stießen, wurden kurze Zeit später eingestellt, da sich keine weiteren „strafrechtlich verfolgbaren Handlungen“ ergeben hätten. Die aufgefundenen Waffen seien unbrauchbar und vermutlich schon über 20 Jahre in dem Depot versteckt gewesen. „Es wird vermutet“, so die Berliner Generalstaatsanwaltschaft, „dass der damalige Besitzer, der inzwischen in einem Konzentrationslager verstorben ist, die Waffen aus dem vorigen Weltkrieg besessen und vergraben hat.“⁹⁶

Aber auch schon das Verlassen der Unterkunft, um sich etwa auf eigene Faust die Stadt anzusehen, konnte insbesondere für Zwangsarbeiter aus Osteuropa ein Ausdruck von Selbstbehauptung sein, um dem Alltag für kurze Zeit zu entfliehen. So berichtet die ukrainische Telefunken-Arbeiterin Alexandra S. von einer überraschenden Unterstützung: Manchmal durfte man das Territorium des Lagers verlassen, dann gingen wir durch die Stadt spazieren. Wir waren sehr schlecht gekleidet, außerdem trugen wir Pantinen und sie haben sehr laut geklappt. Deswegen schämten wir uns, durch die Stadt zu spazieren. Einmal spazierte ich mit meiner Freundin durch die Stadtmitte und klappte wie immer mit den Pantinen. Plötzlich hielt ich eine Tüte in meinen Händen. Als ich diese Tüte aufmachte, sah ich Schuhe. Ich möchte betonen, dass einige Deutsche mit uns fühlten. Diese unerwartete Geste empfand Alexandra S. offenbar als menschliche Anteilnahme. Auch innerhalb der

Fabrik erfuhr Alexandra S. solidarische Zuwendung: Bei Telefunken arbeitete ich mit deutschen Frauen zusammen. Und sehr oft steckten sie mir ihr belegtes Brot zu. [&] Ich habe sehr gute Erinnerungen an die deutschen Frauen. Wir haben gefühlt, dass die deutschen Frauen oft über uns geredet haben, aber wir haben nicht verstanden ‚was‘. Sehr oft haben wir Salz aufs Brot gestreut, weil es so sättigender war. Die deutschen Frauen fragten neugierig: Salz oder Zucker? Wenn wir Salz antworteten, schüttelten sie nur den Kopf. Die deutschen Frauen hatten ein großes Mitgefühl für uns. Sie sagten, dass der Krieg die Schuld von Stalin und Hitler war. Einmal brachte mir eine Frau Pullover und Jacken, weil ich zu ihrer Tochter ehrlich gewesen war.⁹⁷

Fazit

Mit dem Beitrag sollte deutlich gemacht werden, dass es unter den zehntausenden zivilen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern der AEG vielfältige Formen widerständigen Verhaltens von Einzelnen gab. Damit wird die These bestätigt, dass der Blick auf widerständiges Verhalten bislang wenig bekannte bzw. nicht gewürdigte Formen von Selbstbehauptung und Ungehorsam sichtbar macht. Das widerständige Verhalten von zivilen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern konnten weder das System der NS-Zwangsarbeit noch das NS-Regime infrage stellen, es war aber umfangreicher als bisher wahrgenommen. Auch im Rahmen des (unorganisierten) politischen Widerstandes gab es unter den ausländischen Arbeitskräften in der deutschen Rüstungsproduktion, wie das Beispiel der AEG zeigt, offenbar weit mehr Aktionen, als bisher angenommen.

96-97 Vgl. Irmer, „allmand cochon“, S. 248-262.

Widerstand war möglich - Kohlenhandlung Julius und Annedore Leber

Moderation: Dr. Andreas Bräutigam

Gäste: Annette Maurer-Kartal, Dr. Dörte Döhl

(AK Lern- und Gedenkort Annedore und Julius Leber)

Montag, 16. Juni 2014

Nach seiner Entlassung aus dem KZ 1937 war der ehemalige SPD-Reichstagsabgeordnete Julius Leber als Kohlenhändler in der Schöneberger Torgauer Straße tätig. Die Kohlenhandlung diente als konspirativer Treffpunkt. Leber gehörte zu den Vorbereitern des 20. Juli 1944 und wurde in Widerstandskreisen als künftiger Reichskanzler oder Innenminister gehandelt. Nach Verhaftung und Schauprozess wurde

Julius Leber am 5. Januar 1945 in Plötzensee hingerichtet.

Nach 1945 führte seine Witwe Annedore Leber die Kohlenhandlung weiter. Dort führte sie den Mosaik-Verlag. Mit ihren Veröffentlichungen machte sie den Widerstand in der NS-Zeit bekannt. Die ehemalige Kohlenhandlung soll als „Lern- und Gedenkort Annedore und Julius Leber“ eingerichtet werden.

Veranstaltungsbericht

Sonja Miltenberger (Berliner Geschichtswerkstatt e. V.)

Bei diesem Werkstattgespräch ging es nicht so sehr um die historische Aufarbeitung bzw. Betrachtung verschiedener Formen des Widerstands, wie dies in den vorangegangenen Veranstaltungen der Fall war. Dieses Mal ging es um die Schwierigkeiten beim Schaffen eines Gedenkortes.

Doch bevor die Anwesenden in die komplizierten lokalpolitischen Vorgänge eingeweiht wurden, stellte die Kunsthistorikerin Frau Dr. Dörte Döhl die Menschen und den Ort vor, um die es bei dem Gedenkprojekt geht.

Der Gedenkort ist das Gelände der Kohlenhandlung „Bruno Meyer Nachf.“ an der Torgauer Straße am südlichen Ende der Roten Insel. Dieses Unternehmen bestand von 1909 bis 1970. Von 1937 bis 1944 war die Kohlenhandlung die Existenzgrundlage des Lübecker Journalisten und Reichstagsabgeordneten Julius Leber, der nach seiner Haftentlassung 1937 keine Chance mehr hatte, in seinem alten Metier zu arbeiten. Der unauffällige Ort einer Kohlenhandlung, am Bahndamm gelegen, war ein idealer Platz für Lebers illegale politische Tätigkeit. Von hier aus baute er gemeinsam mit anderen Sozialdemokraten ein Netzwerk auf und suchte Kontakt zu anderen Nazi-gegnern aus dem gesamten damaligen politischen Spektrum. Ziel war es, Hitler zu stürzen. Doch bevor es zum misslungenen Attentat kam, wurde Leber am 5. Juli 1944 verhaftet, zum Tode verurteilt und am 5. Januar 1945 hingerichtet. Auch Annedore Leber wurde im Zuge des 20. Juli 1944 verhaftet, kam aber mit einer Haftstrafe von zwei Monaten davon. Nach

Kriegsende baute sie die völlig zerstörte Kohlenhandlung wieder auf und führte dort gleichzeitig den Mosaik-Verlag. Als Publizistin wurde sie zur „Nachlassverwalterin des Widerstands“, als Politikerin Stadtverordnete in Berlin und Mitglied des Abgeordnetenhauses. Nach ihrem Tod 1968 geriet sie, wie so viele Frauen des Widerstands, in Vergessenheit.



Abb. 1: Podium - von links nach rechts: Dr. Andreas Bräutigam (BGW), Dr. Dörte Döhl, Annette Maurer-Kartal (AK Lern- und Gedenkort Annedore und Julius Leber)

Foto: Elke Mocker

Dieser authentische Ort soll nun ein Lern- und Gedenkort werden. Das klingt einfach und einleuchtend. Doch wie schwierig das ist, konnte man an diesem Abend erfahren. Ich muss gestehen, dass ich, bei aller Aufmerksamkeit, dem unübersichtlichen Geschehen nicht immer folgen konnte. Hauptstreitpunkt ist die Frage, ob das nach dem Zweiten Weltkrieg aufgebaute Haus, in dem Annedore Leber die Kohlenhandlung und ihren Verlag betrieb, erhalten oder abgerissen werden soll.

Nachdem DIE GRÜNEN 2009 einen Prüfantrag zum Thema einreichten und die BVV Tempel-

hof-Schöneberg dann einen Beschluss fasste, hätte es eigentlich klappen können.

Das Ergebnis des daraufhin ausgelobten Kunstwettbewerbs irritierte aber und rief die verschiedensten Stimmen auf den Plan: Politiker/-innen, Fachleute und die viel besungene interessierte Öffentlichkeit, die wohl bis jetzt den längsten Atem hatte. Der Arbeitskreis „Lern- und Gedenkort Annedore und Julius Leber im Stadtteilverein Schöneberg e. V.“ kämpft seit über zwei Jahren für eine adäquate Lösung, nämlich einen gesamtstädtischen Erinnerungsort für zivilgesellschaftlichen Widerstand zu schaffen. Die Vertreterin des Arbeitskreises, Annette Maurer-Kartal, berichtete über die verwirrenden Mühen der Ebene. Bei allen Zuschreibungen von Zuständigkeiten der verschiedenen

bezirklichen Ämter, sei es Bau-, Kultur- oder Grünflächenamt, kommt man nicht umhin zu resümieren, dass das Bezirksamt kein wirkliches Interesse an der Umsetzung der Pläne hat und die BVV beschloss, ihren damaligen Beschluss noch einmal zu beschließen.

Das klingt nach Sackgasse. Frau Maurer-Kartal ist dennoch hoffungsfroh: Sie sieht den Arbeitskreis momentan an einer Schlüsselposition zwischen Bezirk und Senat und hofft, dass sich der entsprechende Staatssekretär und der Beirat „Kunst“ beim Senat mit der Problematik befassen.

Eigentlich müsste das nicht sein, denn, so erinnerte Gisela Wenzel in der anschließenden Diskussion, gerade in Schöneberg gäbe es eine gute Tradition in Sachen Gedenkkultur.

Vorträge

Dr. Dörte Döhl

(Kunsthistorikerin, aktive Mitarbeit im Arbeitskreis Lern- und Gedenkort Annedore und Julius Leber und Anwohnerin auf der Roten Insel)

Geschichte einer Kohlenhandlung in Schöneberg Bruno Meyer Nachfolger, Torgauer Straße 24-25

1909-1933

Am 24. November 1909 wurde die Firma Bruno Meyer im Handelsregister eingetragen. Als Berliner Adresse ist 1910 das Schöneberger Ufer 34 aufgeführt, der vermutlich erste Firmensitz für kurze Zeit. Denn 1911 verzeichnen die Adressbücher für Schöneberg ein eisenbahnfiskalisches Grundstück an der Torgauer/Ecke Gotenstraße mit „Meyer, B., Kohlen“. Die im Wachsen begriffenen kleingewerblichen Flächen entlang der Ringbahn an der Torgauer Straße beherbergten Baugewerbe, Schlossereien und weitere Betriebe, wobei die Kohlenhandlungen bevorzugt auf den Eckgrundstücken lagen. Die Torgauer Straße bildet den südlichen Abschluss der von Eisenbahnterrassen umschlossenen „Roten Insel“ von Schöneberg, die westlich von der englischen Gasanstalt und östlich von einem Übungsgelände und Militärbahnhof des II. Eisenbahnregiments eingefasst wurde. Seit 1910 ist der große Gasbehälter IV eine weithin sichtbare Landmarke der Gegend. Kurz zuvor war das Elektrizitätswerk Süd-West an der Ringbahn gebaut worden, dessen hohe Schornsteine und mächtige Kühltürme ebenfalls zu „Wahrzeichen“ der Insel wurden. Dieses Werk lag südlich gegenüber der Kohlenhandlung Bruno Meyers, getrennt durch die Gleise der Ringbahn.

1912 ist die Kohlenhandlung unter dem Namen „Treppenhauer“ verzeichnet, so dass ein Besitzerwechsel stattgefunden haben muss. Ein Jahr später sind als „Meyer Nachfolger“ die Namen Schneider und Treppenhauer aufgeführt, 1914 dann nur noch Schneider. Treppenhauer betrieb stattdessen an der Ecke der heutigen Naumannstraße einen eigenen Kohlenplatz an der Ringbahn. An der gegenüber von „Bruno Meyer Nachfolger“ liegenden Ecke an der Gotenstraße befand sich der Kohlenplatz von Koslowski, später bis vermutlich in die 1970er Jahre von Theo Ansbach betrieben. Ab 1915 war „Bruno Meyer Nachfolger“ den Adressbüchern zufolge der zwischenzeitlich etablierte Firmenname, obgleich der Begründer des Betriebs wohl nur maximal zwei Jahre selber dort tätig war. Der erste bekannte Briefkopf der Kohlenhandlung aus dieser Zeit lautet: „Bruno Meyer Nachf., Brennmaterialien, Schöneberg, Torgauerstr. ,Platz 20“.

In den baupolizeilichen Akten ist vermerkt, dass im Mai 1913 ein erneuter Besitzerwechsel bei Bruno Meyer stattfand, und der Kaufmann Paul Feissel nun den Kohlenhandel betrieb. Die ersten Schuppen auf dem Gelände wurden aus Feuerschutzgründen beanstandet, denn die Vorschrift besagte, dass Holzbauten von Straßen und Nachbargrundstücken 6 m entfernt

liegen mussten. Der Inhaber leistete den Aufforderungen jedoch nicht Folge. Außerdem stellte die Baupolizei fest, dass die Schuppen ohne Baugenehmigung entstanden waren. Eine Besichtigung im Juli 1913 ergab, dass ein Schuppen für Lagerzwecke und einer für Büro Zwecke existierten: „Es handelt sich um zwei Schuppen, jedoch ist der zweite, zu Büro Zwecken eingerichtete Schuppen von 2 m Breite und 4 m Länge auf Rollen aufgestellt und transportabel.“ Als der Polizeipräsident von Schöneberg-Wilmersdorf im April 1914 Zwangsmittel zum Abriss der beanstandeten beiden Bauten androhte, antwortete ein weiterer neuer Besitzer, Johannes Trautmann, und stellte sich als neuer Pächter des Geländes vor. Er lenkte gegenüber der Baupolizei ein und versprach die kritisierte Überdachung des offenen Schuppens zu entfernen. Gleichzeitig bat er darum, die „transportable Bude“ für Schreibarbeiten behalten zu dürfen. Dies hatte einen nachträglichen Antrag für deren Errichtung zur Folge. Im Juni 1914 wurden entsprechende Zeichnungen eingereicht und danach die Baugenehmigung ausgesprochen. Der kleine mit zwei Fenstern und einer Tür ausgestattete Holzbau von 4 x 2 m stand auf fünf quer liegenden Holzbalken und hatte kein eigenes Fundament. Er ist im Situationsplan nahe der östlichen, schräg verlaufenden Grundstücksgrenze eingezeichnet.

1924 wird auf dem gepachteten Grundstück ein offener Kohlenschuppen entlang der nördlichen Seite an der Torgauer Straße neu errichtet. Es handelt sich um eine offene Dachkonstruktion auf Stützen über einem Grundriss von 8 x 6 m. Auch dieser bedurfte der nachträglichen Genehmigung wie auch ein ebenfalls Mitte der zwanziger Jahre entstandener geschlossener Brennholzschuppen mit zwei Geräteräumen, der an der Ostseite des Kohlenschuppens angebaut wurde. Inzwischen hatte die Firma Bruno Meyer Nachf. expandiert. Während das „Haupt-Kontor“ und der Lagerplatz an der Torgauer Straße, Platz 20, lagen, gab es zeitweilig zudem eine Filiale am Lützowufer 2, also am Landwehrkanal unweit des ersten Standortes von 1910.

1933-1945

Ob es weitere Besitzerwechsel in den zwanziger Jahren gab, ist schwer zu ermitteln. Fest steht, dass die Kohlenhandlung 1933 oder 1934 zum Verkauf stand und von Richard Krille erworben wurde. Der SPD-Stadtverordnete von Berlin verlor 1933 seinen Posten als Direktor der Städtischen Brennstoffgesellschaft und durfte nicht mehr Abgeordneter sein, als die Nationalsozialisten an die Macht kamen. Krille

wurde inhaftiert und im Polizeipräsidium von Berlin sowie später im Gefängnis Spandau vom 24. Juni bis 31. Oktober 1933 festgehalten. „Danach, im Herbst 1933, richtete ich mir in Schöneberg ein Kohlegeschäft ein. Darauf erwirkte der neue Berliner Magistrat (Nazi) eine einstweilige Verfügung, durch welche mir eine große Summe beschlagnahmt wurde, um die Weiterführung des Geschäftes zu verhindern. Auf dem Klagewege erreichte ich, dass ich das Geschäft zwar behalten konnte, aber trotzdem laufend überwacht wurde. Geld erhielt ich nicht zurück.“ Dies hält Krille in seinem Entschädigungsantrag 1945 fest. Franziska Mutzbauer erinnert daran, wie Krille zur Kohlenhandlung an der Torgauer Straße kam: „Richard Krille lernte ich seinerzeit kennen durch den früheren deutschen Innenminister Albert Grzesinski [...] Da ich selbst seit 1925 im Kohlenhandel tätig war, gelang es mir nun, für Richard Krille eine kleine Kohlenfirma aufzutreiben, die er als Existenz kaufte. Es handelte sich um die Firma Bruno Meyer Nachf. in der Torgauer Straße in Schöneberg [...] Krille konnte diesen kleinen Betrieb sehr günstig erwerben, ihn von 1933 bis 1937 ausbauen und die Kundschaft vergrößern.“¹

Richard Krille verfügte aufgrund seiner langjährigen Parteilaufbahn nach dem Ersten Weltkrieg in Berlin über eine gute Vernetzung innerhalb der SPD. „Ich suchte Verbindungen mit meinen früheren Genossen. So vor allem mit dem früheren Kreisleiter von Schöneberg – Georg Wendt, mit dem früheren Kreisleiter der SPD von Steglitz, Otto Klose, mit dem Abt.-Leiter Robert Knobloch – Schöneberg [...] und mir von früher bekannten Funktionären der SPD in Neukölln.“² Georg Wendt, der Ende der zwanziger Jahre Reichstagsabgeordneter war, betrieb selber nach seiner Haftentlassung ab 1934 eine Kohlenhandlung in Steglitz. Krille war auch mit Gustav Dahrendorf gut bekannt. Der Redakteur und kurzzeitige Reichstagsabgeordnete der SPD aus Hamburg war bei der Märkischen Brikett- und Kohlen-Verkaufs AG (Petschek-Konzern, ab 1939 Flick-Konzern) in Berlin untergekommen. Die Brennstoffbranche bot vielen verfolgten Sozialdemokraten ab 1933 Unterschlupf, die neue Existenzen aufbauen mussten und sich gegenseitig halfen und Aufträge vermittelten.

Gustav Dahrendorf brachte 1937 Krille mit Julius Leber zusammen, der nach seiner Entlassung aus dem KZ Sachsenhausen am 5. Mai 1937 Arbeit in Berlin suchte. Der Journalist und vormalige SPD-Reichstagsabgeordnete aus Lübeck kehrte zurück zu seiner zwischenzeitlich in Berlin ansässigen

1 Veröffentlicht in: Heinrich-Wilhelm Wörmann: *Widerstand in Tempelhof-Schöneberg, hg. von der Gedenkstätte Deutscher Widerstand*, S. 61.

2 Eigenauskunft im „Fragebogen“ des Magistrats der Stadt Berlin, Hauptausschuss „Opfer des Faschismus“, 12.7.1945.

Familie. Eine Entlassung Lebers nach Lübeck, seiner politischen Heimat, war ausgeschlossen. Zahlreiche Gesuche seiner Frau Annedore Leber, die die Familie ab 1933 mit einem Schneideratelier ernährte und 1935 nach Berlin umsiedelte, waren seiner Entlassung vorausgegangen. Zwei Tage nach seiner Rückkehr erhielt Julius Leber Besuch von Gustav Dahrendorf. Beide Familien lebten in Zehlendorf und die Ehefrauen Annedore und Lina hatten den Kontakt aufrecht erhalten.

Während Leber zunächst nur Beschäftigter der Kohlenhandlung Bruno Meyer Nachf. war, konnte er zum 1. September 1939 Teilhaber der Firma werden, nachdem vermutlich ein vormaliger Mitinhaber von Krille verstorben war. „Geld verdienen konnte Leber damit zunächst nicht, jedenfalls nicht genug, um seine Familie zu ernähren. Das war nach wie vor Annedores Aufgabe. Das Modeatelier florierte, die zehn Näherinnen arbeiteten in einem Zimmer des Hauses am Eisvogelweg, im Wohnzimmer war Anprobe, und nach 1937 hatte Julius sein Arbeitszimmer unter dem Dach.“³ Die beengten Wohnverhältnisse – neben den Lebers und ihren zwei Kindern Katharina und Matthias wohnte die verwitwete Mutter Annedores und die Witwe ihres Bruders mit dessen Kind aus erster Ehe im Eisvogelweg 71 – und ein größeres Maß an Privatheit als Schutz nach der Haftentlassung ihres Mannes mögen Annedore Leber bewogen haben, 1938 eine Anstellung beim Deutschen Verlag anzunehmen, wo sie dann die Schnittmusterabteilung leitete.

Julius Leber arbeitete von 1937 bis zu seiner erneuten Verhaftung am 5. Juli 1944 als Kohlenhändler in der Torgauer Straße. Seine Tochter erinnert sich: „Da musste er vormittags immer hin. Er ist dann früh aufgestanden und mit der U-Bahn und dann mit der S-Bahn bis nach Schöneberg gefahren. Er kam dann mittags wieder oder halt später. Und eines Tages wurden die Kunden ganz groß, da hat er unheimliche Geschäfte gemacht. Zuletzt war das dann die dritt- oder viertgrößte Kohlenhandlung von Berlin. Er hat riesige Lastwagen da gehabt und Fahrer, das florierte total. Ja, das hat er gut gemacht, das hat ihm Spaß gemacht. Die Arbeiter sind für ihn damals schon wieder durchs Feuer gegangen. [...] Und dann hat er ja auch immer geschoben, er hat immer die Kohle verschoben an die Leute, die es haben sollten. Natürlich haben die Freunde dann da ihre Kohlen gekauft, die Anti-Nazis waren ja auch

Lobby.“⁴ Wie erfolgreich die Kohlenhandlung Bruno Meyer Nachf. Ende der dreißiger Jahre wirklich war, lässt sich schwer ermessen. Tatsächlich wurden über die gleichen Netzwerke die politische Arbeit als auch die Geschäfte organisiert. Der frühere Reichbannersvorsitzende Otto Hörsing machte Leber mit Wilhelm Meißner bekannt, vormals für die SPD in Ostpreußen tätig. Er musste Königsberg 1933 verlassen und hatte in Berlin eine Grundstücksverwaltung mit Sitz in der Tauentzienstraße mitbegründet. Durch einen österreichischen Freund jüdischer Herkunft vermittelt, verwaltete er rund 80 Grundstücke in Berlin. Leber erhielt den lukrativen Auftrag, Kohlen für die Beheizung der betreffenden Häuser zu liefern. Aber auch die politische Arbeit spielte eine Rolle. Bei den vierzehntäglichen Gesprächen mit Meißner wurden alle aktuellen Themen auch des Widerstands erörtert.

Ein weiterer regelmäßiger Besucher der Kohlenhandlung war bis 1943 Theodor Heuss, späterer erster Bundespräsident und früherer Reichstagsabgeordneter wie Julius Leber. Während Letzterer auf dem Weg zum Reichstag in der Krolloper zur Sitzung am 23. März 1933 verhaftete wurde, hatte Ersterer an diesem Tag als Abgeordneter der liberalen Deutschen Staatspartei für das Ermächtigungsgesetz gestimmt. Heuss fand zu einer oppositionellen Haltung, aber nicht zum Widerstand. Er schilderte 1950 die Atmosphäre der Gespräche, die er in der Torgauer Straße nach 1937 mit Leber hatte: „Die zwei kleinen Zimmer in dem fragwürdigen Häuschen, nahe bei dem Bahnhof Schöneberg, zwischen den Kohlenbergen der Firma B. Meyer & Co., waren eine rechte Verschwörerbude. Manchmal klingelte es an der äußeren Tür, und Leber musste dann wohl in den vorderen Raum, um einen Kunden zu trösten. Aber in der Hinterstube, auf verhockten Sesseln, hatte die politische Leidenschaft ihre Herberge, verachtender Hass und brennende Liebe.“⁵ Wie schon Gustav Dahrendorf kurz nach der Haftzeit Lebers festgestellt hatte, war dieser trotz unmenschlicher Behandlung ungebrochen aus dem KZ zurückgekehrt und bestens über das politische Geschehen informiert.

Bruno Meyer Nachf. firmierte Ende der dreißiger Jahre und in den beginnenden vierziger Jahren in den Adressbüchern zumeist als Großhandel, was auf die neue Geschäftspolitik mit größeren Abnehmern wie Hausverwaltungen zurückzuführen sein mag. In der Kohlenhandlung war eine Belegschaft tätig, auf die politisch Verlass war, weshalb unter dem Deckmantel

3 Frauke Geyken: *Wir standen nicht abseits. Frauen im Widerstand gegen Hitler*, München 2014, S. 140.

4 Wolf-Jürgen Haßdorf: „Es war ja nicht unser Krieg“. Julius Leber – Kohlenhändler auf der „Roten Insel“, in: *Die Rote Insel, Berlin-Schöneberg. Bruchstücke zur Stadtgeschichte*, hg. von der Berliner Geschichtswerkstatt, Berlin 1989/2008 (erweiterte Neuauflage), S. 129-136, S. 132f.

5 Julius Lebers Opfergang. Theodor Heuss zum fünften Todestag des sozialdemokratischen Politikers, in: *Telegraf*, 5.1.1950.

des Betriebs auch andere Kontakte betrieben werden konnten. Offenbar stammten die meisten Beschäftigten aus dem sozialdemokratischen Milieu. Ein Mithäftling Lebers aus dem Konzentrationslager war dort tätig sowie die Tochter eines ermordeten Häftlings. Die Tochter Lebers erinnert sich: „Schmarsow, auch ein alter Sozi, den hat mein Vater in die Kohlenhandlung geholt, damit er wieder eine Lebensmittelkarte kriegte.“⁶ Im Büro arbeitete als Sekretärin Erika Stark, die berichtet, wie zahlreiche Leute ihr kleines Zimmer durchqueren mussten, um zu Lebers dahinter gelegenen Büro zu gelangen: „Dieses Häuschen hatte zwei kleine Räume. Vorne waren der Schreibtisch und ein kleines Fenster, das man hochschieben konnte, da wurden die Bons verkauft. Der Platzmeister hat dann weiter verkauft. Dahinter war ein kleiner Raum mit einem Clubsofa und auch ein Schreibtisch. Und da saß Dr. Leber, träumte oder [...] legte Patienten und hat über die neue Verfassung nachgedacht, hat er uns immer erzählt. Und da kamen auch die Leute aus dem Widerstand zu Besuch. Die kamen alle bei mir durch und dann haben sie zum Teil Angst gehabt, ob ich etwas verraten könnte oder Schwierigkeiten hätte, aber da hat er immer gesagt: Nein, sie ist keine Gefahr.“⁷

Solidarität im Alltag hieß für Leber auch, die Zwangsarbeiter, die für den Betrieb nach dem Ausbruch des Krieges arbeiteten, regelmäßig zum Essen mit nach Hause zu nehmen: „Jeden Tag holte er sich andere aus dem Lager, entweder Juden oder Russen, für kriegswichtige Arbeiten durfte man die holen. Er brachte die dann immer mit nach Hause, die wurden dann an unseren Tisch gesetzt“, erinnert sich die Tochter.⁸ Als kriegswichtiger Betrieb konnte die Kohlenhandlung offensichtlich Zwangsarbeiter beschäftigen. Auf dem Schöneberger Südgelände und in der Torgauer Straße 10 (Wohnhaus) befanden sich Lager der Reichsbahn. Ob die Firma dort direkt Arbeitskräfte bekommen konnte, ist nicht belegt. Die Zwangsarbeiter aus ganz Europa stellten in dieser Zeit den südlichen und östlichen Güteraußenring in Berlin her, so auch auf diesem südlichen Teilstück in unmittelbarer Nähe zur Kohlenhandlung.

Den engsten Freundeskreis der Familie Leber bildeten die Familien von Gustav Dahrendorf und Ludwig Schwamb. Ralf Dahrendorf erinnert sich: „[Julius Leber] strahlte Kraft aus, Intensität, mühsam

gebändigte Leidenschaft, doch es umgab ihn auch eine gewisse Düsternis. Sonntags, wenn die Familien [Leber und Dahrendorf] sich am Eisvogelweg oder am Süntelsteig in Onkel Toms Hütte, dem Bauhaus-Viertel von Berlin, vor und nach Kriegsbeginn 1939 trafen, spielten mein Bruder und ich mit Matthias und Katharina [Leber]. Einmal fuhren wir zusammen in die Ferien, nach Ahrenshoop an der Ostsee. Manchmal trafen wir uns auch bei anderen, so bei Schwamb. Nicht immer gingen die Eltern ernsteren Dingen nach. Da wurde auch viel gelacht, gespielt, gegessen und getrunken. Aber es wurde auch manches besprochen, was der Zehnjährige, der ich 1939 war, weder wusste noch verstehen konnte.“⁹ Ludwig Schwamb wohnte mit seiner Familie in Wilmersdorf. Dort knüpfte Leber Kontakte zu den Sozialdemokraten Carlo Mierendorff, Theodor Haubach und Wilhelm Leuschner, dem vormaligen hessischen Innenminister. Recht bald nach der Haftentlassung lernte Leber den in seiner Nähe lebenden Ernst Harnack kennen, den ehemaligen Regierungspräsidenten von Merseburg, der ebenfalls Sozialdemokrat war. „Im Winter 1938/39 fand [...] bei Harnack, eine Besprechung mit Leber, Leuschner, Noske, Otto John [...] sowie Klaus Bonhoeffer statt“, bei der über die Möglichkeiten eines Umsturzes und der Bildung einer Einheitsfront beraten wurde, was aber zunächst nicht weiter führte.¹⁰ Lebers erste Kontakte nach der Haft waren mit Vorsicht geknüpft worden und fanden im vertrauten sozialdemokratischen Milieu statt. Er stand vor allem in der Anfangszeit unter schärferer Beobachtung der Gestapo.

Im Verlauf des Jahres 1943 weitete Julius Leber jedoch seine Kontakte entscheidend aus, und es entstanden über das eigene Umfeld hinaus Verbindungen zu dem heterogenen Zusammenschluss von Regimegegnern über die trennenden Partei- und weltanschaulichen Schranken und sozialen Milieus hinweg, das linke, bürgerliche, kirchliche und militärische Kreise umfasste und den Umsturz des Nazi-Regimes plante. „Im Sommer 1943 fuhr Leber mit seiner Familie zum Urlaub an die Ostsee. Dies war das letzte Zusammensein Lebers mit seinen Kindern, die danach mit ihrer Tante Annie Rosenthal [...] evakuiert wurden.“¹¹ Sie kamen in Hordorf bei Magdeburg bei den Eltern der Tante unter. Nach dem Sommerurlaub vermittelte Leuschner den direkten

6 Haßdorf, a.a.O., S. 133.

7 Zeitzeugengespräch, in: *Annedore und Julius Leber. Eltern im Widerstand*, Film von Heike Bretschneider, Sender Freies Berlin, 1994

8 Haßdorf, a.a.O., S. 133.

9 Ralf Dahrendorf: *Julius Leber, der Nationalsozialismus und der deutsche Widerstand*, in: *Die Zeit*, 13.4.1984.

10 Dorothea Beck: *Julius Leber. Sozialdemokrat zwischen Reform und Widerstand*, Berlin 1983, S. 168.

11 Ebd., S. 170.

Kontakt mit der Gruppe um den Konservativen Carl Goerdeler aus Leipzig. Gleichzeitig wurde Leber vertrauter mit den Neuordnungsplänen des Kreisauer Kreises, den er über Mierendorff und Harnack im Spätsommer 1943 näher kennen lernt. Unterschiedliche Auffassungen der beiden Gruppen hinderten Leber nicht daran, in Hinblick auf den Sturz der Nazi-Diktatur mitzugehen und Pläne dahingehend voranzutreiben. Helmuth von Moltke versuchte, ihn stärker an die Kreisauer zu binden, und auch Peter Yorck von Wartenberg konferierte regelmäßig mit Leber. Nach dem Tod von Carlo Mierendorff Anfang Dezember 1943 wurde das Interesse der Kreisauer an Leber als „Ersatzmann“ verstärkt. Er wurde in die Wohnung von Yorck in der Steglitzer Hortensienstraße 50 eingeladen oder von ihm bzw. Moltke – bis zu dessen Verhaftung im Januar 1944 – in der Kohlenhandlung aufgesucht. Der Diplomat Adam von Trotz zu Solz stieß ebenfalls über diesen Kreis auf Leber und beriet sich mit ihm vor seinen Auslandsreisen in der Kohlenhandlung. Auf seiner letzten Skandinavienreise sprach er auf Lebers Wunsch mit Willy Brandt, den er aus Lübeck kannte.

Über die Kreisauer entstand der Kontakt zu Fritz-Dietlof von der Schulenburg, der als Mittler zwischen den unterschiedlichen Gruppen die direkte Begegnung mit Leber suchte. Er kündigte sein Kommen über die Kohlenhandlung an und tauchte im November 1943 bei Leber zu Hause in Zehlendorf auf, um ihn kennen zu lernen. Schulenburg stellte den Kontakt zu Claus Graf Schenk von Stauffenberg her, der die Attentatspläne in die Hand genommen hatte. Zum ersten Treffen zwischen Leber und Stauffenberg kam es im Dezember 1943. Ab diesem Zeitpunkt intensivierte sich die Zusammenarbeit mit dem militärischen Kreis der Verschwörung. Ludwig Beck lernte Leber in der Kohlenhandlung kennen, die der Generaloberst zu Beginn des Jahres 1944 aufsuchte. In den Ministerlisten Goerdelers taucht Leber ab Januar 1944 als künftiger Innenminister in den Plänen für eine neue Regierung nach dem Sturz des Nazi-Regimes auf. Sowohl Stauffenberg als auch Beck sollen Leber später auch auf die Kanzlerschaft nach einem erfolgreichen Machtwechsel angesprochen haben. Insbesondere zu Stauffenberg entwickelte sich bald ein enges Verhältnis, ihre Gespräche fanden unter anderem in der Torgauer Straße statt.

Das Hinterzimmer des Bürohäuschens der unauffälligen Kohlenhandlung wurde zum Begegnungsort für viele heute bekannte Persönlichkeiten des Widerstandskreises des „20. Juli“ mit Leber. In der Vorbe-

reitungsphase der konkreten Umsturzpläne von 1944 ist die Kohlenhandlung ein Ort bilateraler Gespräche, des Netzwerkens und Kontakthaltens sowie des Übermittels konspirativer Botschaften.

Ende März 1944 wurde Bruno Meyer Nachf. bei Bombenangriffen getroffen. Der Kohlenplatz mit allen Holzbauten war dadurch komplett zerstört. Offensichtlich bot das naheliegende Elektrizitätswerk ein Angriffsziel für britische Luftangriffe, wovon ein Großteil der südlichen „Roten Insel“, vor allem zwischen der heutigen Leberstraße und der Gustav-Müller-Straße betroffen war. Seit dem Mai 1944 gab es in Berlin zudem Tagesangriffe der amerikanischen Luftwaffe. Das Büro der Kohlenhandlung wurde auf der gegenüberliegenden Straßenseite im Erdgeschoss eines ebenfalls stark zerstörten Hauses eingerichtet und von dort das Geschäft weiter betrieben. Richard Krille schreibt in einem Brief an Georg Wendt am 10. Mai 1944: „Bruno Meyer ist am 24.3. total ausgebombt mit allem Zubehör. Mehr konnte nicht getan werden. Nun renne ich von einer Stelle zur anderen. [...] Zumachen dürfen wir nicht. Also bringen wir alle Zugänge [Kohlenlieferungen] auf die ausgebrannten Plätze und haben unser Büro gegenüber im ausgeblasenen Haus Torgauer Str. 7 ptr. Ein Betrieb ist das nicht mehr, nur ein Wursteln. Und wie lange noch? Vor allem nach den beiden Tagesangriffen vom Sonntag und Montag. Da ist wieder allerlei runtergekommen. [...] Leber ist gestern auch zur Röntgenaufnahme gewesen. Er hofft noch immer frei zu bleiben, aus den dir bekannten Gründen. Aber wer weiß, ob es gelingt.“¹²

Welche Bedeutung die Anspielungen des Briefes auf Leber konkret haben, muss hier offen bleiben.¹³ Fest steht, dass zunächst Richard Krille aus unbekanntem Gründen am 11. Juni 1944 von der Gestapo verhaftet wurde und bis September im KZ Sachsenhausen inhaftiert blieb. Julius Leber war also fortan allein für den Betrieb verantwortlich, gleichzeitig gab es bei den Planungen für den Umsturz und die anschließende Zeit – nicht zuletzt wegen des weiterhin sich hinauszögernden Attentats und der am 6. Juni beginnenden lange erwarteten Invasion der Alliierten in der Normandie – Kontroversen zwischen den unterschiedlichen Beteiligten und mehrere Treffen. Leber setzte sich außerdem für eine breitere gesellschaftliche Aufstellung ein und befürwortete eine Kontaktaufnahme mit den Kommunisten. Er wurde hierin von dem Kreisauer und Sozialdemokraten Adolf Reichwein unterstützt, der über entsprechende Beziehungen verfügte. Ab Mai 1944 wurden die Pläne

¹² Veröffentlicht in: Wörmann, a.a.O., S. 62.

¹³ Es ist davon auszugehen, dass hier keine medizinische Untersuchung gemeint ist.

konkreter, in die auch Stauffenberg einbezogen war. Rosemarie Reichwein berichtet, dass ihr Mann sie in Kreisau, wo sie mit den Kindern lebte, Ende Mai aufsuchte und in die Pläne einweihte: „Er war zuletzt Pfingsten in Kreisau. Da saß er abends mit Freya von Moltke und mir zusammen und berichtete uns zum ersten Mal, dass er vorhätte, sich mit den Kommunisten zu treffen, zusammen mit Julius Leber, weil sie es notwendig fänden, dass sie die Masse des Widerstandes hinter sich hätten und nicht etwa gegen sich. Und er sagte, ich habe jetzt Kontakt zu den Kommunisten aufgenommen – und wenn das schief geht, kostet es unser Leben. Wir beide haben dagegen nichts eingewendet. Ich habe es sogar noch unterstützt und gesagt, ich finde es notwendig, dass ihr diese Menge hinter euch habt. Wir stehen dazu.“¹⁴ Auch Annedore Leber, die bei allen Widerstandstreffen im Rahmen ihres Hauses im Eisvogelweg dabei war, wird von ihrem Mann über das Treffen voll informiert gewesen sein.

Am 21. Juni 1944 gab es eine Besprechung in der Wohnung von Yorck zu diesem Thema: „Neben Yorck waren Leber, Reichwein, Theodor Haubach, Paulus van Husen, Hans Lukaschek und Adam von Trotz anwesend. Leber und Reichwein informierten die anderen über das für den nächsten Tag geplante Treffen. Haubach, van Husen und Lukaschek äußerten offensichtlich Bedenken gegen die Zusammenkunft, während Leber ausdrücklich auf fünf Jahre gemeinsamer KZ-Haft mit Kommunisten verwies. Die Bedenken der anderen reichten offenbar nicht aus, Leber und Reichwein von ihrem Vorhaben abzubringen; Paulus von Husen berichtete nach 1945 sogar, dass es ihnen gelungen sein soll, die anderen Anwesenden zu überzeugen.“¹⁵ Leber und Reichwein gingen am folgenden Tag zur eingefädelten ersten Begegnung mit kommunistischen Vertretern, deren Identität sie nicht kannten, in eine Arztpraxis in der Köpenicker Straße 76. Es sollte das erste und letzte Treffen zwischen führenden Sozialdemokraten und Kommunisten in der Nazizeit sein.

Sie trafen bei dem Arzt Rudolf Schmid auf Anton Saefkow und Franz Jacob, die – entgegen der Absprache – als Dritten Ernst Rambow mitbrachten. „Das Gespräch verlief in sehr vorsichtiger Form und war im Wesentlichen Frage und Antwort zwischen Leber und den Kommunisten. Die Kommunisten waren äußerst entgegenkommend. Freie Demokratie? Ja. Privateigentum? Ja, Konzerne und Großkapital aus-

genommen. Einzelheiten wurden nicht berührt. Das war auch nicht beabsichtigt, es war ja nur eine erste Fühlungnahme. Sie verlief in angenehmen Formen. Man merkte, niemand wollte etwas Störendes in den Gesprächen vorbringen. Es war auch klar, man wollte zusammenbleiben, man wollte sich verstehen, man hatte eine gemeinsame Aufgabe, von der verschiedene Auffassungen nicht ablenken durften.“¹⁶ Nachdem das erste Gespräch grundsätzlich positiv verlaufen war, verabredete man sich zu einem weiteren konspirativen Treffen. Leber war Franz Jacob bekannt, dem er in der gemeinsamen KZ-Haft begegnet war – daher wurde offenbar eine Grundregel gebrochen, nämlich die Nennung eines Namens zu unterlassen.

Mit Jacob und Saefkow standen den beiden Sozialdemokraten Leber und Reichwein die Köpfe einer weitverzweigten Widerstandsorganisation gegenüber, die nicht nur aus Kommunisten bestand, sondern vor allem in Berliner Betrieben zahlreiche Zellen hatte. In direkter Verbindung zur Exil-Führung der KPD in Moskau stand sie nicht. Die Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation umfasste ungefähr 500 Personen und unterhielt Kontakte in andere deutsche Großstädte. Allerdings stand sie zu diesem Zeitpunkt schon unter Beobachtung der Gestapo, und Rambow war als Spitzel eingeschleust worden. Beim zweiten verabredeten Treffen am Abend des 4. Juli 1944, das am heutigen U-Bhf. Theodor-Heuss-Platz stattfand, kam es zur Verhaftung von Reichwein, Saefkow und Jacob. Leber war nicht erschienen, weshalb sich das Trio wieder trennen wollte und sich auf einen neuen Termin verständigt hatte. Julius Leber wurde am nächsten Morgen in seiner Schöneberger Kohlenhandlung verhaftet. Sein Name war der Gestapo offensichtlich aufgrund des ersten Treffens bekannt – was ihn auch zur besonderen Vorsicht veranlasst haben mag. Leber lehnte das zweite Treffen offenbar ab, warum ist jedoch unklar.¹⁷ Es folgte eine Verhaftungswelle und eine systematische Zerschlagung der Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation. Mindestens 100 Personen des Kreises wurden ermordet.

Von der Verhaftung ihres Mannes erfuhr Annedore Leber über Theodor Haubach, der sie zwei Mal am 5. Juli aufsuchte. „Sie [...] versuchte eine Woche lang, etwas über den Aufenthaltsort ihres Mannes nach der Verhaftung zu erfahren. Vergeblich. Man ließ sie im Ungewissen. Am achten Tag wurde sie selbst bei einer Hausdurchsuchung von der Gestapo mitgenommen, aber schon bald wieder freigelassen.

14 Zeitzeugengespräch, in: *Annedore und Julius Leber. Eltern im Widerstand*, Film von Heike Bretschneider, Sender Freies Berlin, 1994.

15 Johannes Tuchel: *Kontakte zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten im Sommer 1944*, in: *Dachauer Hefte*, Heft 11, 1995, S. 78-101, S. 90.

16 Rudolf Schmid: *Die Ereignisse des 22. Juni 1944*, in: *Telegraf*, 7.1.1947.

17 Annedore Leber: *Den Toten immer lebendigen Freunden. Eine Erinnerung zum 20. Juli 1944*, Berlin 1946, S. 12.

Sie reagierte geschickt auf die Situation, ließ sich krankschreiben und legte sich für die kommenden Wochen in ein Krankenhaus, um so der Verhaftung zu entgehen.¹⁸

Die Entwicklung war vor allem beunruhigend für Stauffenberg, dessen Attentatspläne nun unter besonderem Druck standen. Fritz-Dietlof von der Schulenburg nahm indirekten Kontakt zu Annedore Leber auf, indem er die Journalistin Ursula von Kardorff, die im selben Verlag arbeitete wie Annedore, ins Krankenhaus zu ihr schickte. Kardorff berichtet: „Ich solle ihr mitteilen, dass man die Spur ihres Mannes gefunden habe und mit ihr Verbindung aufnehmen. [...] Im Bett lag eine junge Frau, vor sich ein Zeichenbrett mit Modeskizzen. Sie sah mich erstaunt an. Als ich erklärte, wer ich sei und von wem ich käme, sagte sie etwas zögernd: ‚Verzeihen Sie bitte vielmals, aber kann ich irgendeine Legitimation sehen?‘ Ich zeigte ihr meinen Ausweis. ‚Sie glauben nicht, wie vorsichtig ich sein muss, sagte sie entschuldigend. Der Bann war gebrochen, ich konnte die Nachricht weitergeben. Sie nahm sie mit Fassung auf, sah allerdings schon so blass aus, dass sie schwerlich noch weißer hätte werden können. Dann bat sie mich, [Fritz-Dietlof von der Schulenburg] zu berichten, dass die Haussuchung bei ihr nichts ergeben habe, die Gestapo-Leute seien unverrichteter Dinge wieder abgezogen, abgesehen von zwei Flaschen Schnaps, die sie gestohlen hätten. Man habe sie zum Verhör mitgenommen. Im Vorzimmer sei sie vor Erschöpfung eingeschlafen, ein besseres Alibi hätte ihr die Natur nicht erfinden können. Später habe man sie erstaunlicherweise wieder gehen lassen. In einem Amt – Chiffre und Anfangsbuchstaben musste ich auswendig lernen, sie wollte nicht, dass ich das aufschrieb – sei sie noch einmal länger verhört worden, aber auch ergebnislos.“¹⁹ Kardorff konnte also die erhoffte Nachricht, dass nichts Verdächtiges gefunden worden war, weitergeben. Bereits am 11. und am 15. Juli hatte Stauffenberg Attentatsversuche auf Hitler abgebrochen. Am 16. Juli wurde in Berlin bei einem Treffen der Verschwörer vereinbart, den 20. Juli zu nutzen. Drei Tage zuvor traf Kardorff erneut mit Schulenburg zusammen, der Annedore Leber bestellen ließ, sie täten ihre Pflicht.

Lebers und Reichweins Verbindung zu der Verschwörung wurde erst im Zuge der Verhaftungs- und Verfolgungswelle nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler durch Stauffenberg von der Gestapo aufgedeckt. Daraufhin verlegte sie Leber am 27. Juli vom Zuchthaus Brandenburg in die Sicherheitspoli-

zeischule Drögen in Mecklenburg, wo er intensiv und gewaltsam verhört wurde. Am 5. August kam er in den Zellenbau des KZs Ravensbrück, wo sich einige weitere Widerständler befanden. Zwei Tage später wurde Annedore Leber inhaftiert und bis zum 30. September im Gefängnis Moabit festgehalten. Die Kinder holte man aus Hordorf ab, sie kamen in die Familie eines Gestapo-Mannes. Eine Kontaktaufnahme oder eine Nachrichtenübermittlung zwischen den auseinandergerissenen Familienangehörigen war nicht möglich. Im Oktober versuchte Annedore zunächst herauszufinden, ob ihr Mann noch lebe, wurde jedoch von den Behörden im Unklaren gelassen. Durch Ursula von Kardorff erfuhr sie am 16. Oktober, dass ihr Mann noch lebte und vor den Volksgerichtshof gestellt werden sollte. Die Kinder hatte sie zurück nach Hordorf bringen können.

Ab August 1944 fanden unter dem Vorsitz von Roland Freisler im repräsentativen Plenarsaal des nahezu unbeschädigten Kammergerichts am Kleistpark in Berlin die Schauprozesse gegen die Beteiligten des „20. Juli“ statt. Während die Öffentlichkeit ausgeschlossen war, wurden Angehörige der Wehrmacht zur Abschreckung zu den Prozessen geschickt, die propagandistisch ausgeschlachtet werden sollten. Allerdings kamen die Filmaufnahmen der Wochenschau aus dem Kammergericht nicht zum Einsatz, sie blieben als „Geheime Reichssache“ unter Verschluss.

Am 20. Oktober 1944 urteilte Freisler über Julius Leber, Adolf Reichwein, Gustav Dahrendorf und Hermann Maaß, die alle bis auf Dahrendorf Todesurteile erhielten. Wiederum wurden die Angehörigen nicht informiert. Annedore Leber erfuhr einen Tag später von Prozess und Urteil durch Ursula von Kardorff und reagierte gefasst.

Am 25. Oktober antwortete Julius Leber auf den ersten Brief, den er von seiner Frau nach seiner Verhaftung im Juli erhielt. Erleichterung ist spürbar, dass er ein erstes Lebenszeichen in Händen hielt. Es drängt ihn aber auch, geschäftliche Angelegenheiten anzusprechen. Er gibt ihr Nachrichten für Richard Krille weiter, der seinerseits seit dem 8. September wieder frei war, und nun die Schadensregulierung der Kohlenhandlung übernehmen musste: „Da ist zunächst der Fliegerschaden der Firma. Mein Kompagnon Krille wird sicher versucht haben, in die Angelegenheit einzudringen. Der Sachschaden regelt sich ziemlich leicht. [...] Der Nutzungsschaden dagegen ist eine komplizierte Sache. Krille muss davon ausgehen, dass der Bruttonutzen monatlich

18 Geyken, a.a.O., S. 154f.

19 Ursula von Kardorff: *Berliner Aufzeichnungen, 1942 bis 1945. Unter Verwendung der Original-Tagebücher neu herausgegeben und kommentiert von Peter Hartl, München 1992 (Taschenbuch Hamburg 1994), S. 206f.*

etwa 3 000,- betragen muss, alles andere ergibt dann das Formular. Wegen der Fahrzeuge kennt er die Stellen, wo die Vorarbeit geleistet ist. Am wichtigsten ist zunächst der Holzgenerator. Wenn du da etwas erreichen kannst!²⁰

Julius Leber, der zwischenzeitlich im Gestapo-Gefängnis in der Prinz-Albrecht-Straße einsaß, wartete Wochen auf seine Hinrichtung. Der für die Vollstreckung der Todesstrafe zuständige Kriminalrat Lange hatte nach Aussagen von Annedore Leber ein Geschäft mit ihr vereinbart. Er stellte die Papiere für die Todesstrafe zurück und wollte im Gegenzug für seine Frau ein positives Zeugnis von Annedore Leber nach dem Krieg erwirken. Während dieser Zeit konnte Leber weitere Briefe mit seiner Frau wechseln, die ihn zudem im November und Dezember in der Haft besuchen durfte. Die Aufschiebung der Todesstrafe weckte Hoffnungen, dennoch war es eine Zeit des Abschiednehmens, der in den überlieferten Briefen zwischen Annedore und Julius Leber deutlich zum Ausdruck kommt.

Daneben war die Lage der Kohlenhandlung auch während der Besuche Annedores ein Thema, denn Julius Leber schreibt ihr mit Datum vom 23. November 1944: „Dein letzter Besuch war eine Überraschung und gerade auch deshalb eine besonders große Freude. Die Festtage dieses sonst so trübseiligen Lebens sind diese Besuchstage, und gerade dein letzter Besuch war so, dass meine arme Seele tagelang davon erhellt wird und davon zehren kann. Wie sehr ich mich mit dir freue über die allmähliche Klärung deiner wirtschaftlichen und geschäftlichen Situation, das wirst du gut verstehen können. Daneben ist es dann nicht so wichtig, wie sich Bruno Meyer Nachf. entwickelt. Aufmerksam habe ich aber trotzdem die Anträge wegen des Bombenschadens durchgesehen. Und ich finde, dass sie im Ganzen gut und richtig sind. Besondere Beanstandungen habe ich jedenfalls nicht zu machen.“²¹ Tatsächlich war mit der Todesstrafe auch die Beschlagnahmung des gesamten Vermögens ergangen. Annedore wandte sich am 20. November 1944 an den Oberfinanzpräsidenten Berlin-Brandenburg und erhielt mit Datum vom 18. Dezember die Auskunft: „Ich bin zu einer Freigabe von Beträgen aus den Einkünften der Firma im gegenwärtigen Zeitpunkt leider nicht in der Lage. Das Vermögen ihres Mannes ist von der Staatspolizeileitstelle Berlin beschlagnahmt worden. Für

etwaige Gnadenmaßnahmen sind die Anträge beim Herrn Oberreichsanwalt des Volksgerichtshofes zu stellen.“ Dass Annedore Leber dort nicht viel ausrichten konnte, war also klar. Ihre eigenen wirtschaftlichen Pläne aber waren womöglich anderer Natur. In seinem Weihnachtsbrief schreibt ihr Julius Leber: „Nur mit einem Satz komme ich auf deinen vorletzten Brief zurück. Um mir die Ruhe wegen eurer Zukunft zu geben, schreibst du mir immer wieder von deiner geschäftlichen Sicherheit. Gewiss ist das immer eine besondere Beruhigung für mich. Aber ich glaube doch, dass du deine Konkurrenz diesmal doch wesentlich unterschätzt. Sie wird dir große Schwierigkeiten machen, umso mehr, als das Papier immer knapper wird.“²²

Zu Beginn des Jahres 1945 änderte Kriminalrat Lange seine Meinung, und Julius Leber wurde am 5. Januar in Plötzensee gehängt. Sein letzter Brief datiert vom 1. und 2. Januar 1945. Er drückt einen tiefen Stolz auf seine Frau aus, aber auch Sorge um ihre Gesundheit und das Schicksal der Kinder. Mit der Nachricht seines Todes fuhr Annedore Leber nach Hordorf zu ihren Kindern und blieb dort bis zum Ende des Krieges.

1945-1968

Während sich Annedore Leber nach dem Krieg eine neue Existenz in Berlin aufbaute – und zwar zunächst als Politikerin und Publizistin – hielt sie an der Kohlenhandlung Bruno Meyer Nachf. fest, obwohl der Betrieb am Boden lag: „Bei Kriegsende 1945 war das Geschäft, das schwerste Bombenschäden erlitten hatte und dessen Fuhrpark fast insgesamt verbrannt war, faktisch so gut wie zerstört. Ich suchte zunächst nur den Firmentitel aufrecht zu erhalten, während der andere Teilhaber, der [...] Richard Krille, wegen der Mittel, die ein Neuaufbau erforderlich machte, damals aus der Teilhaberschaft ausschied, mit der Verpflichtung für mich, seiner Frau nach dem Tode 10 % des Reingewinnes auszuzahlen. Seither bin ich alleinige Inhaberin des Geschäftes.“²³

Ihren Lebensunterhalt und den für ihre Kinder und die Schwägerin konnte Annedore Leber zunächst im Wesentlichen aus ihrer Tätigkeit für die Zeitung „Telegraf“ bestreiten. Sie war neben dem Journalisten Arno Scholz und dem Politiker Paul Löbe Lizenzträgerin der erfolgreichen SPD-nahen Zeitung, die zum 22. März 1946 von der britischen Besatzungsmacht

20 Brief von J. Leber an A. Leber, 25.10.1944, veröffentlicht in: Beck, a.a.O., S. 331.

21 Brief von J. Leber an A. Leber, 23.11.1944, veröffentlicht in: Ebd., S. 333.

22 Brief von J. Leber an A. Leber, 24./25.12.1944, veröffentlicht in: Ebd., S. 336f..

23 Brief von A. Leber an das Entschädigungsamt Berlin, 14.3.1958, in: Berliner Entschädigungsbehörde, Entschädigungsakte 15 785 Annedore Leber, A 136.

zugelassen wurde.²⁴ Dort kam auch Richard Krille unter, sicherlich auf Vermittlung von Annedore Leber. Im Juli 1946 veröffentlichte sie im Verlag des Telegraf das Bändchen „Den Toten immer lebendigen Freunden. Eine Erinnerung zum 20. Juli 1944“. Sie widmete es nicht nur ihrem Mann, sondern auch den sozialdemokratischen Weggefährten Ernst von Harnack, Theodor Haubach, Wilhelm Leuschner, Hermann Maass, Carlo Mierendorff, Adolf Reichwein und Ludwig Schwamb. Ein Jahr später, am 19. Juli 1947, veröffentlichte Annedore Leber im „Spiegel“ eine Seite zu den „Männern des 20. Juli“, die von ihren persönlichen Erinnerungen geprägt ist. In der Zeitung „Telegraf“ spielte das Thema Widerstand und Zeitzeugenerinnerungen ebenfalls eine Rolle, was auf Annedore Leber zurückzuführen sein wird. Sie selber wandte sich in Beiträgen vor allem an Frauen und junge Leser. Dies stand auch im Mittelpunkt ihrer politischen Tätigkeit.

Bereits im Sommer 1945 überzeugte Gustav Dahrendorf Annedore Leber, eine politische Laufbahn einzuschlagen. Sie wurde Mitglied im Zentrallausschuss der SPD, der im Juni 1945 in Berlin entstand, um eine Neugründung der Partei vorzubereiten. Ab Oktober leitete sie außerdem dort das Frauensekretariat. Als im April 1946 jedoch die Vereinigung zur SED im Ostsektor stattfand, trat Annedore Leber der West-SPD bei. Bei den ersten Wahlen zur Stadtverordnetenversammlung in Groß-Berlin im Oktober 1946 wurde sie im Kreis Zehlendorf gewählt. Ihre erste Rede widmete sie der Notlage der Bevölkerung im folgenden harten Winter. 1948 wurde die politische Teilung der Stadt endgültig vollzogen, und ein Gesamtberliner Parlament bestand ab November nicht mehr. Annedore Leber wurde im Westen von 1954 bis 1962 Bezirksverordnete in Zehlendorf sowie von 1963 bis 1967 Mitglied des Abgeordnetenhauses von Berlin.

Bei der Rückkehr der Familie nach Berlin im Sommer 1945 war das Haus im Eisvogelweg von den Amerikanern beschlagnahmt. Annedore Leber wurde als Ersatz ein Haus im Eggepfad 3 in der Nähe angeboten. Dort zogen die Kinder und auch die Schwägerin wieder mit ein. 1956 gelang es ihr, ein Häuschen im Possweg 38 zu erwerben, nachdem ihr im Eggepfad gekündigt worden war. Die Alteigentümer hatten das Haus zurückerhalten, nachdem es nicht mehr unter Kontrolle der Amerikaner stand. Ab 1961 wohnten in diesem letzten

Wohnhaus von Annedore Leber größtenteils auch die beiden Enkelkinder Julia und David Heinemann.

Zum 10. September 1950 verließ Annedore Leber den „Telegraf“ und widmete sich publizistisch vorwiegend ihrem eigenen Verlag, den sie bereits 1947 gegründet bzw. für den sie eine britische Lizenz erhalten hatte. Das Stammkapital konnte sie aus den Einnahmen vom „Telegraf“ aufbringen. „Zweck des Verlags waren zunächst Druck und Herausgabe der Zeitschrift Mosaik. Monatsblatt für Sie und Ihn. Diese sollte, so lautete eine Zeitungsmeldung, ‚ganz objektiv‘ sein und sich mit ‚allen Gegenwartsfragen, Frauenproblemen, Kunst und Politik‘ befassen. Regelmäßig gab es Beilagen für Mode und Schnitte, denn natürlich war neben den ideellen Zielen auch ans Geldverdienen gedacht.“²⁵ Möglicherweise hatte Annedore Leber die Idee dazu schon im Jahr 1944, als sie sich mit Julius Leber über ihre wirtschaftlichen Pläne für die Zukunft austauschte. Und auf diesem Gebiet hatte sie Erfahrungen bei ihrer Anstellung im Deutschen Verlag gesammelt.

Der Wiederaufbau der Kohlenhandlung an der Torgauer Straße begann 1948/49 unter Annedore Lebers Leitung. Das Büro bestand weiterhin in dem stark kriegsbeschädigten Haus gegenüber. Es war zuerst notwendig, die Einfriedungen und Stützmauern des Kohlenplatzes zu erneuern. Zu diesem Zweck stellten die Amerikaner 1948 einen Baufreigabeschein aus. Die Begründung lautete: „Die Böschung an der Gotenstraße hat den Holzzaun des Kohlenlagerplatzes eingedrückt und so den Passantenverkehr gefährdet. Der Platz wird zur Beseitigung weiterer Gefahren mit einem Zaun aus Betonfertigteilen zwischen Eisenträgern eingezäunt.“ Die Baumaßnahme zog sich offenbar bis ins Jahr 1949 hin. Es handelte sich um eine Stützmauer an der Gotenstraße und eine Stützmauer an der Torgauer Straße, die bis zur Einfahrt des Geländes reichte. Die Mauern maßen bis zu zwei Meter. Wann genau die Böschungsmauer zum Bahndamm entstand, ist unklar, die Ausführung erfolgte aber in identischer Weise mit Betonfertigteilen, während die Mauer östlich der Einfahrt auf das Grundstück aus unterschiedlichen Steinen zusammengestellt ist und daher womöglich älteren Datums ist.

Ende des Jahres 1950 stellte der Kohlengroßhandel Bruno Meyer Nachf. einen Bauantrag, weil die Büroräume in der Torgauer Straße 7 wegen Abbruch des Hauses nicht mehr länger zur Verfügung standen. Annedore Leber hatte gerade den „Telegraf“ verlas-

²⁴ A. Leber gibt an, erste kleinere Einkünfte für den Telegraf bereits ab dem 1.10.1945 erhalten zu haben. Siehe: Brief von A. Leber an das Entschädigungsamt Berlin, 7.7.1955, in: Berliner Entschädigungsbehörde, Entschädigungsakte 15 785 Annedore Leber, A 72.

²⁵ Geyken, a.a.O., S. 208f.

sen und eine Auszahlung erhalten, die ihr offenbar nun eine größere Investition ermöglichten. Um diese Zeit herum mag auch ein neuer Pachtvertrag mit der Bahn entstanden sein, jedenfalls konnte der Platz in östlicher Richtung erweitert werden. Die von der Bahn genutzte Nachbarparzelle wurde aufgegeben, nachdem das Stellwerk an der Ringbahn obsolet geworden war. Die dort abzweigende sogenannten Cheruskerkurve – eine von zwei von der Ringbahn nördlich wegführenden Spitzkehren – war ebenfalls 1944 zerstört worden und seither nicht mehr befahren. Ein Wiederaufbau wurde nicht vorgenommen, so dass das Stellwerk, das sich auf dem Bahndamm befand, ebenso wie die entsprechenden Gleise verschwanden.²⁶ Damit reichte die Parzelle der Kohlenhandlung von der Gotenstraße bis fast zur Höhe der 1947 umbenannten Leberstraße und konnte sich somit um ca. ein Drittel in östlicher Richtung vergrößern.²⁷

Anstelle eines zerstörten Werkstattgebäudes, das auf dem Bahngelände gestanden hatte, beantragte Annedore Leber im November 1950 den Bau von zwei kleinen Bürobauten für die Kohlenhandlung, die östlich der alten Einfahrt zur Kohlenhandlung hintereinander liegen sollten. Zur Ausführung kam allerdings nur das Häuschen direkt an der Einfahrt. Es war für drei Büros, eine kleine Küche, WCs und Ankleide für die Arbeiter (mit eigenem Eingang) ausgelegt. Der zweite kleinere Bau, der nicht realisiert wurde, sollte zwei Räume enthalten und ein WC. Das größere Büro ist als „Chefzimmer“ ausgewiesen und das kleinere als „Sekretariat“. Die Planung deutet daraufhin, dass in dem einen Haus im Wesentlichen die Mitarbeiter der Kohlenhandlung tätig sein sollten und ein Büro für den Verlag von Annedore Leber vorbehalten gewesen sein mag. Sie selber wollte hingegen in dem zweiten Haus ein eigenes etwas großzügigeres Büro haben, nachdem sie nicht mehr beim „Telegraf“ tätig war und ganz offensichtlich von der Torgauer Straße aus auch ihren Verlag zu leiten beabsichtigte. Eine zweite Ausfahrt im Osten wurde im Zuge der Baumaßnahme eingerichtet. Ansonsten sind zwei kleine Geräteschuppen und ein Schuppen für die Bandsäge in den Plänen des Bauantrags von 1951 verzeichnet.

Das Bürohäuschen für die Kohlenhandlung wurde 1951 gebaut und steht zumindest in Teilen auf den Fundamenten des vormaligen Werkstattgebäu-

des der Bahn. Es verfügte über einen rückwärtigen Ausgang mit einem eigenen kleinen Tor zur Straße. Dort waren später zwei Mitarbeiterinnen tätig, eine für den Verlag und eine für die Kohlenhandlung, während Annedore Leber das rückwärtig gelegene Büro benutzte.

Aus Auskünften von Annedore Leber an die Entschädigungsbehörde in Berlin geht hervor, dass die Kohlenhandlung erst im Jahr 1952 wieder einen Gewinn verzeichnen konnte. In den fünfziger Jahren waren dort in der Regel 5 Arbeiter beschäftigt, eine Bürokraft und eine Buchhalterin, die auch für den Verlag arbeitete. Mit dem wachsenden Geschäft war auch eine Erneuerung des Fuhrparks möglich, der 1953 einen LKW, einen PKW und eine Zugmaschine umfasste. Die notwendige Modernisierung des Betriebs stand bis zur Vergabe eines Aufbaukredites 1955 auf wackligen Beinen. In den fünfziger Jahren wurde mit Briketts, Steinkohle, Koks, Holz und Öl gehandelt.

Ab 1950 brachte der Mosaik Verlag kleine Gewinne ein. Während die Zeitschrift „Mosaik“ nur bis 1949 erschien, machte sich Annedore Leber in den fünfziger Jahren einen Namen damit, Bücher über den Widerstand zu veröffentlichen, die sie dann vor allem auch mit den Einnahmen aus dem Kohlenhandel finanzieren konnte. Den Auftakt machte eine Veröffentlichung der Schriften von Julius Leber im Jahr 1952 unter dem Titel „Ein Mann geht seinen Weg. Schriften, Reden und Briefe von Julius Leber, herausgegeben von seinen Freunden“. Im Epilog heißt es: „Die neue deutsche Demokratie hätte sich, wenn manche ihrer Repräsentanten nicht von einem offensichtlich schlechten Gewissen verfolgt gewesen wären, eindeutig und unmissverständlich zum Widerstand und darum gerade auch zum 20. Juli bekennen müssen. [...] So konnte es denn möglich werden, dass man in Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg ungestraft die nazistischen Verderber des Vaterlandes rühmen konnte und ihre aktiven Widersacher schmähen durfte. Und gewisse Opportunisten raunten sich zu, es sei nun eben so, dass erfolgreiche Rebellen Helden würden, erfolglose jedoch Verräter.“²⁸

Mit diesem Resümee der ambivalenten Rezeption des Widerstands in den Nachkriegsjahren, in denen die Angehörigen des Widerständler immer noch

26 Im Zuge der S-Bahn-Linie S 21 ist eine Wiedereinrichtung dieser Trasse, die durch den Cheruskerpark führt, jedoch möglich. Seit Juli 1944 ist die Südringspitzkehre stillgelegt. In den fünfziger Jahren wurden die Gleise nach und nach abgebaut und es entstand u.a. an ihrer Stelle der Cheruskerpark.

27 Ursprünglich Sedanstraße genannt, hatte diese erste Straße auf der „Insel“ in der Nazizeit nach einem SA-Mann Franz-Kopp-Straße geheißen.

28 Ein Mann geht seinen Weg. Schriften, Reden und Briefe von Julius Leber, herausgegeben von seinen Freunden, Berlin / Frankfurt am Main 1952, S. 288.

Anfeindungen ausgesetzt waren, ist eine der Motivationen für die verlegerische Tätigkeit von Annedore Leber zu suchen. Die Bemerkung steht mit Sicherheit aber auch vor dem Hintergrund des Remer-Prozesses, in dem Annedore Leber als Nebenklägerin auftrat. 1951 hatte Otto Ernst Remer als rechtsextremer Wahlkämpfer die Widerständler des „20. Juli“ öffentlich als Landesverräter bezeichnet und war wegen Verunglimpfung angezeigt worden.

„Schon kurz nach dem Krieg hatte man Annedore Leber die Fotos angeboten, die in Goebbels Auftrag während der Verhandlungen am Volksgerichtshof von den Angeklagten gemacht worden waren. Es ist sehr gut möglich, dass der Fotograf, der als Assistent an diesen Aufnahmen beteiligt gewesen war, mit dem Widerstand sympathisierte und deshalb versuchte, sie gerade an Annedore Leber zu verkaufen [...]“²⁹ Zehn Jahre nach dem erfolglosen Attentat des „20. Juli“ brachte der Mosaik-Verlag 1954 den Band „Das Gewissen steht auf. 64 Lebensbilder aus dem deutschen Widerstand 1933-1945“ heraus. Im Vorwort schreibt Annedore Leber: „Der erste Gedanke zu diesem Buch liegt Jahre zurück. Den Anstoß gaben Bilder aus der Zeit der nationalsozialistischen Gerichtsbarkeit. Sie wurden in dem Verhandlungsraum des Volksgerichtshofes [...] während der Prozesse, die der Aktion vom 20. Juli 1944 folgten, aufgenommen. Damals haben weder die betroffenen Familien noch die Öffentlichkeit etwas von diesen Fotografien gewusst. Bald nach dem Zusammenbruch wurden sie mir zugänglich gemacht.“³⁰

„Das Gewissen steht auf“ enthält kurze biografische Skizzen von Widerstandskämpfern, jeweils mit einem Foto versehen. Das Material wurde von Annedore Leber recherchiert, die damit erstmals über den Personenkreis, den sie persönlich kannte, eine Publikation herstellte mit dem Ziel, möglichst viele und unterschiedliche Lebensläufe und Motivationen zum Widerstand darzustellen. Es handelte sich um eine Zusammenarbeit mit Willy Brandt und dem Historiker Karl Dietrich Bracher. Der Folgeband entstand ebenfalls mit ihrer Hilfe und wurde 1957 unter dem Titel „Das Gewissen entscheidet. Bereiche des deutschen Widerstands von 1933-1945 in Lebensbildern“

veröffentlicht. Beide Bücher erschienen in wiederholten Auflagen – sowie in der Büchergilde Gutenberg – und waren weit verbreitet als erste biografische Übersichtswerke des Widerstands. Damit trug Annedore Leber dazu bei, die langsam heranwachsende und politisch zunächst nur sehr zurückhaltend betriebene Erinnerungskultur an den Widerstand in der frühen Bundesrepublik zu entwickeln. 1954 fand aus Anlass der zehnjährigen Wiederkehr des Attentats vom 20. Juli die erste offizielle Feier im Bendlerblock statt, auf der der Bundespräsident Theodor Heuss eine entscheidende Rede hielt. Es sollte zur Tradition werden, dass Annedore Leber nach den seither jährlich abgehaltenen Feierstunden die Familienangehörigen zu sich nach Hause einlud. Während ihre Tochter Katharina die Veranstaltungen später kritischer einstuft, erfüllten sie für die Generation der Witwen auch persönlich eine Bedürfnis: „Der Bendlerblock war der Ort für die Witwen, und zwar der einzige Ort, an dem ihnen die Anerkennung zuteil wurde, die ihnen sonst versagt blieb. Die Frauen, von denen viele kaum von ihren Männern Abschied nehmen konnten, hatten in den allermeisten Fällen auch kein Grab, an dem sie trauern konnten, weil man ihnen die Herausgabe ihrer toten Männer verweigert hatte.“³¹

Annedore Lebers Engagement für die Erinnerung an den Widerstand machte sie in Berlin zu einer zentralen Figur in Öffentlichkeit und Politik. „[Sie] wurde neben Marion Gräfin von Dönhoff in Deutschland zu einer maßgeblichen Instanz, wenn es um das Thema Widerstand ging.“³² Im Gegensatz zu vielen Witwen des „20. Juli“, die sich zunächst zurückhielten, arbeitete sie ab 1945 kontinuierlich daran, den Widerstand nicht in Vergessenheit geraten zu lassen und war eine wichtige Anlaufstelle für die betroffenen Familien. Annedore Leber agierte wie eine „Nachlassverwalterin des Widerstands“³³ und fand damit nicht nur eine öffentliche Aufgabe, sondern zugleich einen persönlichen Weg, mit dem Vermächtnis ihres Mannes und seinem Andenken umzugehen.

Als Gradmesser für ihre persönliche Reputation sollen die zahlreichen politischen Aktivitäten und ehrenamtlichen Funktionen genannt sein. Anerkennung erfuhr Annedore Leber als Politikerin

29 Geyken, a.a.O., S. 229.

30 Die Prozesse wurden von Kameramännern der Wochenschau gefilmt, dafür war der Plenarsaal im Kammergericht am Kleistpark speziell eingerichtet worden. Öffentlich gezeigt wurden die Aufnahmen, die eigentlich propagandistisch genutzt werden sollten, dann doch nicht. Ab Oktober 1944 scheint es keine Filmaufnahmen mehr gegeben zu haben. Die Fotografien wurden daneben von der Firma von Heinrich Hoffmann angefertigt und dies wahrscheinlich in allen Prozessen. Hoffmann betrieb auch in Berlin eine Agentur und verdiente mit offiziellen Fotos der nationalsozialistischen Propaganda ein Vermögen. Aus dieser Quelle wurden Annedore Leber offensichtlich Fotos nach dem Krieg angeboten. Bekannt ist außerdem, dass die Vollstreckung der Todesurteile in Plötzensee auf Wunsch von Hitler gefilmt wurde, der sich das Material zeigen ließ. Diese Aufnahmen fanden ein Ende, als sich die Kameramänner der Wochenschau verweigerten.

31 Geyken, a.a.O., S. 226.

32 Ebenda, S. 258.

33 Ebenda, S. 257f.

auf nationaler Ebene, als sie in den vom Bundestag beschlossenen Personalgutachterausschuss berufen wurde, der entschied, welche ehemaligen Wehrmachtsangehörige die Bundeswehr aufbauen sollten. Sie wurde außerdem Mitglied der Deutschen UNESCO-Kommission und des Kulturpolitischen Beirates des Auswärtigen Amtes sowie Delegierte der Beratenden Versammlung des Europarates. Ihre weitreichenden Kontakte nutzte Annedore Leber als Vorsitzende des „Vereins für Handwerkliche Lehrstätten“ in Berlin-Britz, in dem sie sich für die Ausbildung junger Menschen einsetzte und den Bau einer Lehrstätte vorantrieb. Seit 1979 trägt die Einrichtung den Namen „Annedore-Leber-Berufsbildungswerk“.

Bis zu ihrem Tod betrieb Annedore Leber Kohlenhandel und Verlag in der Torgauer Straße, wo in dem bescheidenen Haus von 1951 beide Firmen residierten. Am anderen Ende der dort verlaufenden Leberstraße wurde in ihrem Beisein am 16. November 1956, dem 65. Geburtstag von Julius Leber, die Brücke über den S-Bahn-Graben in „Julius-Leber-Brücke“³⁴ umbenannt und eine Gedenktafel enthüllt. Willy Brandt, Präsident des Berliner Abgeordnetenhauses, hielt eine kurze Ansprache. Zwischen ihm und Annedore Leber, die in West-Berlin gut vernetzt war, hatte sich nach dem Krieg eine enge Verbindung entwickelt. Er unterstützte nicht nur ihre publizistischen Projekte, sondern verwies in seinen eigenen Erinnerungen mehrfach auf Julius Leber und sein persönliches Verhältnis zu ihm. Auch die Rezeption in der eigenen Partei kommentierte Brandt: „Leber und Schumacher hatten sich schon vor 1933 nicht gemocht. Nach dem Krieg tat [Kurt Schumacher], der überlebt hatte, einiges, damit der Name [von Julius Leber], der den Tod nicht gescheut hatte, nicht über Gebühr wach gehalten werde. Kurt Schumacher, von seinem Martyrium gezeichnet, stützte seine Macht in der Partei auf jene übergroße Mehrheit der Sozialdemokraten, die 1933 Abwartstellung bezogen hatte, sich nicht anpassend, sich nicht auflehnd, und die nicht dauernd an die Heroen des Widerstands erinnert werden mochten. Und erst recht nicht verstehen wollten, dass einer den Bund auch mit konservativen Kräften gesucht hatte.“³⁵

1962 benannte Annedore Leber ihren Verlag um, der fortan als „Verlag Annedore Leber“ firmierte. Sei-

nen Sitz hatte er weiterhin in Berlin, aber gleichzeitig auch in Frankfurt am Main.³⁶ Eine der letzten Publikationen, die noch unter dem Namen „Mosaik-Verlag“ 1961 erschien, war eine Kooperation mit Freya von Moltke, die sich gezielt an die jüngere Generation wandte. Der Titel „Für und wider. Entscheidungen in Deutschland, 1918-1945“ nahm auch die Zeit vor 1933 in den Blick. Es wurde mehrfach aufgelegt und erschien als Sonderdruck für die Landeszentrale für politische Bildungsarbeit Berlin. „[Annedore Leber und Freya von Moltke] besuchten auch Schulen, um dort über den Widerstand zu sprechen. Eine gemeinsame Reise führte sie nach Lübeck an das Katharineum. Freya von Moltke berichtet darüber: ‚Morgens habe ich als erste gesprochen und dann hat Annedore mit Kommentar die Bilder gezeigt – 2 Std. Nachmittags war im Lehrerzimmer viel Fragen und Antworten – Lehrer, Schüler, wir – 2 ½ Std. Es war das Beste, was ich bisher an solchen Zusammenkünften erlebt habe.‘“³⁷ Für Annedore Leber war der Aufenthalt sicherlich mit Erinnerungen an ihren Vater verbunden, der das altherwürdige Katharineum von 1918 bis 1933 geleitet hatte, bis er von den Nationalsozialisten aus dem Amt gedrängt wurde. Ein Jahr später starb er.

Das letzte große Verlagsprojekt von Annedore Leber war der Band „Doch das Zeugnis lebt fort. Der jüdische Beitrag zu unserem Leben“, der 1965 herauskam. Dafür konnte sie zahlreiche Autoren gewinnen, die das jüdische Leben in Deutschland seit der Aufklärung schilderten und sich den Bereichen Recht, Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Forschung, Pädagogik und den Künsten widmeten. Ingeborg Bohrmann war als Studentin für das Projekt tätig. Sie erinnert sich: „Die Symbiose als Kohle und Literatur war [...] skurril. Wenn man das kleine Häuschen auf dem Kohlenplatz betrat, befand man sich im Büro der Kohlenhandlung. Geradezu befand sich eine Kreuzung aus Laden- und Bürotisch mit Kasse drauf und Rollschranken für Akten dahinter. Rechts stand ein runder halbhoher eiserner Ofen mit mächtig langem Ofenrohr, der mit einer Kochplatte abschloss. [...] Rechts hinten im Raum war ein Durchgang in den zweiten Raum der Hütte. Er war breit genug, dass dort ein kleiner Tisch mit Stuhl für mich stehen konnte. Ich konnte in den zweiten Raum, in dem Frau Lebers Schreibtisch stand, hineinsehen. Außer dem Schreibtisch standen darin noch zwei oder drei ver-

34 Sie trug – wohl auch seit 1947 – den Namen Leberbrücke. Um die Verbindung zum Politiker und Widerstandskämpfer zu verdeutlichen, gab es 1956 die besagte Umbenennung mit dem Vornamen. Der Straßename aus den Nachkriegsjahren aber blieb.

35 Willy Brandt: *Erinnerungen*, Frankfurt am Main 1989, S. 147.

36 Den Sitz in Frankfurt am Main gab es vermutlich schon seit Ende der vierziger Jahre und wahrscheinlich mit der politischen Lage in West-Berlin zu tun.

37 Geyken, a.a.O., S. 257.

beulte Sitzgelegenheiten. Sessel wäre zu viel gesagt. Die Sitzflächen bestanden aus quasi gewebten Gurten und waren ausgeleiert.“³⁸

Das Haus und der Kohlenplatz hatten sich seit 1951 baulich nicht mehr viel verändert. Eine größere Baumaßnahme war 1964 der Einbau einer Ölheizung im Haus, der südlich einen kleinen Anbau für den entsprechenden Tank notwendig machte. Kurz zuvor gab es einen Antrag für einen großen Öltank am Bahndamm und neue Garagen. Es handelte sich vermutlich um eine Doppelgarage mit Pultdach westlich der Einfahrt. Ingeborg Bohrmann berichtet, dass „Bruno Meyer Nachf.“ auch Aufträge des Senats erhielt, Brennmaterial für die Vorratshaltung in West-Berlin zu liefern.

Ansonsten erlebte sie, „mit welch ungeheurem Respekt die Witwe von Julius Leber behandelt wurde, als [sie Annedore Leber] am 20. Juli 1965 zur Gedenkveranstaltung für den Jahrestag des Attentats in der Gedenkstätte des Gefängnisses Plötzensee, wo Leber am 5. Januar 1945 hingerichtet worden war, mitnahm. Sie hielt dort eine Rede, die leise und ohne viel Pathos betonte, dass es existenzielle Situationen im Leben geben könne, die es aus Gründen der moralischen Glaubwürdigkeit erforderlich machen, dieses

eine Leben, das der Mensch hat, in die Waagschale zu werfen: Die Welt sollte sehen, dass es das andere demokratische Deutschland gab – nicht nur das Deutschland der willfährigen Mitläufer des NS-Regimes.“³⁹

Ein weiterer schwerer persönlicher Schicksalsschlag traf Annedore Leber mit dem Tod ihres Sohnes Matthias 1963. Sie selber starb fünf Jahre später im Alter von 64 Jahren am 28. Oktober 1968 in Berlin – rund 24 Jahre nach ihrem Mann. Sie erhielt ein Ehrengrab des Landes. „Neben dem Prälaten Walter Adolph sprach der Regierende Bürgermeister von Berlin, Klaus Schütz, an ihrem Grab. Mehrere hundert Menschen, darunter die Schicksalsgenossen des 20. Juli, kamen an einem regnerischen Tag zu ihrer Beerdigung auf dem Waldfriedhof in Zehlendorf.“⁴⁰

Nach dem Tod von Annedore Leber verkaufte die Tochter Katharina, die sich als Journalistin in München eine Karriere aufgebaut hatte, die Kohlenhandlung an der Torgauer Straße, die vom Nachfolger 1973 eingestellt wurde. Der Verlag Annedore Leber verlagerte unter ihrer Leitung seinen Sitz nach München und wurde 1981 aus dem Handelsregister gelöscht.

Annette Maurer-Kartal

(Dipl.-Pädagogin für Erwachsenenbildung u. a. für Geschichte, Geschäftsleiterin des Stadtteilvereins Schöneberg e. V., aktive Mitarbeit im Arbeitskreis Lern- und Gedenkort Annedore und Julius Leber und Anwohnerin auf der Roten Insel)

Auf dem Weg zum Lern- und Gedenkort oder ein kommunalpolitischer Lernprozess im Rahmen bürgerschaftlichen Engagements

In diesem Beitrag werden die Bürgerbeteiligung im Vorfeld, die Entstehung des Arbeitskreises und die Tätigkeiten der engagierten Mitglieder des Arbeitskreises Lern- und Gedenkort Annedore und Julius Leber vorgestellt.

Deutlich wird, dass die mit großem bürgerschaftlichem Engagement von Mitgliedern des Arbeitskreises, des Stadtteilvereins und der Geschichtswerkstatt sowie KommunalpolitikerInnen vorangetriebene Errichtung eines Lern- und Gedenkortes vielschichtige Aktionen auf vielen Ebenen umfasst:

Neben der Vorbereitung und Durchführung von Veranstaltungen, der Arbeit an Konzept und Flyern, stehen kommunalpolitische Arbeit, Zusammenar-

beit mit einer Vielzahl von Personen, Gruppen und Gremien, Öffentlichkeitsarbeit, inhaltliche Arbeit, Forschung und Recherche in einem Prozess, der neben Engagement auch ein beträchtliches Durchhaltevermögen erfordert.

I. Bis 2012: Grünflächen statt Gewerbeflächen:

Das Gelände der ehemaligen Kohlenhandlung Bruno-Meyer-Nachfahren (spätere Inhaber Julius Leber, danach Annedore Leber) wird Teil des Park-Projektes Schöneberger Schleife.

Frei- und Grünflächen fehlen in Schöneberg. Mit dem aus EU-Mitteln geförderten Stadtumbau West konnte der Bezirk Tempelhof-Schöneberg entlang der

³⁸ Aufzeichnungen von Ingeborg Bohrmann, März 2011 (für die Berliner Geschichtswerkstatt).

³⁹ Ebenda.

⁴⁰ Geyken, a.a.O., S. 260.

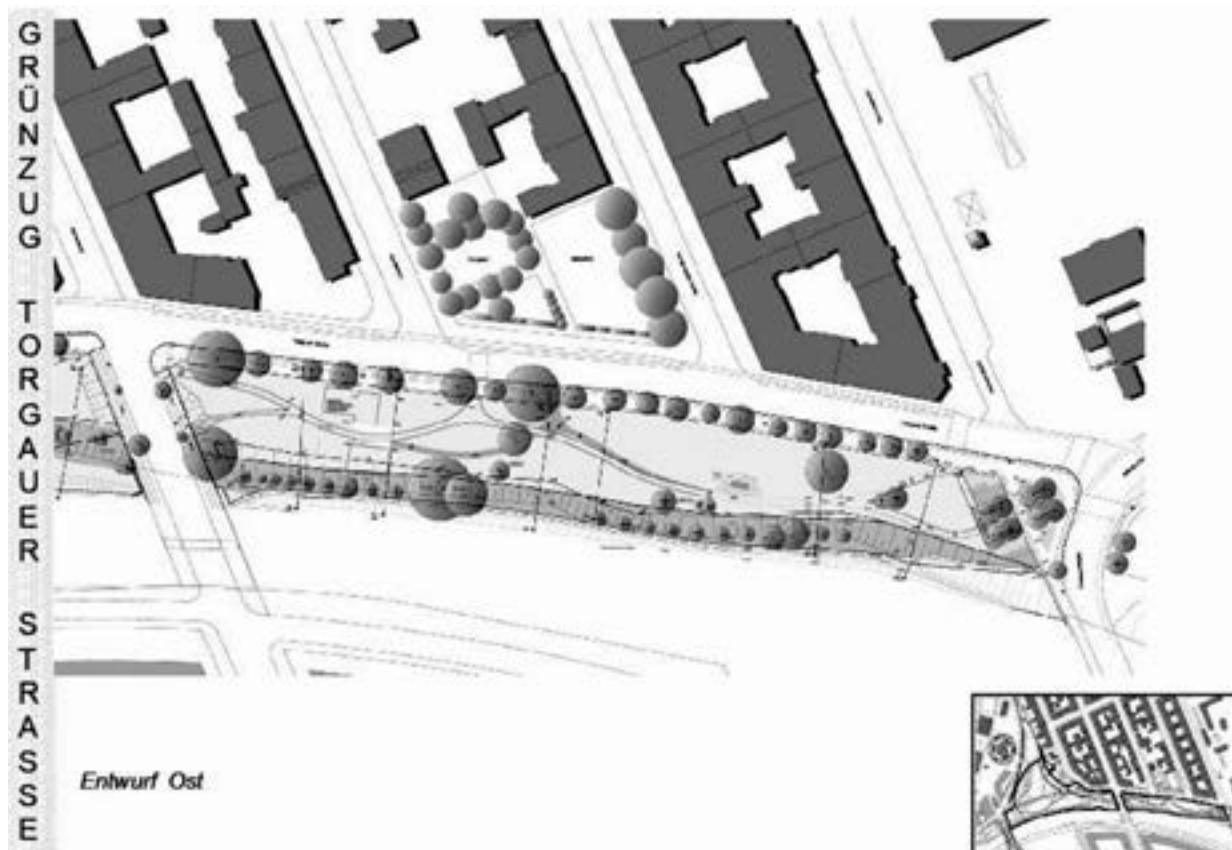


Abb. 2: Grünzug Torgauer Straße, Entwurf Ost

Quelle: TOPOS: Grünzug Torgauer Straße. 19.04.2012. Seite 9. Download: http://www.stadtentwicklung.berlin.de/staedtebau/foerderprogramme/stadtumbau/fileadmin/_migrated/content_uploads/Gruenzug_Torgauer_Str_062012_01.pdf

S-Bahn-Linien S1, S2, der Ringbahn und den Fernbahngleisen zum Südkreuz auch die Planungen zur Schöneberger Schleife anstoßen, um hier Grünflächen zu schaffen und zur Aufwertung des Stadtteils beizutragen, der sich sehr verändert: Die Rote Insel liegt in der Berliner Innenstadt und ist ein beliebtes Wohnquartier geworden, mit allen Folgen, die eine mit den steigenden Mieten und der Umwandlung in Eigentumswohnungen verbundene Veränderung der Bevölkerung und in der Folge auch eine entsprechende Veränderung der Gewerbe mit sich bringt.

Mit dem Erwerb von Gelände und einer vertraglichen Einigung mit der Bahn über die langfristige Nutzung von Grundstücken entlang der Gleise wurden die Voraussetzungen geschaffen, um hier Grün- und Freiflächen zu schaffen, so auch entlang der Ringbahnstrecke an der Torgauer Straße.⁴¹ Der Bezirk Tempelhof-Schöneberg oder das Land Berlin haben nun erstmals die Möglichkeit, das Gelände der ehemaligen Kohlenhandlung als Gedenkort für zivi-

len Widerstand angemessen zu gestalten und ihn in die Reihe der Gedenkort im Umfeld einzubeziehen.

Auf diesem Teilstück des geplanten Parks an der Torgauer Straße hatten sich wie auf vielen an die Bahn grenzenden Grundstücken Gewerbe eingerichtet. Die von der Bahn verpachteten Plätze an der S-Bahn waren beliebt, denn sie waren günstig gerade für kleine Auto- und andere Werkstätten oder für den Gebrauchtwarenhandel, der immer mehr solcher Grundstücke nutzte. Diese Plätze gehörten zur besonderen Mischung der Roten Insel aus Wohnen und kleinen Gewerben.

Vom Stadtplanungsamt des Bezirksamtes Tempelhof-Schöneberg und der Senatsverwaltung für Bauen und Wohnen wurden die entsprechenden Pläne entwickelt und, wie vorgeschrieben, öffentlich erörtert.

Es war vorgesehen, die gesamte Fläche zu beräumen, alle Gebäude und das leicht erhöhte Gelände abzutragen, eine einheitliche Parkfläche sollte entstehen.

41 TOPOS: Grünzug Torgauer Straße. 19.04.2012. Download: http://www.stadtentwicklung.berlin.de/staedtebau/foerderprogramme/stadtumbau/fileadmin/_migrated/content_uploads/Gruenzug_Torgauer_Str_062012_01.pdf.

II. Information der Bürger und ein bezirklicher Kunstwettbewerb

Auf den Grünzug-Plänen (Abb. 2) markierte ein Rechteck das noch erhaltene, von Annedore Leber errichtete Gebäude der ehemaligen Kohlenhandlung und des Mosaik-Verlages mit einem späteren Erweiterungsbau. Alle übrigen Gebäude wurden abgetragen. Der öffentlich ausgelegte Bebauungsplan⁴² informierte im Frühjahr 2012 entsprechend. Auf der gekennzeichneten Fläche sollte im Rahmen eines Kunstwettbewerbs ein Denkzeichen entwickelt werden, war auf einer Erörterungsveranstaltung, zu der die zuständigen Stadträte im April 2012 eingeladen hatten, zu erfahren. Mit der Auslegung der Pläne und der Veranstaltung war man der Pflicht, die Bürger zu informieren und zu beteiligen, nachgekommen.⁴³

Im Frühjahr 2009 hatten die Grünen in der BVV einen Antrag gestellt, im Rahmen der Übernahme der Grundstücke Torgauer Straße 16-21 und der Realisierung einer Grünanlage auf diesen Flächen eventuell vorhandene Gebäude oder Gebäudeteile der Kohlehandlung Bruno Meyer Nachf. zu sichern, die Flächen in Rücksprache mit der Bodendenkmalpflege gegebenenfalls untersuchen zu lassen und im Rahmen der Planung und Realisierung der Grünflächen in Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Deutscher Widerstand zu prüfen, in welcher Form hier eine Stätte des Erinnern realisiert werden kann.⁴⁴ Dieser Beschluss der BVV war bis zur Vorstellung der Pläne nicht umgesetzt worden.

Tatsächlich wurde vom Bezirk im März 2012, ohne Information an Presse und Öffentlichkeit, ein beschränkter Kunstwettbewerb unter der Überschrift Denkzeichen Kohlenhandlung Annedore und Julius Leber ausgelobt. Verantwortlich dafür zeichnete das Amt für Landschaftsplanung in Kooperation mit den Fachbereichen Grün, Kunst, Kultur und Museen und der SE Facility Management. Seine Betreuung wurde dem Büro für Kunst im öffentlichen Raum im Rahmen des Kulturwerks des Berufsverbands Bildender Künstler (bbk) übertragen. Das Budget von 20 000 €, das dafür aus Mitteln des Stadtumbauprogramms als Kunst am

Bau bereitgestellt wurde, ist kennzeichnend für die untergeordnete Bedeutung, die dieser Aufgabe beigemessen wurde. Mit einem Deal zwischen den Verwaltungen wurde eine Lösung ins Auge gefasst, die sich möglichst stromlinienförmig in die Grünplanung einfügen, den Bezirk in der Unterhaltung nicht weiter finanziell belasten und möglichst vandalismusresistent sein sollte. Dass sich der Bezirk mit einem weiteren bedeutsamen historischen Erinnerungsort an der geplanten Schöneberger Schleife auch hätte schmücken können, kam der Verwaltung offensichtlich nicht in den Sinn.⁴⁵

Das Amt brachte in der Wettbewerbsausschreibung zwar die Bedeutung des Ortes in Bezug auf das Wirken von Julius Leber, aber auch von Annedore Leber (!) ins Spiel. Vorgegeben war aber, das noch vorhandene Gebäude, in dem Annedore Leber die Kohlenhandlung weitergeführt hatte, ihrer publizistischen Tätigkeit nachgegangen war, den Mosaik-Verlag gegründet und ihre Werke zum Widerstand herausgebracht hatte, abzutragen: Im Park sollte kein Gebäude erhalten bleiben.⁴⁶



Abb. 3: Stadtteilgespräch am 22.11.2012 im Spenerhaus zum geplanten Denkzeichen für Annedore und Julius Leber auf dem Gelände der Kohlenhandlung an der Torgauer Straße
Foto: Daniel Nüjtin Kartal

Im September 2012 wurden die Ergebnisse des Kunstwettbewerbs der Öffentlichkeit präsentiert. Darauf hatte auf der Roten Insel lediglich ein Flug-

42 Bezirksamt Tempelhof-Schöneberg von Berlin, Abteilung Gesundheit, Soziales, Stadtentwicklung, Stadtentwicklungsamt, Fachbereich Stadtplanung: *Bebauungsplan XI-231b*. Download: http://www.berlin.de/ba-tempelhof-schoeneberg/organisationseinheit/planen/xi-231b_b-plan.html, http://www.berlin.de/imperia/md/content/batempelhofschoeneberg/abtgesstadtqm/plangendenk/planen/xi_231b_b_plan.pdf?start&ts=1412268729&file=xi_231b_b_plan.pdf, http://www.berlin.de/imperia/md/content/batempelhofschoeneberg/abtgesstadtqm/plangendenk/planen/xi_231b_begr__ndung.pdf?start&ts=1412268729&file=xi_231b_begr__ndung.pdf.

43 Vgl. Bezirksamt Tempelhof-Schöneberg, bearb. Martin Schwarz, Anka Stahl, Stand: April 2014: *Vernetzung von Stadträumen: Schöneberger Schleife – Basiskonzept*. Download: <http://www.stadtentwicklung.berlin.de/taedtebau/foerderprogramme/stadtumbau/Schoeneberger-Schleife-Basiskonzept.4565.0.html>. Vgl. weiterhin Topos, bearb. Anka Stahl, Stand: September 2014: *Schöneberger Schleife – Grünzug Torgauer Straße*. Download: <http://www.stadtentwicklung.berlin.de/taedtebau/foerderprogramme/stadtumbau/Schoeneberger-Schleife-Gruenzug-Torgauer-St.6485.0.html>.

44 Drucksache Nr. 0994/XVIII der Bezirksversordnetenversammlung Tempelhof-Schöneberg von Berlin: *Dringliche Beschlussempfehlung. Ausschuss für Stadtplanung. Kohlenhandlung Bruno Meyer Nachfahre – Stätte des Widerstandes*. 10.06.2009. Reinhard Janke.

45 Gisela Wenzel: *Erinnerung braucht einen Ort. Zur aktuellen Kontoversion über einen Gedenkort für Julius und Annedore Leber auf der Roten Insel*. In: *Berliner Geschichtswerkstatt: BGW-Rundbrief 2/2012*. Seiten 5-17.

46 Vgl. Bezirksamt Tempelhof-Schöneberg: *Denkzeichen Kohlenhandlung Annedore und Julius Leber, Torgauer Straße in Tempelhof-Schöneberg. Eingeladener Kunstwettbewerb. Auslobung*. Berlin, März 2012. Seite 11. Download: http://www.museentempelhof-schoeneberg.de/m_schoeneberg/pdf/Auslobung-Kunstwettbewerb-Denkzeichen.pdf.

blatt von Bürgern aufmerksam gemacht. Der ausgewählte Entwurf, der die geforderte Abtragung des Hauses und eine Überformung vorsah, löste bei den wenigen Bürgern, die diese Präsentation fanden, kontroverse, oft kritische Reaktionen aus. In der BVV wurden die Ergebnisse mehrheitlich abgelehnt, ein runder Tisch führte zu keinem Ergebnis.

Im Oktober 2012 legte ein Mehrheitsbeschluss der BVV fest, dass die Planung an die Senatsverwaltung für Kultur abgegeben werden und das Wettbewerbsergebnis nicht umgesetzt werden soll.⁴⁷ Die Abteilung Kultur des Bezirksamtes verfolgte weiterhin das Ziel, den abgelehnten Entwurf umzusetzen.

III. November 2012 – März 2013: Stadtteilgespräch und Gründung des Arbeitskreises

Im November 2012 lud der Stadtteilverein Schöneberg zu einem Stadtteilgespräch (Abb. 3) ein: Im Gemeindesaal in der Leberstraße konnten sich interessierte Anwohner/-innen, Fachleute und Politiker/-innen, Mitglieder des Stadtteilvereins und der Berliner Geschichtswerkstatt austauschen. Mehr als 70 Personen nahmen an der Versammlung teil. Hier wurde die große



Abb. 4: Demonstration am 18. März 2013 für den Erhalt eines Lern- und Gedenkortes Annedore und Julius Leber an der Torgauer Straße mit ca. 130 Teilnehmern
Foto: Bertolt Prächt

Unzufriedenheit mit dem Vorgehen des Bezirksamtes, der mangelnden Bürgerbeteiligung und der Planung am Ort der ehemaligen Kohlenhandlung deutlich. Es kam zu weiteren Treffen im Stadteilladen Halk Kösesi und zur Gründung des Arbeitskreises Lern- und Gedenkort Annedore und Julius Leber.

Sehr schnell musste der Kreis sich aufstellen: Bereits Ende Januar hatten auch die Bürger/-innen die Gelegenheit, ihr Anliegen dem Beratungsausschuss Kunst bei der Senatsverwaltung für kulturelle Angelegenheiten vorzutragen. Die Stadträtin für Kultur stellte ihre

Absicht, das Wettbewerbsergebnis umzusetzen, dagegen. Vertreterinnen der BVV setzten die Beschlusslage der BVV auseinander. Der Ausschuss empfahl schließlich, den Wettbewerb des Bezirkes zu dokumentieren und damit abzuschließen. Anschließend könne der Bezirk sich wegen der Ausschreibung eines neuen Wettbewerbes auf Landesebene erneut an die Senatsverwaltung wenden.

IV. März 2013 ? – Dezember 2013: Arbeit auf vielen Ebenen: Organisation von Veranstaltungen, Flyer, Konzeptdiskussion und Kommunalpolitik

Beflügelt von diesem ersten Erfolg machten die Mitglieder des Arbeitskreises sich daran, ein Konzept zu erarbeiten, neue Kontakte aufzubauen, Ideen für Veranstaltungen zu entwickeln und umzusetzen und nicht zuletzt die Entwicklung im Bezirk zu verfolgen. Gleichzeitig galt es,



Abb. 5: Kennzeichnung der ehemaligen Kohlenhandlung als „Lern- und Gedenkort Annedore und Julius Leber“ durch den Arbeitskreis am 19. Juli 2013
Foto: Andreas Bräutigam

auf den Lern- und Gedenkort aufmerksam zu machen:

Am Geburtstag von Annedore Leber am 18. März 2013 zogen der Arbeitskreis und viele Unterstützer in einer Demonstration zum Gelände in der Torgauer Straße und machten auf die Notwendigkeit eines angemessenen Gedenkortes aufmerksam (Abb. 4).

Am 19. Juli 2013, zum Jahrestag der Verhaftung Julius Lebers (5. Juli 1944), wurde feierlich ein Transparent zur Kennzeichnung des Ortes angebracht (Abb. 5). Der Arbeitskreis erarbeitete einen Flyer⁴⁸, in dem er über den Ort informierte und sein Anliegen darstellte,

⁴⁷ Drucksache Nr. 0408/XIX der Bezirksverordnetenversammlung Tempelhof-Schöneberg von Berlin: Antrag Fraktion SPD, Grüne. Gedenken an Julius und Annedore Leber – ein Ort von überbezirklicher Bedeutung. 16.10.2012. Elke Ahlhoff, Jörn Oltmann, Melanie Kühnemann, Elisabeth Kiderlen. Mitteilung zur Kenntnisnahme. Bezirksamt. Gedenken an Julius und Annedore Leber – ein Ort von überbezirklicher Bedeutung. 09.01.2013. Angelika Schöttler, Jutta Kaddatz.

⁴⁸ Vgl. Arbeitskreis Lern- und Gedenkort Annedore und Julius Leber (Stadtteilverein Schöneberg e.V., Crellestraße 38, 10827 Berlin): Flyer „Lern- und Gedenkort Annedore und Julius Leber. Berlin-Schöneberg, Torgauer Straße 24-25. Ecke Gotenstraße.“

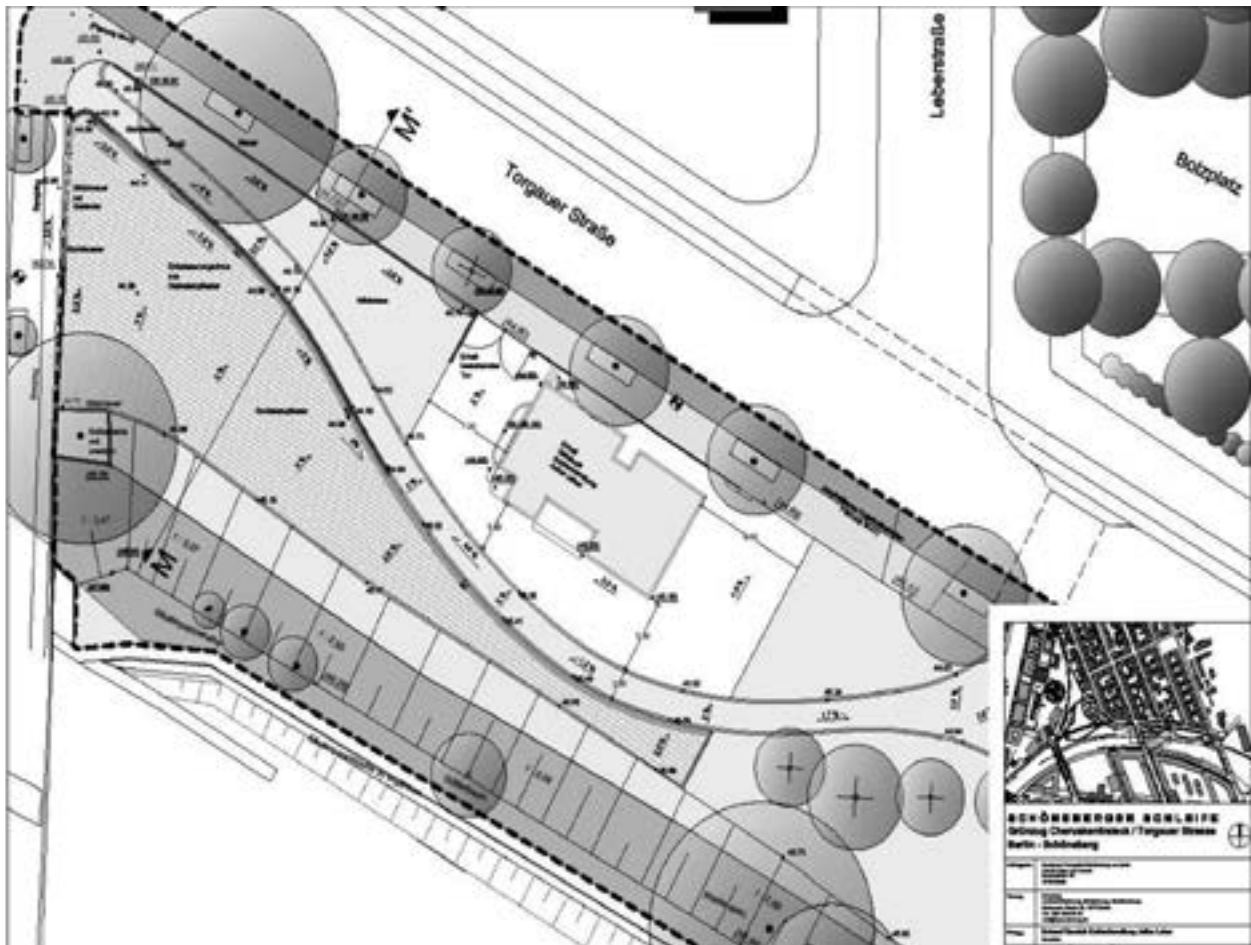


Abb. 6: Entwurf Bereich Kohlenhandlung Julius Leber Grundriss

Quelle: TOPOS Landschaftsplanung, Stadtplanung, Stadtforschung im Auftrag des Bezirksamtes Tempelhof-Schöneberg vom Berlin, Amt für Natur und Umwelt, im Rahmen der Planung des Grünzugs Cheruskerdreieck/Torgauer Straße der Schöneberger Schleife. 15.10.2013



Abb. 7: Veranstaltung an der Torgauer Straße anlässlich des Tages der Erinnerung und Mahnung am 8. September 2013
Foto: Annette Maurer-Kartal



Abb. 8: Fotoaktion des Fotografen Bertolt Prächt an der ehemaligen Kohlenhandlung Leber im Sommer 2013
Foto: Annette Maurer-Kartal

und diskutierte in diesen Monaten den Rahmen eines Konzeptes für den Lern- und Gedenkort. Eine Präsentation wurde genutzt, um die Bedeutung des Ortes und die Vorstellungen des Arbeitskreises darzustellen und mit kommunal- und kulturpolitisch Interessierten ins Gespräch zu kommen.

Immer wieder besuchten Mitglieder des Arbeitskreises Sitzungen der BVV und des Ausschusses für Kultur der BVV. Langsam erschlossen sich den Bürger/-innen die Verfahrenswege der BVV und ihrer Ausschüsse, aber auch die Schwierigkeiten, Beschlüsse des bezirklichen Parlamentes durchzusetzen. Die

BVV beschloss schließlich, dass auf dem Gelände zunächst nichts verändert werden durfte, so dass das Haus und auch der ehemalige Kohlenplatz geschützt waren.

Mitten in die Sommerferien platzte eine Einladung des Stadtplanungsamtes zu gemeinsamen Gesprächen über die Planung des Parks: Der Bezirk müsse die EU-Mittel ausgeben, um sie nicht zu verlieren. Mitglieder des Arbeitskreises machten deutlich, dass die Wege so geführt werden sollten, dass das Haus und sein Umfeld nicht betroffen sind, und dass entgegen der bezirklichen Planung das Gelände in seiner Topografie erhalten bleiben sollte, das heißt, dass das Gelände nicht beräumt werden konnte, dass es herausgehoben zur Torgauer Straße mit einer Stützmauer abgesichert werden sollte und dass der Weg durchs Gelände ebenso abgefangen werden müsse. Die erhöhte Lage im Bereich an der Gotenstraße sollte ebenso erhalten bleiben und das alte Kopfsteinpflaster sollte behutsam aufgehoben und wieder verwendet werden. Mit den Wegen sollte die ehemalige Kohlenhandlung in die Parklandschaft eingebunden sein, durch die erhaltene Geländestruktur und die Pflasterung als besonderer Ort herausgehoben werden. In mehreren Sitzungen wurde bis zum September 2013 gemeinsam ein Plan verabschiedet (Abb. 6), der der BVV vorgelegt werden sollte. Der Arbeitskreis erinnerte auch daran, dass die notwendigen Gutachten immer noch nicht vorlagen. Dann geschah nichts. Die Mitteilung zur Kenntnisnahme in der BVV ließ auf sich warten bis November, von einem notwendigen Baubeginn noch 2013 war nichts zu sehen.

Eine Veranstaltung der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten (Abb. 7) machte auch im Herbst noch einmal auf das Gelände als Startpunkt für eine Fahrradsternfahrt zur zentralen Gedenkveranstaltung aufmerksam.

Der Fotograf Berthold Prächt und Mitglieder des Arbeitskreises luden Passanten immer wieder zu einem Fotoprojekt ein und informierten über den Lern- und Gedenkort (Abb. 8).

In diesen Wochen begann auch die Formulierung des Konzeptes zur Vorbereitung auf eine Sitzung des Beratungsausschusses Kunst: So sollten die Vorstellungen der Bürger/Innen in einen neuen Kunstwettbewerb eingebracht werden. Das Konzept⁴⁹ umfasst neben einem programmatischen Teil und Vorstellungen zur künftigen Nutzung des Geländes auch Informationen über Julius Leber, Annedore Leber und das Gelände der ehemaligen Kohlenhandlung in der Torgauer Straße 24/25.

V. Januar – Juli 2014: Neue Gutachten und die Dokumentation eines Entwurfes und ihre Auswirkungen, erfolgreiche Veranstaltungen, mal zurück und mal nach vorn

Im Januar legte die Stadträtin für Kultur eine Dokumentation⁵⁰ des ausgewählten Wettbewerbsentwurfes vor. Wieder stellte sie die Notwendigkeit der Umsetzung dieses mehrfach abgelehnten Entwurfes vor, inzwischen unterstützt durch einen neu gegründeten Beirat, den sie berufen hatte. Die Dokumentation rief großen Unmut hervor: Einmal, weil nicht der gesamte Wettbewerb, sondern nur ein Entwurf dargestellt worden war. Zum andern, weil auch in dieser Publikation des Bezirkes ein bereits in einer Schrift des BBK Berlin e.V. veröffentlichter Beitrag⁵¹ aufgenommen worden war, der sich in herabsetzender Weise über die Kritiker des prämierten Entwurfes äußerte. Mit dieser umstrittenen Veröffentlichung war der bezirkliche Wettbewerb abgeschlossen. Auch ein historisches Gutachten⁵² wurde veröffentlicht: Hier wurden vor allem Zweifel an der Bedeutung der Kohlenhandlung hervorgehoben.

Das gründlich recherchierte bauhistorische Gutachten⁵³ bestätigte hingegen, dass das vorhandene Gebäude von Annedore Leber errichtet worden war, auf dem Fundament eines alten Stellwerkes. Die vor dem Krieg auf dem Gelände der Kohlenhandlung errichteten Schuppen und Baracken aus Holz wurden bei dem Bombentreffer ebenfalls zerstört. Immerhin wurde die ungefähre Lage der verschiedenen Schuppen aus den ausgewerteten Plänen deutlich.

49 Vgl. Arbeitskreis Lern- und Gedenkort Annedore und Julius Leber im Stadtteilverein Schöneberg e.V. (Geschäftsstelle/Stadteilladen Halk Kösesi, Crellestraße 38, 10827 Berlin): *Lern- und Gedenkort Annedore und Julius Leber in der Torgauer Straße 24-25, Berlin Schöneberg: Gesamtstädtischer Erinnerungsort für zivilgesellschaftlichen Widerstand. Vorschläge des Arbeitskreises Lern- und Gedenkort Annedore und Julius Leber im Stadtteilverein Schöneberg e.V.*

50 Vgl. Bezirksamt Tempelhof-Schöneberg (Hrsg.): *Denkzeichen Kohlenhandlung Julius und Annedore Leber. Torgauer Strasse in Tempelhof-Schöneberg, Berlin. Dokumentation des preisgekrönten Entwurfs „Windfang“ von Katharina Karrenberg. Berlin 2014.*

51 Vgl. Lou Favorite: *Mit Julius Leber ins Disneyland. Kunst und Begegnung am Abgrund. In: Kulturwerk des Berufsverbandes Bildender Künstler Berlin GmbH (Hrsg.): Kunststadt Stadtkunst 60. Berlin 2013. Seiten 26-28*

52 Vgl. Dr. Irene von Götz im Auftrag des Fachbereichs Kunst, Kultur, Museen von Tempelhof-Schöneberg: *Die Kohlenhandlung Bruno Meyer Nachf. 1909-1968/9. Auswertung der Rechercheergebnisse November 2013. 17.12.2013.*

53 Vgl. Arne Semmler, Julia Mauser (Dienstleistung Denkmal Semmler und v. Waldthausen GBR, Kantstraße 21, 10623 Berlin): *Ehemalige Kohlenhandlung A. & J. Leber. Torgauer Straße 24-25. Berlin-Schöneberg. Bauhistorische Sondagen und bauhistorische Untersuchung. Abschlussbericht 1344. 16.12.2013.*

Die Bedeutung des Geländes als Arbeitsort von Annedore Leber wurde auch anlässlich einer zum 110. Geburtstag von Annedore Leber organisierten Lesung im Rathaus Schöneberg deutlich (Abb. 9): Unter der Schirmherrschaft der Bezirksbürgermeisterin stellte Frauke Geyken, Autorin des Buches „Wir

Mehrheit hinter den Beschlüssen zum Erhalt des Gebäudes und der Einrichtung eines Lern- und Gedenkortes.

Was die Ausrichtung eines Gestaltungswettbewerbes zum Lern- und Gedenkort auf Landesebene betrifft, ist inzwischen eine unklare Situation ent-



Abb. 9: Lesung von Frauke Geyken mit anschließender Diskussion der ca. 90 Teilnehmer aus Anlass des 110. Geburtstages von Annedore Leber im Goldenen Saal des Rathauses Schöneberg
Foto: Daniel Nütjin Kartal

standen nicht abseits – Frauen im Widerstand gegen Hitler“, die Beiträge von Annedore Leber heraus, nicht zuletzt in der zunächst vermiedenen Diskussion nach dem Krieg.⁵⁴

Während die zuständige Stadträtin für Kultur aus den Gutachten ableitete, dass es weiterhin keine Notwendigkeit gebe, das Gebäude zu erhalten, sah sich der Arbeitskreis darin bestätigt, dass das Gebäude als Wirkungsstätte von Annedore Leber erhalten werden sollte, als Ort der Information über den zivilen Widerstand und seine Aufarbeitung und als Ort des Lernens und der Auseinandersetzung. In der BVV stehen SPD, Grüne und Linke mit ihrer

standen: Der Beratungsausschuss Kunst nahm den Punkt Lern- und Gedenkort im April 2014 kurzfristig von der Tagesordnung – Mitglieder des Arbeitskreises waren bereits eingeladen. Die Gründe für dieses befremdliche Vorgehen wurden nicht erläutert.

Kleine Anfragen im Abgeordnetenhaus⁵⁵ wurden von der Senatsverwaltung für Kultur dahingehend beantwortet, dass der Bezirk hier weiterhin tätig sei. Deutlich wurde in der Folge, dass Empfehlungen der beratenden bezirklichen Kunstkommission offensichtlich Grundlage dieser Informationen bzw. Entscheidungen waren, die die geltenden BVV-Beschlüsse vernachlässigen.

⁵⁴ Vgl. Frauke Geyken: *Wir standen nicht abseits. Frauen im Widerstand gegen Hitler*. München 2014.

⁵⁵ Vgl. Drucksache 17/13119 des Abgeordnetenhauses Berlin: *Kleine Anfrage des Abgeordneten Markus Klaer (CDU) vom 27. Januar 2014 (Eingang beim Abgeordnetenhaus am 29. Januar 2014) und Antwort „Denkzeichen Kohlenhandlung Julius und Annedore Leber“ in Tempelhof-Schöneberg*. 20.02.2014. Björn Böhning.



Abb. 11: Baggersondierung auf dem Grundstück Torgauer Straße 24-25. Abgesehen von einer schmalen Bodenschicht mit Anteilen von Bauschutt und Kohlenresten (schwarze Färbung) besteht der Untergrund aus Sand und enthält keine schützenswerten Fundamente. Foto: Andreas Bräutigam



Abb. 10: Das Grundstück der ehemaligen Kohlenhandlung musste abgegraben werden, um das Fundament für die neue Stützmauer zur Gotenstraße hin (rechts im Bild) und die Grube für die Entwässerungsrigole zu erzeugen. Nach Errichtung von Stützmauer und Rigole wird die Erde schichtweise auf die alte Höhe wieder aufgefüllt. Foto: Egon Zweigart

VI. Ausblick: Zähle Weiterarbeit ist erforderlich

Lange Monate passierte nichts auf dem Gelände in der Torgauer Straße. Die Mitglieder des Arbeitskreises fragten sich inzwischen, warum sie fast ein Jahr zuvor mit hohem Zeitdruck eine Planung mit dem Stadtplanungsamt entwickeln sollten.

Anfang Juli 2014 wurden sie zu einem Informativtermin auf das Gelände eingeladen: Die gemeinsam erarbeitete Planung sollte jetzt doch umgesetzt werden. Der ausführende Fachbereich Grün zeigte: Unter den großen Betonflächen auf dem Gelände ist nur Sand (Abb. 10 und 11). Es wurde vereinbart, zu dokumentieren und falls doch noch Bebauungsreste gefunden werden, diese auch zu markieren und dann genauer nachzuschauen.

Das Haus von Annedore Leber muss dringend gesichert werden. Hier ist in den letzten beiden Jahren nichts passiert. Eine gut besuchte Veranstaltung des Arbeitskreises am 5. Juli 2014 zeigte weiterhin viel Unterstützung (Abb. 12): Die anregende inhaltliche Diskussion um die Folgen der Verhaftung von Julius Leber und vieler anderer Widerstandskämpfer am 5. Juli 1944 stieß auf großes Interesse.

Es wurde aber auch deutlich, dass es notwendig ist, weiter auf der politischen Ebene um Unterstützung für den Lern- und Gedenkort zu werben, gerade um diesen als Ort des zivilen Widerstandes deutlich zu machen.

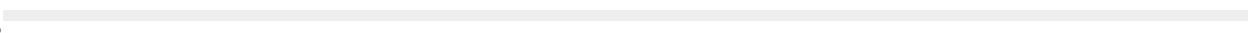
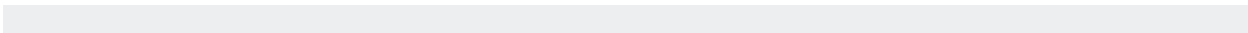
Das unscheinbare, störende Haus (Abb. 13) bietet die Chance, die ehemalige Kohlenhandlung als angemessenen Gedenkort für das Wirken von Julius und Annedore Leber zu gestalten als Ort der Auseinandersetzung und des Miteinanders. Dass sich so viele Bürger/-innen dafür engagieren, dass sich mit Geschichtswerkstatt und Stadtteilverein zwei Organisationen dafür engagiert einsetzen, dass sich eine Mehrheit in der BVV hier einsetzt, lässt hoffen.



Abb. 12: „Der Kohlenhändler ist nicht mehr da.“ Veranstaltung zum 70. Jahrestag der Verhaftung von Julius Leber. Auf dem Podium von links nach rechts: Annette Neumann, Bärbel-Schindler-Saefkow, Gisela Wenzel (Berliner Geschichtswerkstatt e.V.), Heinrich W. Wörmann (Gedenkstätte Deutscher Widerstand), Annette Maurer-Kartal (AK Lern- und Gedenkort Annedore und Julius Leber) Foto: Emine Aslanboga



Abb. 13: Das Gebäude auf dem Grundstück Torgauer Straße 24-25 im Februar 2013 Foto: Andreas Bräutigam



Was hat uns die Veranstaltungsreihe gezeigt? Was haben wir an neuen Erkenntnissen gewonnen?

Die Herrschaft der Nationalsozialisten dauerte in Deutschland nur zwölf Jahre. Das ist nicht viel in der Geschichte eines Volkes. Trotzdem setzen wir uns heute mit den Geschehnissen auseinander, obwohl diese Zeit mittlerweile schon 70 Jahre und damit im genealogischen Sinne drei Generationen zurück liegt. Die Verbrechen, die die Nationalsozialisten begangen haben, und die Katastrophen, die sie mit ihrer rassistischen und expansiven Politik ausgelöst haben, wirken bis zum heutigen Tage auf unsere Gesellschaft ein und bestimmen nicht nur den Rahmen der deutschen Politik, sondern auch teilweise das Denken und Fühlen der Menschen. Wenn wir uns mit dem Widerstand gegen den Faschismus in unserem Land beschäftigen, dann auch mit dem Ziel, weiterhin wachsam gegenüber rechtsradikalen und antisemitischen Tendenzen zu sein und diese Ideologie entschlossen, fantasie reich und mit vielfältigen Mitteln zu bekämpfen. Dazu gehört das Wissen um die Menschen, die sich der Barbarei entgegen gestellt haben.

Wir haben in unserer Veranstaltungsreihe Menschen sehr unterschiedlicher Art und aus unterschiedlichen Teilen der Gesellschaft vorgestellt. Sie haben uns gezeigt, dass Widerstand gegen das Nazi-Regime möglich war, dass es einen jeweils individuellen Handlungsspielraum gab, den die Menschen zur Verfügung hatten.

Wie ein roter Faden zog sich durch die Veranstaltungsreihe die Frage, was wir aus heutiger Sicht als Widerstand gegen den Nationalsozialismus bezeichnen können. Hier hat sich ein Wandel im Laufe der letzten 30 Jahre vollzogen. In den 1950er Jahren galten die Verschwörer vom 20. Juli 1944 vielen in der deutschen Nachkriegsgesellschaft nicht etwa als Widerständler gegen ein Unrechtsregime, sondern als Verräter, die dem deutschen Volk mit ihrer Aktion geschadet hätten. Diese Haltung wandelte sich erst allmählich, wozu sicherlich auch die verdienstvolle Arbeit von Annedore Leber mit ihrem Mosaikverlag beigetragen hat. Lange Zeit galten auch die tatsächlichen und vermeintlichen Mitglieder der „Roten Kapelle“ (im Übrigen eine Wortschöpfung der Nationalsozialisten) nicht etwa als Widerständler, sondern als Spione der Sowjetunion. Die Veranstaltung zu dieser Gruppe offenbarte in drastischer Weise, wie westdeutsche und ostdeutsche Historiker und Politiker

mit dem Schicksal dieser Menschen ihr ideologisches Süppchen gekocht haben: Durch Fälschen ganzer Lebensläufe für die DDR-Geschichtsschreibung und Diffamierungen und Verbreitung von Halbwahrheiten in der bundesrepublikanischen Presse. In den 1980er Jahren wurde darüber diskutiert, ob zum Beispiel das Verstecken von Jüdinnen und Juden lediglich als mutige Zivilcourage oder doch als Widerstandshandlung gewertet werden könne. Im Rahmen der Diskussion über das Verhalten der nach Deutschland verschleppten Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern ist in den letzten 20 Jahren nicht nur darüber gesprochen worden, dass diese Menschen Opfer der nationalsozialistischen Politik waren, sondern auch Akteure. Wenige haben sich, auch aufgrund der Sprachbarrieren und des gut nachzuvollziehenden Misstrauens gegenüber den Deutschen, an konkreten aktiven Widerstandsaktionen beteiligt. Individuelle Arbeitsverweigerung war aber weit verbreitet. Das war nicht ungefährlich, denn es konnte auch als Sabotage ausgelegt werden. Trotzdem wird man auch diese Formen des Handelns, wenn sie kollektiv ausgeübt worden sind, ebenfalls als Widerstandshandlungen bzw. als widerständiges Verhalten ansehen können.

Kontroversen über tatsächlichen oder angeblichen Widerstand blieben bei der Veranstaltungsreihe nicht aus. Die größten Auseinandersetzungen gab es gleich bei der ersten Veranstaltung, die das Verhalten einer nur Fachkreisen bekannten kleinen Gruppe, die aus der bündischen Jugend hervor gegangen war, vorstellte. Wie viel Anteil hatte die bündische Jugend an der Verbreitung der nationalsozialistischen Ideologie? War das taktisch kluge Anpassen der Gruppe um „tusk“ an die Verhältnisse nach 1933 ein widerständiges Verhalten oder eine Form von Mitläufertum? Die Antworten bleiben kontrovers. Was die Veranstaltungsreihe gezeigt hat: Die Nationalsozialisten hatten es geschafft, weite Teile der Gesellschaft zu bestimmen, viele Jahre sogar in Übereinstimmung mit der Mehrheit der Deutschen. Es gab aber von Anfang an Widerstand und widerständiges Verhalten gegenüber der Diktatur. Dazu zählt jedes Verhalten, mit dem sich die Menschen individuell oder gemeinsam mit anderen gegen das Unrechtsregime gestellt haben. Dieser Widerstand war vielfältiger als viele Jahre lang in Ost- und Westdeutschland dargestellt. Wir haben

das Schicksal von bewundernswerten Menschen kennen gelernt, die ihr Engagement zum Teil mit ihrem Leben bezahlen mussten. Glücklicherweise riskieren wir heute nicht unser Leben, wenn wir uns gegen rechtsradikale und rassistische Tendenzen wenden.

Wachsame Beobachten und Zivilcourage sind aber auch heute gefordert. Dazu hat die Veranstaltungsreihe beigetragen.

Jürgen Karwelat

**Dokumentation zur Veranstaltungsreihe
der Berliner Geschichtswerkstatt e. V.
von Januar bis Juni 2014**

13. Januar

„Wir sind Löwen, tragen Mähnen und brüllen gewaltig“
(Eberhard Koebel / tusk)

10. Februar

Oda Schottmüller –

„Agentenflittchen“ oder „Kundschafterin Moskaus“?

10. März

Maria Gräfin Maltzan –

Zivilcourage einer Berliner Tierärztin

7. April

Berliner Arbeiterwiderstand –

die Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation

12. Mai

Widerstand von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern

16. Juni

Widerstand war möglich –

Kohlenhandlung Julius und Annedore Leber

www.berliner-geschichtswerkstatt.de

Goltzstraße 49, 10781 Berlin

Tel: 030-215 44 50